



BERLINER

TASCHENBUCH.



1843.

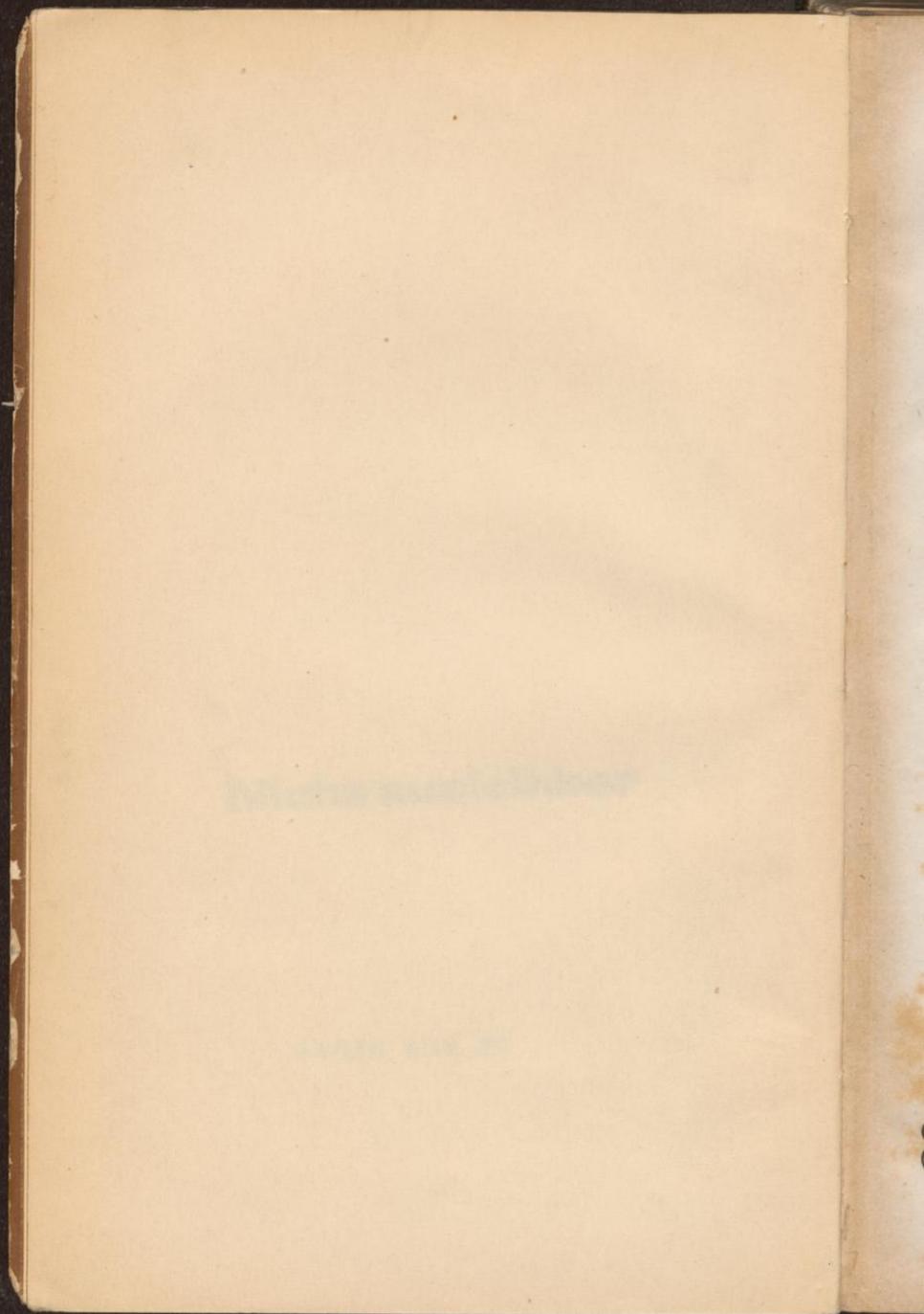
11.
11

Nicht ausleihbar

+4030 639 01

Berliner Taschenbuch

Verlag von ...

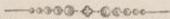




Berliner Taschenbuch.



Der volle Ertrag ist — ohne Abzug der Kosten — zur
einen Hälfte für die Nothleidenden Hamburgs, zur andern
für die Armen Berlins bestimmt.

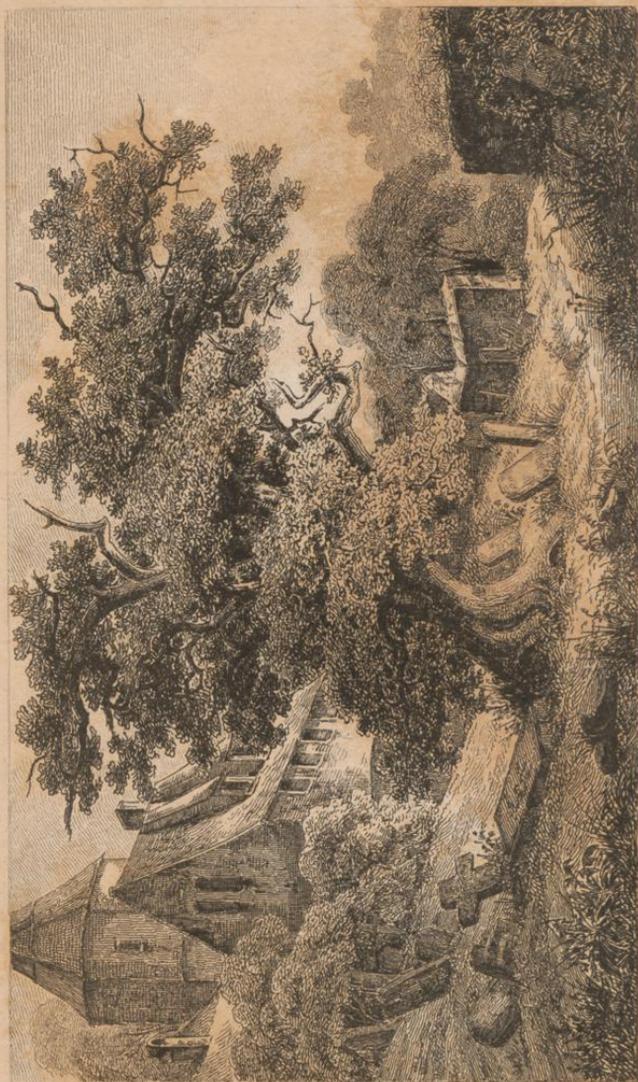


D. Lit
744



Das volle Recht ist — ohne Abzug der Kosten — zur
einen Hälfte für die Hochschule, zum andern
für die Provinz bestimmt.

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf



Dr. Pringle in W. Va.

Berliner

TASCHENBUCH.

Königin Elisabeth Luise

Herausgegeben

von Preussen

von

H. Kletke, Alexander Duncker, Eduard Hänel.



unterthönigst zugeeignet.

BERLIN,

bei Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhändler.

1843.

D. Lit. 744

Landes- u. St-
Bibliothek
Düsseldorf

W. Z.

05.673

Ihro Majestät
Berliner Taschenbuch.

der

Königin Elisabeth Luise

von Preussen

Achim von Arnim, mitgetheilt von Baronin Bettina von Arnim
— Beckh — Freiherrn von Eichendorf — Ferrand — Freiherrn
de la Motte Fouquet — Geibel — Goethe — Wilhelm Grimm
Gruppe — Harig (Wilhelm Albrecht) — Gräfin Sahn — Sahn
Mitzig, Mittheilungen über und von Immermann — Kopisch
— Kugler — von Kauschack — Th. Mayer — Mühlbach —
Nollstab — G. Ritter — F. Rückert — Adelheid von Steller
both — Streckfuß — Varnhagen von Ense — Verfasserin
von Gedichte-Gebilde — Zenne

Redirungen von Grieben und Rosemann.

unterthänigst zugeeignet.

Ihre Majestät

der

der

Königin Elisabeth Louise

von Preussen

W. Z.

unterthänigst zugeeignet.

15-572

Berliner Taschenbuch.

Mit Beiträgen

von

Achim von Arnim, mitgetheilt von Baronin Bettina von Arnim
— Boeckh — Freiherrn von Eichendorff — Ferrand — Freiherrn
de la Motte Fouqué — Geibel — Goethe — Wilhelm Grimm —
Gruppe — Häring (Willibald Alexis) — Gräfin Hahn-Hahn —
Hitzig, Mittheilungen über und von Immermann — Kopisch
— Kugler — von Meusebach — Th. Mügge — Mühlbach —
Rellstab — C. Ritter — F. Rückert — Adelheid von Stolter-
foth — Streckfuss — Varnhagen von Ense — Verfasserin
von Godwie-Castle — Zeune

und

Radirungen von Grieben und Hosemann.

Der volle Ertrag des Taschenbuches ist zu
gleichen Theilen für Hamburg und Berlin be-
stimmt, und die Herren, Buchdruckereibesitzer
Eduard Haner in Hofbuchhandlung Alexander
Duncker, welche sich sogleich gern bereit mit

Berliner Taschenbuch.

Adrian von Arnim, mitschreibl. von Baronin Helmine von Arnim
— Besckh — Freiherin von Knochendorf — Fetzend — Freiherin
— de la Motte Fouquet — Gabel — Gabel — Wilhelm Grimm
Gruppe — Baron Wilhelm Alexis — Grafin Kabin-Kabin
Hilke, Mithelungen über und von Immermann — Kopsch
— Kugler — von Neussach — Th. Nägele — Nefinbach
Kollatsch — G. Ritter — F. Rückert — Adelheid von Söllner
Joh. — Strecklitz — Varnhagen von Ense — Verlagsort
von Gedwiz-Galle — Xense

Verlag von Grieben und Neumann.

mir vorzüglich, haben der Erstgenannte den
 Druck des Taschenbuchs, der Letztere die
 Papier- und alle übrigen Herstellungskosten
 übernommen: so dass den Nothwendigen
 eine nicht unansehnliche Gabe aus diesem
 auch vom Publikum begünstigten Unter-
 nehmung zufließen wird.

Nicht genug kann ich die freundliche Theil-
 nahme rühmen, welche sich dem wohlthätigen
 Zwecke meines Unternehmens auf das will-
 fährigste darbot, und es allein möglich machte,
 diesem Zweck in so bedeutender Weise zu
 genügen. Ich ergreife daher mit Freuden die
 Gelegenheit, dem Kreise hochgeehrter Frauen
 und Männer, welche mich durch literarische
 Beiträge bei der Herausgabe des Berliner Ta-
 schenbuchs unterstützten, so wie den treff-
 lichen Künstlern, welche es bildlich ausstatteten,
 meinen wärmsten Dank zu bezeugen.

Der volle Ertrag des Taschenbuchs ist zu
 gleichen Theilen für Hamburg und Berlin be-
 stimmt, und die Herren, Buchdruckereibesitzer
 Eduard Hänel und Hofbuchhändler Alexander
 Duncker, welche sich sogleich gern bereit mit

mir vereinigten, haben der Erstgenannte den Druck des Taschenbuches, der Letztere die Papier- und alle übrigen Herstellungskosten übernommen: so dass den Nothleidenden eine nicht unansehnliche Gabe aus diesem, auch vom Publikum begünstigten Unternehmen erwachsen dürfte.

Berlin, im August 1842.

H. Kletke.

Der volle Ertrag des Taschenbuches ist zu gleichen Theilen für Hamburg und Berlin bestimmt, und die Herren, Buchdruckereibesitzer Eduard Henel und Hofbuchbändler Alexander Duncker, welche sich sogleich gern bereit mit ihrem Künstlern, welche es bildlich anzuordnen, schönstes unterstützten, so wie den trefflichen Beiträge bei der Herausgabe des Berliner Taschenbuches, dem Kreise hochgeachteter Frauen und Männer, welche mich durch literarische Gelegenheiten, ich ergriffe daher mit Freuden die diesem Zweck in so bedeutender Weise zu fördernde, und es allein möglich machte.

Der Friedhof im Walde.

(Zum Titelkupfer.)

O wer hier ruhte, wer hier schlief!
 Kein feindlich Auge dränge nach,
 Kein Schlag der wilden Sehnsucht rief
 Ihm Leid und Liebe pochend wach!

Kein hast'ger Ton der Welt verwirrt
 Die Ruh, die Rast, den Friedenstraum;
 Kaum dass ein müder Wanderer irrte
 Wegab in diesen stillen Raum.

Nur aus dem Waldesdunkel bebte
 Ein tiefer Nachtigallenlaut,
 Und in den Eichenwipfeln webte
 Ein ahnend Rauschen gar vertraut.

Ja, wer hier ruhte, wer hier schlief,
 Beschattet so von Kreuz und Stein:
 Kein Schmerz der Sehnsucht pocht' und rief
 In seinen Schlummer wild hinein.

O Waldesduft, o Friedhofsegen,
 Was weht in deinem Hauch mir zu?
 Schon muss das Herz sich leiser regen —
 O nimm mich auf, o gieb mir Ruh!

Bis über Gräber, Kreuz' und Steine
 Ein wunderheller Morgen bricht,
 Der Himmel quillt von goldnem Scheine,
 Die Erde trinkt lebend'ges Licht:

Der Wald in nie gefühltem Schauer
 Rauscht himmelwärts mit frohem Drang,
 Der Nachtigall geheime Trauer
 Schmilzt selig in dem hellen Klang.

Es weht, es weckt, es bebt, es blühet
 Hinunter in den stillen Raum;
 O Licht, o Klang, es zuckt, es ziehet
 Allmächtig durch den Grabestraum.

H. Kletke.

Thu' deine Hand auf!

Thu' deine Hand auf, Reicher! gieb dem Armen,
Auf dass er mög' im Winterfrost erwärmen,
Auf dass er möge seinen Hunger stillen
Und seinen Menschenleib gleich dir umhüllen.

Thu' deine Hand auf! was dir Gott gegeben
Von Erdengütern, das gehört dem Leben;
Du selbst gehörst dem Tod; denn du musst sterben,
Was du geerbt, ein Andrer wird es erben.

Thu' deine Hand auf! eh' sie nichts mehr halten,
Nichts mehr verknüpfen kann und nichts mehr spalten.
Weisst du, wie schwer einst Dankesthränen wiegen,
Wenn deine Thaten in der Wage liegen?

Adelheid v. Stolterfoth.

Ankunft und erster Aufenthalt in Hamburg

1794.

Mit günstigem Winde fuhren wir von Haarb-
 burg zwischen den grünenden Inseln der fl-
 thenden Elbe hin, hatten schnell Hamburg und
 den vor ihm liegenden Wald von Masten vor
 Augen, lenkten vorsichtig in den Binnenhafen
 ein, arbeiteten uns durch das Gedränge hoher
 Schiffe, schwerer Ewer und leichter Jollen
 allmählich durch, und landeten endlich am
 Baumhause, wo dichte Schaaren Geschäftiger
 und Neugieriger uns aufnahmen. Man hielt
 uns für französische Emigranten, und machte
 uns als solchen schiefe Gesichter und für das
 Weiterschaffen unsres Gepäcks unbillige For-
 derungen; allein mein Vater, der holländischen
 Sprache kundig, verständigte sich bald mit den
 hamburgischen Arbeitsleuten, deren Mundart
 mir hingegen völlig fremd klang, und wir nah-

men unsern Weg zu einem herrlich auf den Butenkaien gelegenen Gasthofs; ich sah, dass mein Vater und der Karrenschieber in guter Zufriedenheit von einander schieden und letzterer freundliche Entschuldigungen machte, über die jener lachen musste; so viel verstand ich davon, dass es hart über die Emigranten herging, die sich dem gemeinen Mann in Hamburg, wie fast aller Orten, durch ihr anspruchsvolles Benehmen sehr verhasst gemacht hatten.

Der Eindruck der neuen Gegenstände, dieser gewaltigen Seeschiffe und des thätigen Hafenlebens, das durch viele Kanäle tief in das Innere der Stadt sich verzweigte; des endlosen Gewirres dieser volksbewegten, geschreivollen und engen Strassen, in denen doch ansehnliche hohe Häuser prangten; der mir neuen, in ihrer ausdrucksvollen Derbheit doch weichen und angenehmen Sprache; der auffallenden, höchst mannigfachen Trachten, in welchen viele Gewerbe hier eigenthümlich auftraten und die umliegenden Landschaften und Inseln ihre absonderliche Weise darstellten: dieser Eindruck überböt alles, was mir bisher noch vorgekommen war. Der Rhein mit seiner schon dem Seewesen anstreichenden Schiffahrt, das altherwürdige grosse Köln, das lebenvolle prächtige

Brüssel, die schönen Städte Mannheim und Strassburg, alles musste gegen diese neuen Bilder im Schatten stehen. Gleich bei dem ersten Ausgange, den ich mit meinem Vater machte, war ich nicht wenig überrascht, nachdem wir durch das Innere der Stadt gedrungen waren, jenseits derselben abermals eine Wasserwelt vor uns ausgebreitet zu sehen, hier von der Alster gebildet, die in weitem Becken aufgestaut als Binnenalster die schöne Strasse des Lungfernstiegs bespülte und von allerliebsten, zu Lustfahrten bestimmten Ruder- und Segelbooten wimmelte, denen die ausserhalb des Walles zum See erweiterte grosse Alster den weitesten Spielraum öffnete. Wir bestiegen sodann den die Stadt rings einschliessenden, hohen, mit herrlichen Schattenbäumen bepflanzten Wall, und hatten die volle Uebersicht sowohl des Innern der Stadt, aus dem damals sechs stolze Kirchthürme mächtig emporragten, als der reichen von Gärten und Landhäusern erfüllten Umgegend, und, indem wir uns von der Alster ab und der Elbe wieder zuwendeten, bald auch den Anblick Altona's und des mächtigen Elbstromes, bedeckt mit Schiffen jeder Art und Grösse. Vielleicht möchte man dem Sinn eines noch nicht zehnjährigen Knaben kaum zutrauen,

auf solche Einzelheiten mit Bewusstsein zu merken, und noch weniger, sie in einen Gesamteindruck zusammenzufassen: ich kann jedoch versichern, dass jedesmal, wenn in der Folgezeit, unter den verschiedenartigsten Lebensumständen und in reifstem Alter, mir der Anblick dieser eigenthümlichen hamburgischen Welt in die Seele drang, jener erste Jugendeindruck darin vorherrschend und jede spätere Betrachtung von ihm gehoben blieb. Alles wachsende Verständniss, alle gesteigerte Theilnahme, alle persönlichen Bande dankbarer Zuneigung konnten jenen Eindruck nur schärfer bestimmen und fortsetzen, aber nie verändern oder gar auslöschen.

Den Knaben beschäftigten aber auch jugendliche Anziehungen genugsam! Wir waren im Sommer 1794 in Hamburg angelangt, Tag und Monat kümmerten mich nicht, und ich weiss sie auch heute nicht anzugeben; aber ein köstliches Wahrzeichen ist mir von jenen Tagen als Zeitbestimmung verblieben: es war nämlich die Zeit der Kirschen, deren ungewohnte Namen Morellen und Kasbeeren mir schnell vertraut wurden. In den herrlichsten Sorten standen sie überall feil, die artigen Vierlanderinnen brachten sie anbietend bis in die Häuser und Zimmer, die Preise waren

überaus gering, und nie vorher hatte ich diese labenden Früchte so reichlich geniessen dürfen! Eine andre Lust gewährte das vor dem Hause lagernde Schiffsgeräth, Anker, Taue, Tonnen und Zimmerholz, auf dem ich in Gesellschaft eines Knaben des Hauses, der mir an Jahren wenig überlegen war, stundenlang herumkletterte, auch wohl in die Fahrzeuge stieg, welche dicht an der Kaie angelegt hatten; in einem kleinen Boote schaukelten wir uns einmal so lange, bis uns die Ebbe überraschte, und wir nun mitten im Schlamme festlagen, eine Verlegenheit, die wir bald als verzweiflungsvolle Noth empfanden, denn bis zur Wiederkehr der Fluth hier auszuharren, war uns ein entsetzlicher Gedanke; ein gutmüthiger Holländer des nächsten Schiffes half uns aus unserer Gefangenschaft, die leider vom Hause her schon gesehen worden war, und nun das strenge Verbot zur Folge hatte, je wieder die Schiffe zu betreten. Unsre Spiele dauerten aber fröhlich fort, und ich hatte den Gewinn, von meinem Gesellen sehr schnell das Plattdeutsche zu erlernen; als ich mich aber vor dem Vater mit dem Erworbenen gross machen wollte, empfing ich mit Erstaunen die Verwarnung, mich nie vor ihm so redend hören zu lassen, es sei dies die

Sprache der gemeinen Leute, ich dürfe nur Hochdeutsch reden. Ich fühlte bald etwas Schmeichelhaftes in diesem Unterschied und liess meinen Spielgesellen gelegentlich merken, dass ich der Sprache wegen mehr als er sei, jedoch kam ich damit übel an, er wies meinen Dünkel mit Hohn und Drohungen kräftig zurück, und ich bequemte mich gern, damit der Umgang friedlich fort dauerte, mit ihm in seiner Sprache zu reden, wobei nur vermieden wurde, dass mein Vater es hörte.

Schöneres Sommerwetter als das jener Tage hab' ich kaum wieder erlebt. Besonders waren die Mondscheinnächte herrlich; die laue, sich still abkühlende Luft erfrischte mit lieblichem Hauch, alle Fenster waren geöffnet, der jetzt tief ruhige Hafen lag im hellsten Schimmer vor uns, die mächtigen Schiffe als dunkle Schattenklumpen darin. Niemand wollte sich schlafen legen, man sprach aus den Fenstern mit den Nachbarn, bald wurde man einig herabzukommen, stellte vor dem Hause Stühle, und sass nun in lebhaftem Gespräch und im Genusse der freien Luft bis gegen den Morgen hin; französische Emigranten waren die Mehrzahl der Gäste, man sprach über die politischen Angelegenheiten, doch ohne Heftigkeit, man schien der Partheisucht zu verges-

sen wie auch der Sorge, die Manchen noch genug bedrängen mochte; eine der Damen sang mit schöner Stimme italiänische Lieder in die Nacht hinein, aus der Nähe antwortete eine frische Männerstimme; „*Sommes nous donc à Naples ou à Venice?*“ hört ich ausrufen. Ein paar junge Leute, welche spät über die Strasse gingen, und wahrscheinlich einem Schiff angehörten, an dem wir schon bei Tage die französische Freiheitsflagge bemerkt hatten, mochten die Emigranten wittern, und riefen: „*à bas les Aristocrates!*“ Wir hörten bald die Ruder des Bootes plätschern, das auf sie gewartet hatte und sie an Bord brachte, und die Herausforderung, welche bei Tage schwerlich so still abgelaufen wäre, ging in dem Friedensgefühle der schönen Nacht ungerügt vorüber.

Diese gute Zeit währte leider nicht lange. Die Beschränktheit der Mittel meines Vaters nöthigte ihn, den Aufenthalt im Gasthof abzukürzen, und sich bei schlichten Bürgern wohlfeiler einzurichten. Dies gelang bald, und wir zogen in die Neustädter Neustrasse, welche damals durch das starkbesuchte Ramkesche Vauxhall und einige neuerbaute schöne Häuser in Aufnahme kam. Hier begegnete uns gleich ein Charakterzug, der ächt

hamburgisch genannt werden kann. Ein Vermittler hatte für meinen Vater mit dem Hauswirth ein paar Zimmer besprochen, und die geforderte Jahresmiete konnte für sehr billig gelten. Als wir aber einziehen wollten, sagte der Wirth unerwartet, er habe es sich überlegt, wir könnten für die benannte Summe hier nicht wohnen, und fügte hinzu — bevor noch mein Vater der aufsteigenden verdriesslichen Empfindung Worte geben konnte, — der Freund habe ihn so sehr beeilt, und er daher in der Hast mehr ausgesprochen, als er jetzt finde, dass die Zimmer werth seien, er lasse sie um ein Drittheil wohlfeiler. Der Mann war ein Handwerker, und nur eben wohlhabend, aber keineswegs reich; auch heabsichtigte er nicht uns eine besondere Güte zu thun, sondern genügte nur dem eignen Billigkeitsgefühl.

Für mich trat nun eine neue Lebensart ein; die unbeschränkte Musse, die ich während der Reise und des Aufenthalts im Gasthofs genossen, hörte sogleich auf, meine Stunden wurden eingetheilt, und meinem Fleisse bestimmte Aufgaben gestellt. Da mein Vater mein einziger Lehrer war, und ich sein einziger Schüler, auch keine sonstigen Lerngenossen sich in meiner Nähe befanden, so hatte

dieses einsame Beschäftigtsein etwas Trauriges und Schwermüthiges, und ich muss hinzu-
 setzen Unbehülfliches; ich entbehrte schmerz-
 lich die Mittheilung, den Wetteifer, die Ge-
 meinsamkeit, welche das Lernen so förderlich
 beleben; ich hörte die lateinischen und fran-
 zösischen Worte und Redensarten, die histo-
 rischen und geographischen Namen, die ich
 mir einzuprägen hatte, nie aus anderm Munde,
 als aus dem meines Vaters. Doch über diesen
 Gegenstand wird später umständlicher zu spre-
 chen sein. Durch mein Alleinsein gezwungen,
 auch meine Spielstunden grösstentheils mit
 Lesen auszufüllen, empfand ich nur zu bald
 den Mangel an Büchern, wenigstens an sol-
 chen, die mein Alter reizen und ansprechen
 konnten, und ich wiederholte unzähligemal die
 schon gelesenen, z. B. Goethe's Götze von Ber-
 lichen und Lessing's Nathan den Weisen,
 die ich zum Glück eigen besass, oder griff
 auch zu solchen, die meinen Jahren keines-
 wegs angemessen schienen. Diese unfreiwil-
 lige Einsamkeit war für mich traurig, aber
 doch nicht unfruchtbar; ich lernte nachsin-
 nen und dachte mir Vieles aus, was Andern
 erst in reiferen Jahren klar wird, und gegen
 mancherlei Schlechtes blieb ich abgeschlossen
 und bewahrt.

Indess that mein Vater alles Mögliche, um mich nicht verstocken zu lassen. Wenn es nur irgend thunlich war, durfte ich ihn auf seinen Wanderungen begleiten, oder ich musste im Freien, auf dem Wall oder im Jungfernstieg, seiner warten, bis er von seinen Geschäften abkommen und mich dann zu weiteren Spazirgängen mitnehmen konnte. Oft auch begleitete ich ihn zu Besuchen, und er verfehlte dann nicht, mir zu sagen, wer die Leute wären, zu denen wir gingen, und wie ich mich bei ihnen zu benehmen hätte. So erinnere ich mich, mit ihm bei dem trefflichen Arzte Albert Heinrich Reimarus gewesen zu sein, dem das seltne Loos geworden war, schon in der dritten Geschlechtsfolge denselben Namen durch persönliche Auszeichnung zu verherrlichen. Nikolaus Reimarus, der aus Pommern nach Hamburg gezogen war, hatte als Schulmann und Philolog einen grossen Ruf erlangt, sein Sohn Hermann Samuel war durch Forschungen im Gebiete der natürlichen Religion und besonders durch die von Lessing herausgegebenen Fragmente berühmt geworden, dessen Sohn Albert Heinrich aber stand als Arzt und als wissenschaftlicher und patriotischer Schriftsteller in grösstem Ansehen. In ihm war etwas von Justus Möser und von

Benjamin Franklin, die zarteste Menschenfreundlichkeit und der glücklichste praktische Sinn, verbunden mit gründlicher Wissenschaft und leichter, fröhlicher Mittheilung. Seine kleinen Schriften, meist für augenblickliche Wirkung, zum Nutzen der Mitbürger, rasch hingeworfen, besprachen theils Gegenstände der medizinischen Polizei, theils andres Gemeinnütziges, wie den Blitzableiter, und selbst den Getreidehandel. Seine Verdienste hat Dr. David Veit in einer besondern Schrift gründlich und anmuthig gewürdigt. Mir sei erlaubt hier aus eignen frühen Eindrücke hinzuzufügen, dass er auch schon dem Knaben als ein durchaus liebenswürdiger Mann erschien. Die Art, wie er mit meinem Vater sprach, heiter, streitend, freundlich und doch fest, wie er sich dann voll Güte auch zu mir herabliess, seine Beachtung aller kleinen Umstände, welche das Zusammensein behaglich machen, die belehrende Unterhaltung, die sich mit der Vorzeigung seiner schönen Naturalien verknüpfte, alles fiel mir schon damals an ihm ungemein auf, und ich fühlte zu ihm die lebhafteste Hinneigung; es bedurfte nicht erst der Versicherung meines Vaters, dass ich diesen Mann hoch zu ehren habe, für ihn war das beglückende Gefühl der Ehrfurcht in meiner

Brust schon von selbst rege! Elise Reimarus, die ausgezeichnete Schwester des Arztes, die Freundin Lessing's, habe ich leider nie gesehen.

Ein andrer Gelehrter von ganz hamburgischer Art und Nutzbarkeit kam mir in dem berühmten Professor Büsch vor Augen. Seine gründlichen Kenntnisse hatte er den Bedürfnissen und dem Besten seiner Mitbürger zugebildet, und durch die Leitung einer Handelsakademie, durch seine staatswirthschaftlichen Vorlesungen, und besonders auch durch seine vielgelesenen Schriften über den Geldumlauf und den Welthandel, sich um die hamburgischen Angelegenheiten wesentlich verdient gemacht, ja sogar politisch günstig eingewirkt; denn wie in Hamburg seine Aussprüche fast unbedingt galten, so stand auch auswärts sein Wort in gutem Ansehen, und half manches Vorurtheil bekämpfen, das den Interessen der Stadt gefährlich werden konnte. Wo sich der würdige, schon bejahrte Mann zeigte, beieferte sich alles um ihn her mit Achtsamkeit und Ehrenbezeugung. Er war recht eigentlich ein Mann bei der Stadt, dessen Namen auch der geringste Bürger kannte, und von dessen Wohlmeinung und Tüchtigkeit jeder überzeugt war. Ich fand aber zwischen ihm und

Reimarus einen grossen Unterschied; Büsch hatte wenig Ansprechendes, er war trocken und schien kalt, auch gefielen sein Ruhm und sein Ansehen ihm allzusehr, und man vermisse die wohlthuende Lebendigkeit, in welcher der höhere Geist von Reimarus sich bewegte.

Mit Büsch in nächstem Zusammenhange stand der Professor Brodhagen, sein Schüler und Nachfolger, aber an frischer Thätigkeit und wirksamer Lehrgabe ihm weit überlegen. Er hielt unentgeltliche Vorträge für Handwerker und Gewerbsleute über die ihrem Bereiche nothwendigen mathematischen und technischen Kenntnisse. Grössere Klarheit und Eindringlichkeit konnte nicht gefunden werden, und sein Eifer war gränzenlos, denn er floss aus einem Herzen, das für Menschenwohl und Menschenveredlung glühte. Sein Hörsaal war immer gedrängt voll, und unzähligen Menschen hat er auf bessere Wege des bürgerlichen und auch sittlichen Gedeihens geholfen. Unglücklicherweise befiel ihn während der besten Ausübung seines grossen Talents eine unheilbare Geistesstörung, und hemmte seine schöne Wirksamkeit, die darauf von Andern mit wechselndem Erfolge fortgesetzt wurde. Nicht vergessen darf ich hier

den zu seiner Zeit berühmten Ludwig von Hess, der früher schwedischer Offizier gewesen, aber jetzt mit Leib und Seele hamburgischer Bürger war. Seine „Durchflüge durch Deutschland“ hatten ihm den Ruf grosser Freimüthigkeit und feuriger Darstellung erworben, seine gründliche „Beschreibung von Hamburg“ verdiente den Dank seiner neuen Mitbürger. Ich habe ihn später im verhängnissvollen Frühjahr 1813 genauer kennen lernen, das Alter hatte seine Kraft nicht geschwächt, aber ihren Aeusserungen etwas Grillenhaftes und Ungelenkes gegeben, das seiner früheren Zeit nicht anhaftete; das einmal, dass ich in dieser ihn gesehen zu haben mich erinnere, machte er auf mich einen ganz guten Eindruck, ungeachtet sein Gesicht, weil ihm ein Stück der Nase fehlte, etwas Abschreckendes hatte, ein Umstand, der bei seiner späteren Rolle als Anführer der hamburgischen Bürgergarde doch gar sehr als ein hinderlicher von ihm verspürt wurde!

Von bedeutendem Namen war auch der ehemals preussische Hauptmann von Archenholz, der die Geschichte des siebenjährigen Krieges für die grosse Lesewelt geschickt bearbeitet hatte, und jetzt als Herausgeber der Zeitschrift „Minerva“ sich in politischen Din-

gen gewichtig vernehmen liess. Der preussische Offizier war in ihm wenig mehr zu erkennen, er hatte eher das Aussehen eines holsteinischen Pächters, der auf gute Marktgeschäfte sinnt; in den Schwierigkeiten der Zeitläufte wusste er sich klug zu winden, und wenn er nachdrücklich zu versichern pflegte, „Ich gehe meinen Weg gerade durch,“ dabei aber mit dem Stocke bald zur rechten bald zur linken Seite vor sich her schlenkerte, so war man geneigter, seiner symbolischen Gebärde zu glauben als seinem klaren Worte.

Der glänzendste Stern der hamburgischen Geisteswelt war unzweifelhaft Klopstock; allein er lebte sehr zurückgezogen, und sah nur einen kleinen Kreis älterer Freunde und Freundinnen bei sich. Man zeigte mir seine Wohnung in der Königsstrasse, und auch ihn selbst, da er eben aus dem Hause kam, um wie es schien spaziren zu gehen. Er hatte ein feierlich ehrwürdiges, dabei etwas leidendes und scheues Aussehen; seine Züge waren nicht schön, man hätte sie hässlich nennen müssen, wäre nicht ein edler Ausdruck in ihnen sichtbar gewesen. Still wandelte der unscheinbare Mann durch die Strasse dahin, wer ihn aber kannte, zog den Hut vor ihm

ab. Das Volk von Hamburg bewies im Allgemeinen für die Männer, die ihm als geistige Würden und Zierden bekannt waren oder genannt wurden, die aufrichtigste Ehrerbietung. Alle diese Männer waren mehr oder weniger der französischen Revolution zugewandt, und indem sie die grausamen Thaten, in welche der Verlauf ausartete, gehörig verabscheuten, so billigten sie doch fortwährend die Grundsätze, von denen die Bewegung ausgegangen war, und welche selbst bei den gräuelhaften Ausschweifungen im Wesentlichen noch immer verkündigt und verfochten wurden. Der eifrigste Anhänger der neuen Dinge in Frankreich war aber der Syndikus Sieveking, ein Mann von ungemeiner Thatkraft und vielfachem Talent, der auch in Paris als Abgesandter die guten Verhältnisse zwischen der hamburgischen und der französischen Republik mit kluger Umsicht gewahrt, und durch den mit Frankreich offen erhaltenen Handelsverkehr, von welchem Kaiser und Reich vergebens abmahnten, den Hamburgern ausserordentlichen Gewinn aufgeschlossen hatte. Der Wohlstand nahm unter diesen Umständen sichtbar zu, und man konnte derjenigen Seite, von welcher so viel Vortheil erwuchs, unmöglich gram sein; indess reichte

dieser Grund bei weitem nicht hin, um die entschiedene Sympathie zu erklären, welche nicht nur der mittlere Bürgerstand, sondern auch die unterste, sonst in ursprünglicher derber Deutschheit fest abgeschlossene Volksklasse überwiegend für die französische Freiheit an den Tag legte. Jedermann schien zu fühlen, dass es sich dort in allen Wechseln doch schliesslich um das Bürgerthum handle, auf der Gegenseite aber sah man nur die Sache verbündeter Höfe; in dieser auch eine deutsch-nationale zu sehen, lag viel zu fern.

Zu dieser vorherrschenden Stimmung trugen aber besonders die französischen Emigranten bei. Vor den siegreichen Waffen ihrer Landsleute fliehend, in vielen deutschen Ländern nicht mehr geduldet, in andere nur mit vorsichtiger Auswahl zugelassen, waren sie in übergrosser Menge nach Hamburg zusammengeflossen, als nach einem letzten Zufluchtsorte, wo noch Sicherheit und mannigfaches Unterkommen sich zeigte, und allenfalls zu weiterer Flucht oder Unternehmung die See offen war. Gewiss befanden sich unter ihnen edle und ausgezeichnete Menschen, auch ausser denen, die schon als solche bekannt und namhaft waren; allein die Mehr-

zahl war ein heillosos Geschlecht, sittenverderbt, unbescheiden, durch Eitelkeit und Prahlerei unerträglich. Dem schlichten, braven Sinne der Hamburger wurden diese überall sich aufdrängenden, geschwätzigten Müssiggänger, die es an mancherlei Ungebühr nicht fehlen liessen, schnell verhasst, und im Widerwillen gegen die Emigranten entstand als Gegensatz manche lebhaftere Theilnahme für die Republikaner, die man nur in wenigen und achtbaren Beispielen vor Augen hatte, in diplomatischen Personen von strenger Haltung und in Handelsbeauftragten, die den besten Häusern empfohlen waren.

Die Emigranten sah man täglich in Schaaren den Jungfernstieg auf und ab wandeln, zu gewissen Stunden hatten sie ihn, der damals nur halb so breit war als jetzt, fast ausschliesslich in Besitz, und ihr heftiges Deklamiren, Parliren und Gestikuliren war den Hamburgern ein auf öffentlicher Strasse ungewohntes und ärgerliches Schauspiel. Dabei zeigten sich im Aeussern schon viele Merkmale der Noth und Sorge, man hörte von verzweiflungsvollen Entschlüssen, so wie im Gegentheile auch von klugen und sinnreichen Auswegen, von rasch und leicht ergriffener bürgerlichen Thätigkeit, der sich in

den meisten Fällen ein günstiger Erfolg und freundliche Achtung zugesellte.

Mit diesen Emigranten war auch ich schon häufig in Berührung gekommen; ein Knabe, der des Französischen etwas kundig war, hatte bei ihnen schon Anspruch auf einige Beachtung; ich konnte jedoch dem Reize nicht widerstehen, mich ihnen als einen Republikaner zu bekennen und mit den Freiheitsliedern, die ich von Strassburg her im Kopfe hatte, gröss zu thun, worüber wohl Einige lachten, Andre hingegen sich erboteten; ein Abbé, der sich verächtlich abwendete, indem er hinwarf: „*Il faut donner le fouet à ce garçon!*“ würdigte mich keines Blickes mehr, ich aber sah ihn um so trotziger an und erblickte nun einen persönlichen Feind in ihm, an dem ich für jenes schimpfliche Wort Rache zu üben hatte, aber zu nehmen doch keinen Rath wusste. Eines Tages aber wurde mir anderweitig eine Genugthuung. Auf eines der Kaffeehäuser, wo die Emigranten sich häufig einstellten, um bei dem Genuss einer mässigen Erfrischung die französischen Zeitungen zu lesen, hatte mein Vater mich mitgenommen, und während auch er sich in seine Blätter vertiefte, wurde mir die Zeit lang, ich streifte in den Zimmern umher, und nahm

endlich meinen Platz an einem Fenster, um auf die Strasse zu sehen. Neben und hinter mir standen einige Emigranten, deren Gespräch sich mehr und mehr erhitzte, zugleich aber leiser wurde. Dies fiel mir auf, und erregte meine Neugier. Die Unterhaltung ganz aufzufassen überstieg meine Kräfte, doch konnte ich so viel verstehen, dass die Herren heftig gegen die Generale und Truppen der Verbündeten loszogen, sie der Dummheit und Feigheit, ja des Verraths beschuldigten, und zuletzt ihre Schmäreden auch gegen die Herrscher selbst richteten, denen sie das Loos wünschten, das der König Ludwig — nach ihrer Meinung auch nicht unverdient — erlitten; als nun gar die Schadenfreude ausbrach, dass es den Verbündeten im Felde so schlecht ging, dass sie vor den tapfern Franzosen nicht Stand hielten, und als man den Oesterreichern, Preussen und Engländern ferner alles Unglück wünschte, da konnte ich mich des Lachens nicht enthalten, und verrieth dadurch, dass ich ihre Reden einigermaßen verstanden hatte. Die Emigranten stutzten, forschten, wem ich wohl angehören möchte, und als sie meinen Vater ausgefunden, nahm ihn einer von ihnen bescheiden in Anspruch, und bat, es möchte von einigen

hatte, vermissen mögen. Er war misstrauisch freien Aeusserungen, die vorgefallen, und die ein Knabe leicht habe missverstehen können, nicht weiter die Rede sein. Mein Vater war kaum verständigt, was sich ereignet hatte, als er mit heitrem Freisinn die Leute bestens beruhigte, und ihnen versicherte, solche Widersprüche begegneten ihm nicht zum erstenmal. Mir jedoch war nicht ganz recht, dass er mit den Lästerern so freundlich that, und nun noch lange an ihren Gesprächen Theil nahm, ja sogar in der Folge mit zweien oder dreien in guter Bekanntschaft blieb.

Mir war übrigens schon längere Zeit auffallend, dass mein Vater, ein so eifriger Freund der Freiheitsgrundsätze, um derentwillen er die härteste Verfolgung erlitten und noch in Bann und Bedrängniss lebte, gleichwohl keine Anschliessung an die jetzt siegende Parthei suchte, mit den republikanischen Franzosen, deren Kokarde ihm doch der erfreueste Anblick war, keinen Verkehr anknüpfte, im Gegentheil seinen Umgang mit Franzosen fast nur, sei es Zufall oder Absicht, auf der Seite der verhassten Emigranten hatte. Später habe ich mir diese Erscheinung wohl genugsam erklären können, und sie hat in meinem eignen Leben sich oftmals wiederholt. Es ist gewiss ein löblicher Zug im

Menschen, wenn seine Anerkennung und Pflege guter Eigenschaften in Andern nicht davon bestimmt wird, ob diese auf seiner eignen Seite stehen oder auf einer gegnerischen; zwar ist dies nur Gerechtigkeit, aber eine in der Anwendung seltne, denn meist müssen die Grundsätze zum Deckmantel eigensüchtiger Zwecke dienen, und diese fordern stets völlige und blinde Partheinahme. Mein Vater aber, indem er die französische Freiheit von Herzen liebte, verabscheute die Grausamkeiten und Gräuel der Revolution, und betrauerte besonders die Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten, von dessen bestem Willen er überzeugt war. Andreseits liebte er die Geistesbildung und feine Sitte der Franzosen, und den Aristokraten war ein bester Antheil hieran nicht abzusprechen, den er stets ehrte und rühmte; denn ein wahrer Volksfreund, meinte er, müsse die unteren Klassen zu erheben und zu veredeln streben, nicht aber sich selber zu ihrer Rohheit und Unwissenheit herabstimmen; wer dies gern und beflissen thue, sei ein Volksverführer, und habe gewiss unedle Zwecke.

Glanz der Bildung und Ruhm des Geistes bestachen aber meinen Vater nicht so sehr, dass er wesentlichere Eigenschaften darüber

hätte vermissen mögen. Er war misstrauisch gegen die sogenannten Berühmtheiten, und hasste die Ziererei der Gebildeten, wie die Pedanterei der Gelehrten. Seine wahre Neigung war für den biedern, tüchtigen Bürgerstand, wo die nöthigen Kenntnisse nicht fehlen, ein gesunder, heller Sinn waltet, und heitre Güte ohne viel Aufhebens das Rechte und Angemessene thut, um sich und Andern das Leben froh zu machen. Konnte sich hierin sein Ursprung vom Rhein nicht verläugnen, so durfte in diesem Betracht der Aufenthalt an der Elbe auch wieder am leichtesten ihm zur neuen Heimath werden. Ehrenwerther und gediegener kann nirgend ein Bürgerthum gefunden werden, als dasjenige ist, welches in Hamburg die mittlern Stufen des Gewerbs und Handels einnimmt; im Verhältnisse der Bevölkerung ist gerade diese Klasse überaus zahlreich und für das Leben der Stadt von überwiegender Bedeutung. Viele der reichsten und angesehensten Kaufleute sind aus diesem Mittelstande hervorgegangen, und gehören ihm, wenn auch durch grossweltliche Stellung ihm längst entwachsen und weit überragend, durch Gesinnung, Gewohnheit und Sitte fortwährend an. Ja selbst im Besitze der tiefsten und feinsten Bildung, wie

in Ausübung der verschiedenartigsten, von fremden Ländern und Verhältnissen bedingten Lebensthätigkeit, als Virtuos zum Beispiel oder als Krieger, bleibt dieser Hamburger am längsten sich und seiner Art getreu. Mit Männern solches Schlages hatte mein Vater bald Bekanntschaft, die Orte, wo sie zu finden waren, wurden auch ihm die liebsten.

Auf dem Baumhause, in einem für jederman offenen Gastzimmer, kam gewöhnlich Nachmittags eine Gesellschaft zusammen, die ganz das Vertrauliche eines geschlossenen Klubs hatte; doch vereinigte kein andres Band, als die freundschaftlichste Herzlichkeit, die sonst in Denkart und Ansichten sehr verschiedenen Theilnehmer. Hieher nahm mein Vater mich gewöhnlich mit, und es gefiel mir unter den Leuten von altem Schrot und Korn recht gut, doch eilte ich immer bald hinaus, um lieber im Freien, hinter schützendem Geländer, dem grossartigen Hafengewühl zuzusehen, das vor mir in verwirrendem Gedränge sich bewegte. Es war damals die glänzendste Zeit der hamburgischen Schiffahrt. Die grössten Seeschiffe aus Ost- und Westindien, vom Kap und aus Nordamerika, aus Spanien, Portugal und Neapel, aus der Levante und dem Norden, am häufigsten aber aus England, Hol-

land und Frankreich, zogen dicht vor mir vorüber, dazwischen hochbeladene Ewer, welche die gelöschten Waaren in die Speicher schafften, und Ueberfahrtsboote mit Einem Ruder, kleine Kähne mit Zufuhr von Tagesbedürfnissen, alles im engsten Raume zwischen einander, oft stockend, unter Geschrei und Streit in allen Sprachen, dann doch wieder alles entwirrt und in Gang, und mit Kraft und Eile seinem Ziele zusteuern. Wie oft schien mir ein schwaches Boot, zwischen zwei ungeheuern, gegen einander schwankenden Schiffen verschwindend, schon verloren, das gleich darauf aus der fürchterlichen Klemme doch unzerquetscht hervorschlüpfte, und munter seinen Weg fortsetzte! Ich habe die glücklichsten Nachmittagsstunden bei diesem Hafenschauspiel erlebt, und wenn ich erwäge, was alles diese Bilder und Eindrücke in mir geweckt, zu wie vielem Verständniss und Nachdenken sie mich geleitet, so muss ich diese ergötzlichsten Stunden auch zu den mir fruchtbarsten jener Zeiten rechnen.

Kam ich dann, erfüllt von diesem grossartigen, bei aller Wiederholung doch immer auch neuen Schauspiele zur Gesellschaft zurück, so brauchte ich nur hinzuhören, um aus zufälligen Aeusserungen manchen will-

kommenen Aufschluss über die mir wichtig gewordenen Gegenstände zu empfangen, über Ausrüstung und Führung der Schiffe, Kapererei, Seerecht, Bezug und Verschleiss der Waaren, und was sonst den Weltverkehr und seine Hülfsmittel anging. Auch Geschichten kamen häufig vor, glückliche und unglückliche Abenteuer, Gefahren zur See, merkwürdige Gewinnste, seltsame Verluste; denn fast alles, was gesprochen wurde, hielt sich an das thätig-wirksame Leben, wobei die Staatssachen und der Krieg natürlich nicht im Hintergrunde standen. Einen besondern Gewinn zog ich aus diesen Unterhaltungen auch durch die Kenntniss, die ich von der hamburgischen Verfassung allmählig erhielt. Hätte ich diese Kenntniss aus Büchern schöpfen sollen, so würde sie mir reizlos und mühsam gewesen sein, wie die der Verfassungen von Athen und Sparta, mit denen ich mich schon hatte plagen müssen; aber im lebendigen Verhandeln, im streitenden Auseinandersetzen und Folgern, bei oft lange schwebender Zweifelhaftigkeit des Ergebnisses, empfieng die Sache eine dramatische Spannung, an der auch ein Knabe mit Eifer Theil nehmen konnte. Ein besondrer Reiz lag in der Behauptung, dass

auch die französischen Konstitutionsarbeiten oft nahe mit den hamburgischen Formen zusammenträfen, und diese letztern den Ruhm ansprechen dürften, der grossen Nation ein durch Erfahrung bewährtes Muster gegeben zu haben. Die Verfassung der Stadt war überhaupt der Gegenstand, über welchen jeder Hamburger gern sprach; und schon durch Hausleute, Nachbarn, Mägde und Kinder auf bedeutsame Einzelheiten hingewiesen, war ich nun um so begieriger, zu einem Ueberblick des Ganzen aufzusteigen, der mir denn auch bald in genügender Klarheit vorlag. Als ich später die hamburgische Verfassung in Ludwig von Hess trefflicher Darstellung las, hatte ich das angenehme Gefühl, alles Wesentliche schon aus lebendiger Mittheilung zu kennen, und nur wenig Erhebliche aus der Schrift hinzulernen zu dürfen. Von den Theilnehmern jenes Kreises sind mir noch viele markige Gestalten vollkommen gegenwärtig. Ich nenne einige Namen, an denen vielleicht hin und wieder noch ein Nachbar sich freut. Ein Schiffsmakler Brödermann hatte neben seiner herzugewinnenden Biederkeit den durchdringendsten Scharfsinn, welche beide Eigenschaften in seinem unvergleichlichen Humor auf das glücklichste

verwebt erschienen. Als eines überaus frohsinnigen, geistesregen und wohlthätigen Mannes erinnere ich mich des Kaufmanns Brüning, ferner des wunderlichen, zugleich streng- und weichmüthigen, in späterer Zeit mit Blücher befreundeten Weinhändlers Stintzing, sodann eines gewaltigen Schmiedemeisters, dessen Namen mir entfallen, nicht aber der Eindruck seiner Stentorstimme, mit der er sich leidenschaftlich für die Girondisten und diese für die edelsten Kerls erklärte, welche Frankreich je hervorgebracht habe! Unter Allen jedoch, mit denen ich meinen Vater in Verbindung sah, war mir niemand persönlich werther, als der gradsinnige, feingebildete und auch litterarisch unterrichtete Kaufmann Middeldorpf vom Rödingsmarkt, mit dessen Kindern ich bisweilen spielen durfte; und dann der spanische Consul Kirchhof, von dem später noch die Rede sein wird.

Bei einem wackern Wirth auf dem Alten Steinwege war ein andrer Versammlungsort, der vorzugsweise den Abend in Anspruch nahm. Hier war grössere Mischung, und auch ganz fremdartige Elemente fanden bisweilen Zugang. In einem Stadtwesen wie das hamburgische sind Ehre und Ansehn selten von äusserm Rang abhängig, sondern

hauptsächlich durch die Wichtigkeit des Amtes und das Verdienst des damit Bekleideten bestimmt: daher fiel es nicht auf, dass ein Mann, der mit entschiedener Tüchtigkeit an der Spitze der Löschanstalten stand und in dieser Beziehung jeden Augenblick das Wohl und Wehe der Bürger in seiner Hand hatte, eines Ansehns und einer Achtung genoss, wie sie an andern Orten etwa einem sehr verdienten General gewidmet werden. Der Spritzenmeister Scharf, Lehrer und Vorfahr des berühmten Repsold, war unter seinem bescheidenen Titel in der That eine kriegerische Erscheinung, eine grade und feste Gestalt, stets in Uniform, weil sein Dienst eine stete Bereitschaft forderte; wenn er eintrat, richteten sich alle Blicke auf ihn, und jederman bewies ihm Hochachtung und Zuvorkommenheit. Gewöhnlich ernst und schweigsam, hatte er doch, wenn er sprach, angenehm fließende Rede, und man hörte nur Verständiges und Gütiges von ihm. Er besass gründliche Wissenschaften weit über seinen Beruf hinaus, und seine Urtheile hatten festen Boden und Halt. Ich hing diesem Manne, der auch seinerseits mir besonders freundlich war, mit grösster Neigung an, und wenn zwischen ihm und meinem Vater, wie öfters

geschah, streitige Meinungen verhandelt wurden, stand ich meist insgeheim auf seiner Seite, was bei keinem Andern mir je begegnete. Ich erinnere mich, dass einst, bei plötzlichem Feuerlärm und hereinstürzenden Schreckensnachrichten, als der Mann in grösser Fassung aufstand; den Degen umschnallte, nach Hut und Stock griff, und zum Orte der Gefahr hineilte, die stille Entschlossenheit seines raschen Thuns mich mit Ehrfurcht durchschauerte, und ich mit den Andern für ihn die lebhafteste Besorgniss fühlte, denn es war allgemein bekannt, dass er sich nicht schonte, und wenn er nicht in seinem Beruf umgekommen ist, wie der unvergessliche Repsold, so war wenigstens die Gelegenheit dazu von seiner Seite nie gemieden worden.

Auch in diesem Kreise war die Vorliebe für die Franzosen überwiegend, und ihre Fortschritte wurden mit Beifall vernommen. Die entgegengesetzte Meinung hatte aber auch ihre Vertreter, und durfte sich beliebig aussprechen, besonders fand Englands Interesse und Pitt's Verwaltung beredte Vertheidiger. Als heftigster Widersacher alles Neuen und strenger Anhänger alter Satzungen machte sich der Lizenziat Albrecht Wittenberg geltend, ein Mann von ausgebreiteten Kennt-

nissen und unermüdeter Vielthuerei, der alle Leute zum Lesen aufregte und sie auch mit Büchern versorgte, ein erschrecklicher Verstandesmann, ein choleraischer, polternder Bötiger, wenn man die Vergleichung erlauben will. Früher hatte er sich auch in der Litteratur bemerkbar gemacht, Zeitschriften herausgegeben, mit Göze gegen Lessing Parthei genommen, das hamburgische Theater kritisiert, die französischen Regeln des Drama's vertheidigt, und Shakspeare's und Goethe's Stücke als geschmackwidrig verworfen. Sein unwilliges Toben war den Andern ergötzlich, und man liess ihn daher gewähren, er aber verlangte heftigeren Widerspruch, und ging bald an andre Orte, wo er solchen besser zu finden hoffte. Mir war er nicht zuwider, obgleich mein Sinn seinen Worten nie zustimmen konnte.

Im Gegensatze gedenk' ich eines Buchdruckers, der, trotz seines lauten Eifers für die Freiheit und aller schmeichlerischen Ergebenheit für meinen Vater, mir stets den entschiedensten Widerwillen einflösste. Er zwang mich, ihn für böse und tückisch zu halten, und in der That glaube ich noch, dass er jeden Augenblick bereit gewesen wäre, in der Rolle seiner Pariser Vorbilder, der

blutigierigsten Jakobiner, aufzutreten. Hart gegen die Seinigen, heimlichen Lüsten ergeben, treulos gegen jederman, wie er späterhin erkannt wurde, hatte er freilich mit jenen schon Vieles gemein. Wohl dem Gemeinwesen, wo solche Anlagen unentwickelt im Dunkel bleiben! denn dass es überall solche Käuze gibt, müssen wir wohl leider annehmen. —

Als besondere Ausnahme, vielleicht einzige damals in Hamburg, hatte auch ein Jude den Zutritt in den ehrbaren Bürgerkreis erlangt; dies war der Juwelier Heckscher, der nachmals in Leipzig während der Messe schrecklich ermordet wurde. Der redliche, kluge Mann fand auf dem bedenklichen Boden, den er betrat, leidliche Duldung und sogar Anerkennung. Einige Vorurtheilsvolle verwunderten sich wohl im Stillen, und mochten heimlich denken, es gehöre sich nicht, dass ein Jude in ihre Gesellschaften käme, allein sie hätten doch um keinen Preis den guten Anschein, der hiebei auf ihre Aufklärung fiel, durch offenen Widerspruch verlieren wollen. Heckscher selbst übrigens befestigte durch ein bescheidenes und haltungsvolles Benehmen das zarte Verhältniss bestens. Die nach dieser Seite hin ausgeübte Duldsamkeit wurde dagegen nach einer andern hartnäckig ver-

weigert; kein Emigrant wurde zugelassen; der Wirth hatte zu viel von ihrem Uebermuth gelitten und wollte nichts mehr mit ihnen zu thun haben.

Eine traurige Zeit begann für mich mit dem Eintritt des Winters; ich verlebte ihn höchst einsam, weil mein Vater bei zerstreuer Tätigkeit mich weniger unter seinen Augen haben konnte, und viel besser fand, dass ich ganz allein bliebe, als in unzuverlässiger Gesellschaft irgendwie sittlichem Schaden ausgesetzt würde. Ein paar Theaterabende, an denen ich mit bewunderndem Entzücken den grossen Schröder in Heldenrollen sah, sind aus dieser Zeit die hellsten Punkte meiner Erinnerung. Auch einige traurige Sonntage, in dem Hause eines Bekannten auf dem Gertrudenkirchhofe, wurden mir als Vergnügen angerechnet; ich sah mit einem jüngern Kinde des Hauses den Begräbnissen zu, die dort häufig statt fanden, und die Unfreundlichkeit des Ortes wie der Jahreszeit liess uns selten im Freien lange ausdauern. Münterer und behaglicher war es, den Schrittschuhläufern auf der Alster aus den Fenstern eines nahen Kaffeehauses zuzusehen, allein ich fühlte dabei stets die Pein, dass ich selber das lockende Eis nie betreten durfte. Nach solchen kurzen

Ausflüchten kehrte immer schnell wieder eine lange Abgeschlossenheit zurück.

Der Frühling jedoch brachte endlich eine erfreulichere Lebensweise wieder. Wir bezogen eine Wohnung in der Gorttwiete nächst dem Hopfenmarkt, und hier, in der Mitte der Stadt, wurde Alles heiterer und geselliger. In seinem Beruf und auch zur Lust wanderte mein Vater nun oft in die Umgegend hinaus, und auf solchen Wanderungen begleitete ich ihn fast immer. Wir waren häufig in Wandsbeck, wo mir auch Matthias Claudius bekannt wurde, von dessen Berühmtheit ich wohl gehört hatte, dem ich aber weiter keine Aufmerksamkeit schenkte, weil von den Possen und Lustigkeiten, die ich von Asmus erwarten zu dürfen glaubte, gar keine Spur zu sehen war. In Harvstehude war ich sehr befriedigt, Hagedorn's Andenken durch manche seiner Verse, die ich herzusagen wusste, ehren zu können. In Poppenbüttel, höher hinauf an der Alster herrlich gelegen, brachte ich glückliche Tage in freiem, bewegtem Landleben zu, während eine gefährliche Kranke meinen Vater dort festhielt. So wurde auch Eppendorf und Eimsbüttel, nach der Elbe hin Slavshof und der Garten von Köller-Banner — später Rainville — Ottensen, wo das Grab-

mal von Klopstock's Meta nicht unbeachtet blieb, sodann Neumühlen, das herrlich gelegene Landhaus des Syndikus Sieveking, und in Nienstädten der Wohnsitz eines Herrn Leeke besucht, wo ich als zehnjähriger Knabe die Bekanntschaft des holländischen Gesandtschaftssekretairs Reinhold machte, der in späterer Zeit einer meiner liebsten und zuverlässigsten Freunde werden sollte.

Gutmüthige Nachbarn, welchen mein Vater mich um so lieber anvertraute, als sie fast ohne Streben nach sogenannter Bildung in stiller Frömmigkeit und redlichem Bürgersinn dahinlebten, gewährten mir, auch wenn ich zu Hause war, einen erwünschten Anhalt. Ich lernte durch sie neue Seiten des Lebens und der Einrichtungen in Hamburg kennen. Sie bestanden darauf, ich sollte mit ihnen die Vierlande besuchen, eine Elbfahrt nach Blankenese machen. Sie lenkten meine Aufmerksamkeit auf die Kirchen und sonstigen öffentlichen Gebäude, — unter denen die sogenannte Roggenkiste mir schauerlich, wie eine zu stürmende Bastille vorkam, — besonders aber auf die neue Michaeliskirche, deren die Hamburger sich um so stolzer freuten, als auch der Baumeister Sonnin, der den prächtigen Thurm so hoch empor geführt, ein geborner

Hamburger war. Die Feuersbrunst, welche den alten Thurm verzehrt hatte, und die wiederholten Angriffsversuche der Dänen gegen die Stadt, waren die beiden Hauptereignisse, von welchen das Gedächtniss der alten Leute am liebsten und häufigsten überwallte. Im Ganzen genoss ich jetzt grössere Freiheit und durfte auch ohne Begleitung mich in der Stadt umsehen. Mit der nächsten Umgebung wurde ich bald vertraut. Abends, wenn ich meine Lern- und Lesestunden beendet hatte, streifte ich über den Hopfenmarkt, wo die reichsten Obstkräme waren und ich mir für ein Billiges die schönsten Früchte erhandelte, durch die Bohnenstrasse, die Neuburg, bis zum Rathhaus und zur Börse, wo mir überall Merkwürdiges zu sehen und zu beobachten war. Eine der stärksten Anziehungen jedoch hatte ich ganz in der Nähe, auf dem Nikolai-kirchhofe. Hier war ein Nebeneingang zur Kirche, der an Wochentagen immer geschlossen war; aber ein geräumiger Vorplatz stand offen, denn hier, nach der eifrigen Weise der Hamburger, Raum zu ersparen und zu benutzen, hatte sich eine Leihbibliothek eingemietht, für eine mässige Abfindung mit dem Küster war diese Gunst harmlos nachgesehen worden. Da befand sich denn ausgestellt, was nur

mein Herz beehrte, Ritter- und Geistergeschichten, Räuberromane, Liebesabenteuer, Robinsone und Wundermärchen aller Art. Ich hatte daheim Bücher genug, und las viel und gern darin, aber solche Bücher, wie die bezeichneten, fehlten mir ganz und gar. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, und verschaffte mir den erwünschten, und leider auch verbotenen Genuss! Denn hatte mein Vater auch nicht den ihm fast undenk- baren Fall ausdrücklich untersagt, so wusste ich doch zu gut, dass er eine solche Leserei nicht gestatten würde. Ich las also heimlich, mit allem Eifer und aller Spannung eines ju- gendlichen Sinnes, und fühlte mich glücklich in dem phantastischen Leben, das neben dem wirklichen so zauberisch mir aufstieg. Ich gewann, dazu schon alt genug mich dünkend, die Eindrücke meiner Kindheit wieder, der schönen Zeiten, wo ich täglich das Theater besuchte, und gleichgültig den armen Tag hinnahm, weil der Abend mich unfehlbar zu den Schätzen der Einbildungskraft entführte. War eine Geschichte abgebrochen, etwa der zweite Theil nicht vorrätbig, so empfand ich die lebhafteste Unruhe, und konnte mich gar nicht zufrieden geben, als mein Lesen wirk- lich zum Schlusse kam, bevor ich den einiger

angefangenen Romane erlangt hatte! Noch lange Zeit nachher hafteten die Titel verdriesslich mahrend in meinem Gedächtniss, und das Unglück wollte, dass sie sonst mir nie mehr vorkamen, denn höher stehende Leihbibliotheken hielten schon auf bessere Auswahl. Erst zwanzig Jahre später, in Böhmen, wo durch Zufall solcher Schund noch unverzehrt lag, konnte ich dem unvergessenen Anfang eines solchen Buches den unbekanntem Schluss endlich anreihen, und ich gestehe, dass ich mir diese Genugthuung nicht versagte. Hier konnt' ich denn einsehen, welch zauberische Macht die Phantasie ist; sie verwandelt das Gemeinste in Kostbarkeiten; die meinige hatte aus erbärmlichsten Stoffen ihre Nahrung gezogen; dass aber schwarze Kühe auch weisse Milch geben, ist ein guter Spruch. Wirklich kann ich nicht sagen, dass diese wüste Leserei, welche nach einem Vierteljahr mit ihrer Entdeckung endete, mir im geringsten geschadet hätte; ich erkannte das Schlechte nicht als solches, und verzehrte, umgekehrt von Tischbein's Esel, der die Ananas für Distel frisst, die Distel für Ananas. Aus eigener Erfahrung muss ich Rousseau'n beistimmen, dass, wer durch schlechte Bücher verdorben wird, schon vorher verdorben war. Mein Fleiss im Ler-

nen hatte durchaus nicht gelitten, im Gegen-
 theil ging mir alles leichter von der Hand,
 weil ich stets ein Vergnügen in Aussicht
 hatte, und im Bewustsein hiebei doch Tadel
 zu verdienen, nicht auch in andrer Richtung
 mir Vorwürfe häufen wollte.

Während ich in Hamburg dieser Lesewuth
 nachhing, war meine Schwester von einer
 ähnlichen Ereiferung in Strassburg ergriffen,
 nur war dabei bessere Wahl und keine Heim-
 lichkeit. Uns in dieser Zeit einander fern
 zu sein, des geschwisterlichen Vertrauens und
 der innigen Mittheilung zu entbehren, empfan-
 den wir beiderseits als einen wahren Schmerz,
 der uns das Missgeschick, unsre Jugendjahre
 getrennt zu verleben, unaufhörlich vorhielt.
 Wir liebten uns zärtlich, und hatten als so
 junge Kinder, ohne dass eine Verabredung
 deshalb geschehen war oder eine äussere
 Anmahnung Statt fand, immer nur unser
 Wiedersehen zum Augenmerk, und wollten
 alles inzwischen Erlebte fest im Gedächtnisse
 bewahren, bloss um der künftigen treuen
 Erzählung willen. Dass ein solcher Vorsatz
 gleichmässig auf jeder Seite, ohne Wissen
 des andern, als ein geheimer Lebensreiz be-
 standen und gewirkt, erfuhren wir selbst
 erst bei später wirklich erfolgtem Zusam-

menkommen, wozu sich die Aussicht endlich eröffnete.

Eines Tages nämlich überraschte mich mein Vater durch die beglückende Nachricht, dass meine Mutter und Schwester, von denen ich nun schon jahrelang getrennt lebte, und die stets der Gegenstand meiner heissesten Sehnsucht waren, nunmehr Strassburg verlassen, und zu uns nach Hamburg kommen würden! Mir ging das Herz auf, und ich sah einem neuen Leben entgegen. Leider jedoch dauerten die widrigen Umstände, welche sie so lange dort zurückgehalten hatten, und in denen die Revolution und der Krieg stark mitzählten, noch weit länger fort, als wir gerechnet hatten. Es verging noch ein volles Jahr, bevor unsre Wiedervereinigung erfolgen konnte, und dieses Jahr lieferte die Keime mancher Entwicklung, von der ich im Zusammenhange werde zu sprechen haben, nachdem ich vorher die Erzählung der äussern Begegnisse bis zu dem geeigneten Punkte fortgeführt.

Varnhagen von Ense.

Für ew'g und irische Pilgerfahrt mein Heil
 Der Herr verheiss es. Und nur ihm vertritt ich
 Das ist ja auch dein längst beschlossenes Theil.
 Mein edler Alster-Phoenix: Hoy, die Schwärze
 Mir ruh'gem Sinn und voll thatkräftiger That.
 Fürwahr: dir wird auch diesmal Sieg gelingen.

L. M. Föhrst.

Hamburg.

Gegrüsst mir, Alster-Stadt, ob zwar im Schmerz,
 Im tiefen Schmerz um deine furchtbar'n Flammen!

Doch schwingt mein Gruss sich hoffend himmelwärts.
 Denn brach dir viel des Herrlichen zusammen,

Das Herrlichste hast du dir fest bewahrt:
 Die ew'gen Güter, die vom Himmel stammen.

Du glaubst, du hoffst, du liebst. Das war die Art,
 In dir stets herrschend seit Urväter-Zeiten,

Auch wann um dich, in dir, Feind stand geschaart,
 Zu dulden wusstest du, auch kühn zu streiten,

Je nachdem Gottes Ruf an dich erging.

Drum wusst' und weiss dich Gottes Hand zu leiten.

Gieb Acht! bald steigst aus deinem Flammenkrieg,

Du, glüh'nder Phoenix, hoch und herrlich wieder,

Und fühlst: „Die Gluth war mir ein gutes Ding,

Die Gluth verjüngte mich, sank dann darnieder,

Und liess mich frei zu schön'rer Herrlichkeit!“ —

Und wieder tönen's manch zukünft'ge Lieder.

Ich dann bin höhern Schaaren wohl gereiht,

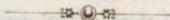
Ich fünf und sechz'ger Minstrel. Dennoch schau' ich,

Zu Gott hoff' ich's, auch Hamburg's Freud' aus Leid.

Ja Freud' aus Leid! Auf diesen Wahlspruch bau' ich

Für ewg' und ird'sche Pilgerfahrt mein Heil.
 Der Herr verhieß es. Und nur ihm vertrau' ich.
 Das ist ja auch dein längst beschiednes Theil,
 Mein edler Alster-Phönix. Reg' die Schwingen
 Mit ruh'gem Sinn und voll thatkräft'ger Eil'.
 Fürwahr: Dir wird auch diesmal Sieg gelingen.

L. M. Fouqué.



[Faint, mirrored bleed-through text from the reverse side of the page, including phrases like 'Der Herr verhieß es', 'Mein edler Alster-Phönix', and 'Fürwahr: Dir wird auch diesmal Sieg gelingen'.]

...Als ich deinen Ruf vernehm, erblichest
 Mir vor heiligem Graun die dunkeln Leuchten!
 „Soll ich Dich zu neuem Leben wecken?“
 ...Lass mich reiten, Sohn des Allerhöchsten,
 Denn ich habe jede mich geschien.
 An des Lebens weiden Wechelspiele,
 Da ich dich geschien, du Auserwählter,
 Was auf Erden mocht ich sonst noch schauen!

Frei Morgana.

Du Pilger im Wüstensande,
 Ich spiegle Wälder und Kluft,
 Der Heimath blühende Lande
 Dir wunderbar in der Luft.
 Wer hielte in dieser Wüste
 Das einsame Wandern aus,
 Wenn ich ihn barmherzig nicht grüsste
 Mit Frühlingsdüften von Haus?
 Und ob's auch wieder verfliegen
 In Luft — und schien doch so nah —
 Nur frisch durch die sengenden Wogen,
 Wer weiss, wie bald bist du da!

v. Eichendorff.

Ehr' ewg' und ird'sche Pilgerzieht mein Hoff,
 Der Hoy verliess es, Und nur ihm vertrau' ich,
 Das ist ja auch deig' köngg' beschiednes Theil,
 Mein edler Alster-Phoenix, Reg' die Schwingen
 Mit ruh'gem Sinn' und voll' Mächtigk'g' - Hilf,
 Fürwahr: Die wird' auch d'iesmal' Sieg' gefingen.

L. H. Fouqué

Morgenländische Sagen.

Sem.

Issa heilte Kranke, Todte rief er
 Auf zu neuem Leben aus der Grabnacht,
 Denn sein Athem war der Athem Gottes.
 Doch die Priester zweifelten voll Ingrim
 An des Gottessohnes heiliger Sendung,
 „Folg' uns, Trüger, der das Volk berückte!
 Zeige deine Wunderkraft!“ Sie führten
 Spottend ihn zu einem alten Grabe,
 Sem, der Sohn des Noe, schlief im Grabe.
 Issa sprach: „Erwach' im Namen Gottes!“

Und ein Nebel quoll empor vom Grabmal,
 Ballte sich gestaltend, und der Schatten
 Eines Greises sah mit todesernsten
 Blicken auf die Zweifler. Issa fragte:
 „Als dein Erdenleib versenkt hier wurde,
 Wallten jugendschwarz noch deine Locken,
 Und du zeigst dich mir in greisen Haaren?“

„„Als ich deinen Ruf vernahm, erleuchten
 Mir vor heiligem Graun die dunkeln Locken!“
 „Soll ich Dich zu neuem Leben wecken?“
 „„Lass mich ruhen, Sohn des Allerhöchsten,
 Denn ich habe müde mich gesehen
 An des Lebens wirrem Wechselspiele.
 Da ich dich geseh'n, du Auserwählter,
 Was auf Erden möcht' ich sonst noch schauen!“

— Abraham.

Auf des Patriarchen Schwelle setzte
 Sich ein Greis, ermüdet, hüstelnd, keuchend,
 Blöden Auges, lallend-lahm die Zunge.
 — „Komm und iss und trink mit mir, du Armer,
 Den zu Boden drückt die Last der Jahre.“
 — „„Dank! doch essen mag ich nicht noch trinken.““
 — „Bist du krank? Vielleicht kann ich dich heilen;
 Viel des Wissens hat mir Gott verlichen.“
 — „„Ich bin krank! Mein Greisthum ist die Krankheit,
 Die mich müdet. Du nicht kannst mir helfen,
 Leidest jetzt schon an demselben Uebel.
 Einen Arzt nur giebt's für unsre Siechheit.““
 — „Ich verstehe dich. Er sei willkommen.
 Lieber schied' ich jetzt in letzter Mannkraft,
 Eh' ich siech wie du durch's Leben schwanke —
 Aber Gottes Wille mag geschehen.“

Wo der Greis lag, stand ein schöner Jüngling,
 Ersten Blicks in glänzenden Gewanden,
 — Israel, der Todesengel bin ich,
 Er, dem wir uns Alle betend neigen,

Sandte mich, du Frommer, deine Seele
 Zu entkleiden ihres Staubgewandes,
 Aber früher nicht, als du es wünschtest.
 Doch der Erde Kind hängt an der Mutter,
 Nimmer satt an ihrer Brust sich saugend,
 Die von ewig neuem Leben schwillet.
 Darum naht' ich dir in Greisenhülle.
 Zittre nicht! das Kleid der Erde streif' ich
 Leis und lind von des Gerechten Seele,
 Wie der Bräutigam die Braut entkleidet,
 Die in seligbngem Hoffen zittert. —
 Des Gerechten Hand berühr' ich leise,
 Wie der Vater fasst die Hand des Kindes,
 Das sich ängstet in des Abends Dunkel —
 Freudigsicher dann die Aeuglein schliesst es,
 Bjs der Tag die dunkle Wimper aufschlägt,
 Und dem Kinde froh ins Auge blizet.
 Wie die gottgeweihte Kerze leuchtet
 Der Gerechte hier in eigem Lichte —
 Doch ich führe dich zu höchstem Lichte.
 Folge mir aus alterssiechem Herbste
 In das Land des ewig jungen Frühlings!

E. Ferrand.

Ein Bruchstück aus einem Bruchstück.

Im Hôtel Richelieu ging es überaus fröhlich zu. In dem Salon, der an den Garten stiess, sassen ein Dutzend Kavaliers um einen grossen runden Tisch, der sich unter der Zahl der Flaschen beugte. Der Champagner schäumte, die Gläser klangen, Gespräch und Gelächter schwirrten durch einander.

Ein Platz an der fröhlichen Tafelrunde war leer; doch sah man, dass er einem Gast gehörte, der nur früher aufgestanden war, denn seine Serviette lag nachlässig hingeworfen auf dem Stuhl. Der Kronleuchter über der Tafel prangte schon mit brennenden Kerzen, draussen waren Tag und Nacht im Kampf, die letzte aber fing an zu siegen.

Der Wirth, der Herzog von Richelieu, der einen hohen, schäumenden Pokal, in Silber gefasst, mit schwerem Fuss, vor sich stehen hatte, stiess mit diesem auf den Tisch und

rief: „*Silence mes amis!*“ Da er das laute Gespräch und Gelächter nicht sogleich über-tönen konnte, wiederholte er Aufklopfen und Rufen mehrmals, bis sich endlich ein Moment der Stille herstellte.

„Ich muss eine Rede halten, meine Freunde,“ begann der Herzog. „Wir haben diesen Abend einen genialen Streich vor, zu dem Geschick und Muth gehört. Duplessis ist uns davon gegangen, aber er darf uns nicht fehlen. Ich hätte ihm die Thüren verschliessen lassen, doch er gab mir sein Wort, dass seine Ehre auf dem Spiel stehe, wenn er da ausbliebe, wohin er zu kommen versprochen.“

„Ein Liebesabenteuer! Ein Rendez-vous!“ fielen wenigstens sechs Stimmen zugleich ein.

„Wo wird er stecken!“ rief der junge Graf Coislin; „ich verwette meine neue Equipage, bei einer kleinen blonden Handschuhmachers-Frau, mit der er unter der Nase des Mannes eine Intrigue angefangen hat!“

„Nein,“ rief der Vicomte St. Croix, „bei der neuen Tänzerin der grossen Oper, — wie heisst sie doch“ —

„Wie? Ich will nicht hoffen, dass er in meinem Gehäge jagt,“ fiel der Herzog von Richelieu ein. „Die grosse Oper ist mein ausschliessliches Departement.“

„Beim Himmel, Cousin,“ sagte sein Vetter, der Graf Armagnac, „das Departement ist zu ausgedehnt! Du mußt der Last der Geschäfte unterliegen. Lass mich zu Deiner Hülfe als Secundant eintreten!“

„Ich danke, Cousin, ich danke,“ antwortete der Herzog lachend; „es ist hier nicht von Duellen, sondern höchstens von Duetten die Rede, wozu man keine Secundanten braucht.“

„Wie!“ rief der Baron Duhameau aufspringend dazwischen. „Wie, Herzog? Sie wollten so tyrannische Vorrechte im freien Reiche Amors einführen? Hüten Sie sich, Intendant der Oper, es giebt eine Revolution!“

„Im Gegentheile, Baron, seien Sie auf Ihrer Hut, der Beherrscher der Oper ist ein Gott, ein Jupiter, Donner und Blitz sind in seiner Gewalt! Wenn Sie die himmelstürmenden Titanen gegen mich empören, schleudre ich meine Donnerkeile gegen Sie!“

„O Zeit, o Laster!“ rief ein wohlbeleibter Abbé, Herr von Friand, der bisher das fröhliche Gespräch mit stummen, aber sarkastisch lächelnden Zügen begleitet hatte. „Meine Brüder! meine Brüder! Welch einen unheiligen Streit erhebt Ihr! — Ihr Alle habt keinen Theil an diesen verlorenen Söhnen

und Schönen; nur der Kirche kommen sie zu, die die heilige Pflicht hat, sie in ihren Schooss zurückzuführen! Nichts soll uns in der pünktlichsten Erfüllung unserer Pflicht hindern!“

„Sagt buchstäblich, Abbé,“ rief der Herzog, „so glaube ich, dass es Euch mit den Tänzerinnen der Oper und Eurem Schoosse Ernst ist! Ihr würdiger Pfeiler der Kirche!“

„Es lebe die buchstäbliche Auslegung der Gesetze!“ erwiederte der Abbé, und erhob sein Glas. — Lachend und jubilierend wurde der Toast von allen Anwesenden aufgenommen.

Der Wirth klopfte inmitten des Lärmens wieder stark auf den Tisch. „Ihr habt meine Rede unterbrochen,“ hub er wieder an, „gerade da, wo sie am interessantesten Punkt hielt. Duplessis hat also sein Wort gegeben, in zwei Stunden wieder hier zu sein. Er ist jetzt über eine Viertelstunde fort. Hier lege ich meine Uhr auf den Tisch. Sitzt er in zwei Stunden nicht wieder an seinem Platz, so halten wir Kriegsgericht über ihn als einen Deserteur.“

„Amen!“ rief das Kirchenlicht. — „Fiat!“ „Kriegsgericht!“ erscholl der Ruf der sämtlichen Gäste.

„Ich schlage vor,“ nahm Armagnac das Wort, „dass wir ihn durch eine Patrouille suchen lassen!“

„Ich weiss, wo er zu finden ist!“ betheuerte Coislin; „ich auch,“ rief St. Croix.

„Halt, eine Wette!“ fiel Armagnac fröhlich ein. „Wir sind die Zeugen!“

„Unparteiisch wie ein englisches Geschworenengericht,“ declamirte der Abbé pathetisch.

„Ich setze ein *Souper fin* in meinem kleinen Hause in der Vorstadt Montmartre an meine Meinung,“ schlug der Graf Coislin vor, „halten Sie die Wette, Vicomte?“

St. Croix schlug ein. „Wir wollen sehr vergnügt sein auf Ihre Kosten. Aber die schöne Tänzerin muss eingeladen werden!“

„Der Jupiter der Oper,“ sprach der Abbé emphatisch, „liefert zwölf Grazien dazu!“

„Himmel, Abbé,“ schlug der Herzog die Hände zusammen, „Sie requiriren ja ärger als jemals Louvois oder Melac! der ganze Olymp hat nur drei —“

„Freilich, der alte mit dem alten Jupiter,“ antwortete der Abbé, „doch wie der Zeus, so der Olymp; wo Sie herrschen, Herzog,“ —

„St!“ rief der Herzog und drückte dem Abbé, der neben ihm sass, die Hand auf den

Mund; „Ihre Huldigung des Zeus begann zu herrlich, als dass ich nicht fürchten sollte, sie müsste schwächer enden. Brechen wir sie lieber in der Mitte ab. — Bringe ich gleich kaum drei Grazien in meinem Himmel auf, so mögen die neun Musen das Corps füllen.“

„Nymphen, Nymphen, Herzog, sie sind uns willkommener wie Musen!“ lachte St. Croix.

„Pah,“ unterbrach ihn der Abbé; „seit Arethusa so hart bestraft wurde, sind die Nymphen zu spröde geworden.“

„So will ich Euch Bachantinnen geben; da Ihr doch allem Anscheine nach ein Bachanal feiern werdet! Das ist mein olympisches Ultimatum!“

„Wohl! der Tractat ist geschlossen und ratificirt,“ sprach der Abbé feierlich; „der Herzog ist, wie jedermann weiss, so gross im Kabinet als im Felde! Es lebe unser Wirth, unser Alcibiades von Paris, unser Zeus!“

Lauter Jubel und Gläserklirren begleitete den Toast!

Der Herzog legte jetzt die Uhr vor Duplessis Couvert, und wiederholte seinen ersten Antrag. „Also strenges Kriegsrecht, wenn er um neun Uhr nicht hier ist; denn um zehn Uhr müssen wir zum Ueberfall ausrücken.“

Das Gespräch spaltete sich jetzt wieder in

kleinere Theile. Jeder lachte und scherzte mit seinem nächsten Nachbar.

„Haben Sie nichts vom Marquis La Vallière gehört?“ fragte der Abbé seinen Nachbar, den Herzog; „seit dem Duell ist er wie verschollen.“

„Er wird wieder auftauchen, Abbé,“ versicherte der Herzog. „Die Lavallières sind wie Kork; drückt sie noch so tief unter's Wasser, im Hui schwimmen sie wieder oben.“

„Sollte etwas an dem Gerücht sein,“ flüsterte der Abbé, „von seiner Schwägerin, der schönen Charlotte?“

„Wie so, Abbé?“ fragte Richelieu. „Ich weiss kein Wort! Geschwind! erzählen Sie!“

Der Abbé sprach noch leiser. „Wie, Sie sollten nicht wissen, was man sich ins Ohr zischelt? dass die hochmüthige Charlotte sehr demüthig geworden ist? dass“ — (hier raunte er dem Herzoge einige Worte ins Ohr, dieser lächelte —) „ihre Kammerjungfer soll ausgeplaudert haben! Eine köstliche Geschichte!“

„Und was ist's denn mehr,“ warf der Herzog lachend leicht hin, *il n'y aura qu'un Français de plus*, — wenn's wahr ist!“

„Es soll der eigentliche Grund zur Trennung des Verhältnisses mit dem Grafen St. Brie

gewesen sein, so erzählte mir gestern noch Frau von Etioles*).

„Daher stammt Ihre Nachricht? Abbé, Abbé, ein so gescheidter Mann, ein solcher — vergeben Sie mir das Gleichniß — Fuchs im Schafskleide, wie Sie, sollte nicht wissen, dass diese Quelle die trübste von allen ist? dass Frau von Etioles, die nicht ein, sondern beide Augen nach dem Platz der Frau von Latournelle**) wirft, eine eifersüchtige Nebenbuhlerin der schönen Charlotte ist, weil der König diese etliche Mal sehr freundlich angesehen? Aber die Erfindung macht dem Genie der Frau von Etioles alle Ehre!“

„Sie irren, Herzog,“ erwiderte der Abbé; „so freundlich hat der König wohl schwerlich jemals nach Fräulein de Brignon geblickt, als auf der letzten Jagd bei Fontainebleau nach Frau von Etioles!“

„Ich kann seinen Geschmack nicht tadeln,“ sprach der Herzog.

„Ich möchte ihn sogar theilen,“ lächelte der Abbé; „aber glauben Sie mir, Frau von Etioles ist ein aufgehender Stern, der bald im Zenith unseres Himmels glänzen wird“ —

*) Später die Marquise von Pompadour.

**) Damalige Maitresse Ludwigs XV.

„Des Thronhimmels, wohl möglich — doch ich dächte im Nadir desselben, Abbé!“

„Bravo, bravo, Herzog! Das Bonmot verdient im Zenith der Einfälle des Tages zu stehn!“

„Man wird es behalten, wenn es eine Wahrheit ist.“

„Das wird es sein; Spötter werden oft zu Propheten!“

„Doch nicht so oft, wie Prophézeihungen zu Spött!“

Ein lautes Gelächter an der gegenüberliegenden Seite des Tisches unterbrach das Gespräch des Abbé und Richelieu.

„He da! Was giebt's dort?“ rief der Herzog; „wir machen unsre Ansprüche auf Eure Baarschaft an Lustigkeit geltend; unsern Antheil an der Beute! Was gab's?“

„O Vetter,“ erwiderte der Graf Armagnac, „diessmal bist du's, der die Beute gemacht hat, und vertheilt. Ich erzählte hier den Herren nur Deine Geschichte mit den beiden Freundinnen in der Strasse . . .“, „Deine Bekehrung der Pietistin zum wahren Glauben, — es kann ein herrliches Kapitel für einen Roman geben!“

„Warum Roman?“ versetzte der Herzog. „Weshalb die Wahrheit durch die Hülle der Poesie verdunkeln? — Ich werde Memoiren

schreiben, und dies Doppelabenteuer soll nicht das langweiligste Kapitel derselben bilden, so wenig wie es das langweiligste meines Lebens gewesen ist. Soll ich der Nachwelt nur meine Siege auf dem Schlachtfelde erzählen? Ich wette, sie machen ihr, so wie mir, nicht halb so viel Spass als die unter Amors Panier!“

„Herzog, das ist ein gescheidter Gedanke,“ rief der Abbé aus; „Sie müssen auch Memoiren schreiben! Sie haben alle Anlage, aus Frankreichs Alcibiades auch Frankreichs Cäsar zu werden.“ —

„Bis auf die Usurpation,“ rief der Baron Duhameau dazwischen.

„So müssen Sie auch Ihre Commentare zu Ihren Thaten schreiben. Erst machen Sie die Geschichte, dann erzählen Sie sie.“

„Die Sache hat doch einen kleinen nachtheiligen Unterschied für mich, lieber Abbé,“ versetzte der Herzog lächelnd; „in Rom verstand niemand die Geschichte besser zu machen noch zu schreiben als Cäsar; in Paris verstehen Viele jedes Einzelne wenigstens viel besser. Ich neige meinen Degen vor Villeroi, Broglio, dem Marschall von Sachsen, und lege die Feder weg, wenn Voltaire, Diderot, Alembert, Buffon — —“

„Doch wer,“ fiel der Abbé unterbrechend

ein, „führt Schwerdt und Feder gleichzeitig so“

„— mittelmässig wie ich. Lassen Sie es gut sein, Abbé! Doch heut wollen wir nicht Geschichte schreiben, sondern machen. Freilich nur Geschichte des Alcibiades, nicht des Cäsar. Die Zeit rückt vor. — Sollen wir an den Aufbruch denken?“

„Gern! Doch wir haben noch keinen Kriegsplan; wir haben blind zur Fahne geschworen!“

erwiederte Coislin. „Welcher Feldherr wird vor der Zeit schwatzen!“ antwortete der Herzog. „Doch jetzt rückt die Stunde heran, wo ich die Trommel rühren lasse. Nun habt Ihr Eure Disposition erhalten. — Ah, da ist Duplessis! So fehlt nichts mehr!“

Die Flügelthüren des Saales wurden geöffnet; Duplessis trat hastig ein.

„Was Teufel, ist etwas vorgefallen, Baron?“ fragte der Herzog; „Sie sehen auf Ehre ganz — wie soll ich mich ausdrücken —“

„Verzweifelt seh' ich aus, nicht wahr?“ fragte Duplessis mit einem erzwungenen Lachen. „Ich habe aber auch Abenteuer darnach gehabt — der Teufel — es hat mich angegriffen — ich muss erst ein Glas Champagner trinken!“ Er stürzte ein

Glas schnell hinab, und ein zweites gleich nach.

„Ich sage, es war kein Scherz, ich habe“ —

„Nun, heraus mit der Sprache!“ rief Coislin, „Du warst bei der blonden Handschuhhändlerin in der Strasse . . . nicht wahr?“

„Nein,“ unterbrach St. Croix, „bei der“ —

„Bei Niemandem, von dem Ihr wüsstet,“ fiel Duplessis ein: „dieses Abenteuer habe ich allein in Gang gebracht! Aber es hat mich angegriffen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass man seine Grundsätze, wenn sie noch so fest sind, durch Täuschungen des Gefühls erschüttert fühlen kann!“ Er schenkte sich wieder ein.

„Hier ist gewettet worden, Baron, wo Sie steckten,“ nahm Arnagnac das Wort; „beide Wettende haben Unrecht, also müssen beide zahlen, nicht wahr?“

„Allerdings, versteht sich, gewiss —“ erscholl es in verworrenen Stimmen durcheinander.

„Das ist auch meine Meinung, nach allen Gründen des römischen, canonischen und Naturrechts,“ docirte der Abbé. „Der Fall ist sonnenklar. Jeder der Wettenden hat erklärt, uns ein Souper zu geben, wenn der Baron nicht an dem Ort sei, wo er ihn ver-

muthete. Jeder hat falsch geurtheilt, folglich jeder verloren.“

„Meinethalben,“ gab Coislin zu; „im Fall unser Theater-Zeus Wort hält mit seinen Grazien, Musen, Nymphen oder Bachantinnen, ziehe ich meine Wette auch nicht zurück.“

„Ich eben so wenig,“ rief St. Croix.

„Ich noch weniger,“ beschloss der Herzog die Unterhaltung. „Der Vertrag ist gültig! — Jetzt zu andern Dingen. Unser Freund Duplessis scheint uns nicht erzählen zu wollen, welcher Art das Abenteuer gewesen, das er bestanden.“

„Warum nicht?“ unterbrach ihn Duplessis mit übermüthigem Ton. „Aber es glaubt mir niemand. Ich habe geheirathet, und bin ein Hugenotte geworden!“

„Auch eine hübsche Lesart,“ lachte der Abbé, „aber ich müsste die Commentare dazu liefern. Ueber das *in matrimonium duxit*, würde ich schnell fertig sein; wir wissen was dies bei dem Baron heisst; doch über seinen Abfall von der Kirche —“

„Da er Sünden jeder Art begangen hat,“ lachte der Herzog, „warum sollte er nicht ein Ketzer sein!“

„Gewiss, gewiss,“ gab der Abbé pathetisch zu; „doch ich sage umgekehrt wie

der Sophist: „kann man verlieren, was man nicht besessen hat?“ Der Baron beweise uns erst, dass er zu irgend einer Kirche gehört hat, so will ich ihm sagen, zu welcher, und in welcher Art er abgefallen ist!“

„Bravo, bravo, Abbé!“ tönte es von mehreren Seiten. „Er bleibt die Antwort schuldig,“ rief der Herzog; „er ist aufs Haupt geschlagen!“

„Ich werde mich schon zur Zeit vertheidigen,“ antwortete Duplessis und zwang sich mitzulachen; „doch jetzt will ich wissen, weshalb ich hier bin. Ich habe mein Ehrenwort gegeben, darum bin ich gekommen; da ich aber Viel aufs Spiel dabei gesetzt habe, so muss ich jetzt auch wissen wofür.“

„Für den lustigsten Streich, der seit zwanzig Jahren in Paris gespielt ist,“ fiel der Herzog ein, „falls er gelingt! Hört mir zu. Abbé, kennen Sie den Pfarrer von St. Sulpice?“

„Ah, pah, was werde ich nicht!“ antwortete der Abbé und zog ein verdrissliches Gesicht; „diesen Heiligen vom Seine-Strand, den grossen Bekehrer, die Quintessenz aller Tugenden!“

„Ist die Langeweile auch eine Tugend?“

warf der Herzog dazwischen, „so ist er besonders in seinen Predigten tugendhaft.“

„Ich sage Ihnen,“ fuhr der Abbé fort, „der heilige Antonius ist ein Schlemmer, der heilige Bernhard ein Windbeutel, der heilige Franciscus ein Roué gegen unsern kasteiten, gebenedeiten Pfarrer von St. Sulpice! Sein *mardi gras* ist geheiligter als unser Char-Freitag! Wenn er eine Prise Taback nimmt, ist er dem Himmel wohlgefälliger, als wenn wir sieben Wochen fasten und beten! Der Pfarrer von St. Sulpice ist —“

„Halt! Um der heiligen Jungfrau Willen,“ rief der Herzog. „Abbé! Sollen wir warten bis Atropos den Faden Ihres Sermons mit dem Ihres theuren, dem Himmel wohlgefälligen Lebens zugleich abschneidet?“

„Apoge! Welch ein heidnisches Gleichniß einem frommen Pfeiler der Kirche gegenüber!“ sprach der Abbé emphatisch, und schlug ein Kreuz.

„Nun, der starke Kirchenpfeiler mag es stützen helfen, wenn es lahm ist,“ beruhigte ihn der Herzog. — „Aber lassen Sie mich meine Anklageakte gegen den Pfarrer von St. Sulpice vorlegen. Der heilige Mann hat uns Alle, mich sogar namentlich, häufig auf seiner Kanzel pflichtmässig und gottwohlge-

fällig zerzaust, dass kein gutes Haar an uns geblieben ist. Der Herzog von Richelieu und Satanás sind ihm stets ungefähr eine Person gewesen; ich glaube er hat sogar die Namen mitunter verwechselt —“

„Nur nicht das Wappen!“ lachte der Abbé und mit ihm die ganze junge Gesellschaft.

„Ich war nur das vorzüglichste Paradigma,“ fuhr der Herzog fort, „an dem er seine Conjugation der Verschwörung einübte; denn Ihr Alle, der ganze Hof, *nomina et anonyma* — alles ging nach derselben Conjugation! —“

„*Ignominia! Ignominia!*“ rief der Abbé dazwischen.

„Paris und Sodom, der Adel und die Rotte Korah, der Hof und der Schwefelpfuhl, sind ihm lauter congruente, identische Größen!“ —

„*Ita, ita,*“ bestätigte der Abbé salbungsvoll, und bewegte zunickend das Haupt und schlug die Hände gefaltn über der Brust zusammen.

„Von der Kanzel herab liess ich das gelten;“ setzte der Herzog seine Rede fort; „ich wollte dem heiligen Eiferer sein Territorium nicht streitig machen. Ueberdies ist es ein allgemeines Loos der Menschheit, dass

sie von dort aus schwarz in Schwarz gemalt wird. Hinterher sind Pfarrer und Pfarrkinder doch oft die besten Freunde. Allein ausserhalb der Kirchthür fängt ein anderes Forum an. Nun aber hat der Heilige der Heiligen, der Pfarrer von St. Sulpice, seinen Bann überschritten, und ein Gedicht gemacht.“

„Ein Gedicht!“ schrie der Abbé und sprang auf; „ein Gedicht, — dafür ist er siebenfach des Todes schuldig, denn es muss der furchtbaren Uebel furchtbarstes sein, seine Verse zu hören. Er hat den Brunnen der Welt, er hat die Luft, das Licht vergiftet. Er ist verurtheilt!“

„Was für ein Gedicht?“ riefen Coislin, Duhameau und einige Andere.

„Soll ich es vorlesen?“ fragte der Herzog.

„Nein, Nein, Nein, Nein!“ schrie der Abbé und hielt sich die Ohren zu. „Sollen uns die Predigten, die uns zur Kirche hinausjagen, auch noch auf der Gasse nachsetzen, bis in das Innerste der Häuser?“

„Gut, gut, ich lese es nicht,“ fuhr der Wirth fort, und steckte ein gefalztes Papier, das er schon in der Hand hielt, wieder ein. „Ihr habt es getroffen, die Verse sind jammervoll, die Langeweile un-

endlich, und gross ist darin nur die Unverschämtheit, mit der es uns Alle angreift, mit Fingern auf uns deutet. Ich habe Euch nun berufen, um Kriegerrecht über den unberufenen Prediger oder Dichter, diesen vorwitzigen Homer, der uns ärger schimpft als die homerischen Helden einander, zu halten. — Er muss sterben, und zwar noch diese Nacht!“

„Oho!“ lachte der Abbé. „Nun das Mittel ist wenigstens unfehlbar, um den Rückfall in die schlechten Verse zu verhüten!“

Die Andern hörchten gespannt, was wohl die wahre Absicht des Herzogs sein möchte.

„Seine Verse sind keine That,“ begann dieser wieder, „sondern nur ein Werk der Phantasie; so soll denn auch sein Tod nur ein Scheintod sein. Mein Kammerdiener *Rafin*, der mir das Gedicht mitgetheilt hat, hat schon alle Anstalten zur Verurtheilung und Hinrichtung getroffen. Im Nebenzimmer liegt eine ganze Garderobe für Polizei-Commissaire, Schweizeroffiziere, Polizeisoldaten, Richter, Schreiber etc. In diese Masken stecken wir uns, setzen mächtige Perrücken auf, kleben uns grauenvolle Bärte an, und erscheinen dann plötzlich vor der Klausel des Heiligen. Es wird ihm das Gedicht als

corpus delicti vorgehalten, ein Verhör angestellt, ein Protokoll aufgenommen, und endlich ein Todesurtheil gefällt, zu dem wir den Maleficanten sogleich abführen. In einem verschlossenen Wagen fahren wir ihn irgend wo in eine einsame Gegend vor der Barriere, hängen ihm eine Laterne auf die Brust, verbinden ihm die Augen und fusiliren ihn mit blindgeladenen Gewehren. Dann wird er wohl den Rest der Nacht damit hinbringen, sich für todt zu halten. — Dies ist der Zweck unserer Versammlung; seid Ihr's zufrieden, Tapfre meines Heeres?“

Ein lautes Durcheinanderrufen, Lachen und Jubeln erhob sich. Rafin brachte mit mehreren Dienern einen grossen Korb voller Kleidungsstücke in den Saal, die der Herzog lustig, hoch durch die Luft jedem einzeln zuwarf. „Den Rock, den jeder fängt, muss er anziehen, und seine Rolle durchführen,“ rief er. Alles stimmte ihm bei.

Duplessis hatte sich inzwischen das Gedicht vom Herzog geben lassen, und es gelesen. Er raunte diesem in's Ohr: „diese Verse sind nicht von dem Pfarrer von St. Sulpice, darauf verpfände ich mein Wort. Irgend ein anderer Geistlicher hat sie gemacht. Den Pfarrer von St. Sulpice kenne

ich durch Zufall genauer; er ist der langweiligste Moralist des Jahrtausends, aber zu geschweide zu so schlechten Versen.“

„Hm,“ sprach der Herzog; „aber kennen Sie den Verfasser, Duplessis?“

„Nein! Und mir dünkt, das bleibt sich gleich. Seine Predigten sind seine Hauptschuld; es ist billig, dass er einen Schreck dafür hinnehme, da er so viele Andere zu schrecken versucht hat, mit Schwefelpfuhl und ewiger Verdammniss. Ein toller Streich passt mir jetzt gerade in meinen Kram. Ich wollte nur, er wäre etwas wilder!“

„Gut denn,“ sprach der Herzog leichtsinnig, indem er sich den Ueberrock eines Offiziers von der Schweizergarde zuknöpfte, „er mag seine Lection empfangen; und ermitteln wir dadurch vielleicht den wahren Thäter, so soll dieser auch nicht leer ausgehn!“

Während dieses Gesprächs hatte die ganze Gesellschaft ihre Mummereien vollendet. Rafin war der Costumier; er sprang mit Gewandtheit von einem zum andern, rückte hier die Uniform zurecht, klebte dort einen Schnurrbart auf, frisirte eine Perrücke, kurz, war thätig in allen Feldern der theatralischen Toilette. Nach einer Viertelstunde stand das

ganze Polizeicorps gerüstet da; der Herzog hatte drei Wagen anspannen lassen, und man fuhr rasselnd davon, um den frevelhaften Scherz, der einem entschiedenen Verbrechen so ähnlich sah, dass man beide kaum zu unterscheiden vermöchte, zur Ausführung zu bringen.

Hier ende das Bruchstück des Bruchstückes. Der Autor hat nur hinzuzufügen, dass die Substanz desselben leider eine Wahrheit, ein Beitrag zur Sittengeschichte von Paris in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aus den Memoiren des Herzogs von Richelieu selbst geschöpft ist.

L. Rellstab.

Der Tod des Königs.

Es war die erste heil'ge Stunde,
 Als brach des besten Königs Herz —
 Die Sprache schon versagt dem Munde,
 Es kämpft die Brust im letzten Schmerz.

Da öffnet er das Auge wieder,
 Und sieh, er spricht mit klarer Kraft:
 „Mich dürstet brennend! Sendet nieder
 Nach einer Goldorange Saft!“

Und zwei der treuen Diener eilen,
 Schon treten sie zur Pfort' hinaus;
 Wer aber kann die Menge theilen,
 Die dicht umringt das Königshaus?

Und als der Sterbende verlanget,
 Und nach dem Labsal wieder fragt,
 Dass Allen vor der Antwort banget:
 Nimmt Einer sich das Herz und sagt:

„O Herr, in still geschaarter Menge
Umsteht dein Volk hier den Palast,
Hindurch zu kommen durch die Enge
Schwer ist es und unmöglich fast.“

„O Herr, es sind nicht müß'ge Schauer,
Die Liebe trieb sie zu dir her,
O Herr, es steht dein Volk in Trauer,
Und ist kein Auge thänenleer.“

Da athmete der König tiefer:

„Du hast mich, Gott, im Tod gelobt!“
Und schloss sein Aug', und sanft entschlief er —
Und wir, wir hatten ihn gehabt.

Die Jagd von Winchester.

Die königlichen Brüder
 Wie stolz und hehr!
 Sie reiten aus zum Jagen
 Mit Jagdgewehr,
 Sie reiten aus zum Jagen
 Nach Winchester's Wald,
 Das Hifthorn weckt die Thale,
 Das Hifthorn halt.

Der König Wilhelm pranget
 Dem Zug voran,
 Prinz Heinrich, hoch zu Rosse,
 Sein Nebenmann.
 Der König, roth von Haaren,
 Wie blickt er wild!
 Der Bruder, ernst und stattlich,
 Wie blond, wie mild!

Der König Wilhelm Rothhaar
 Mit starker Hand,
 Er ist der Schützen bester
 In Engelland.

Er greift in seinen Köcher,
 Er zählt die Schaar,
 Zwölf Pfeile goldbefiedert,
 Die reicht er dar.

Der stolze König Wilhelm,
 Er sprach mit Hohn:
 Heut ist's kein Vogelschiessen
 Um leichten Lohn.
 Nur Einen Schuss! drum jedem
 Nur Einen Pfeil!
 Lasst sehn, wer's kann! ihr Herren!
 Nun auf! und Heil!

Sie ritten um zu pirschen
 Den Wald hinein,
 Da regten sich im Dickicht
 Rothhirsch und Schwein.
 Die springen rasch vorüber
 In flücht'ger Eil,
 Doch jeder sorgsam sparet
 Den goldnen Pfeil.

Der Mittag brennt und brütet
 Im harz'gen Wald;
 Die Meute jaget müder,
 Keine Rast, kein Halt!
 Nun schallt ein Horn, ein helles
 Vom Bergeshang:
 Ein Hirsch erlegt, das meldet
 Sein froher Klang.

Doch horch, ein Horn auch klinget
 Von drüben her,
 Nicht fröhlich ist dies Klingen,
 Nicht gut die Mähr.
 Und Horn auf Horn ertönet
 Den Wald entlang,
 Die edeln Jäger rufet
 Der Trauerklang.

Den König hat man funden,
 Weh, hingestreckt,
 Umher das Moos der Heide
 Mit Blut befleckt.
 Das Auge todt, gebrochen,
 Kein Hauch, kein Heil —
 In seiner Brust tief haftet
 Ein goldner Pfeil.

Und Horn auf Horn ertönet
 Den Wald entlang,
 Die edeln Jäger rufet
 Der Trauerklang.
 Noch fehlen ihrer dreie —
 Schon kommt die Nacht —
 Ein finster Räthsel waltet
 Des Schicksals Macht,

Prinz Heinrich hört von ferne
 Des Hornes Schall,
 Er eilt, er sieht des Königs,
 Des Bruders Fall.

Das Auge füllen Thränen,
 Der Mund bleibt stumm,
 Er blicket fragend, zählend
 Im Kreis' herum.

Sie schmückten nicht die Hüte
 Mit grünem Bruch,
 Es zog durch stille Heide
 Der stille Zug.
 Die Reh' im Zwiellicht lauschten
 Voll trauer Ruh;
 Der Hirsch fiel, der erlegte,
 Den Geiern zu.

Wem aber wird die Krone?
 Wer ist der Mann?
 Die Lords des Reiches kommen
 Mit Pomp heran:
 Dem Einzigen, der trauert,
 Die Brust voll Schmerz,
 Dir, König Heinrich, huldigt
 Jetzt Hand und Herz.

Napoleons Grab.

Dies ist das Grab! Unscheinbar, eng umfriedet,
Allein umrauscht vom grossen Ocean.

Dies ist der Fels, an den sie ihn geschmiedet,
Hier hat geendet die umstürmte Bahn.
Bist du sein Adler? Hütest du die Gräber?
Wie, oder zehrtest du an seiner Leber?

Napoleon-Prometheus! der Titane,
Hier mit den Sternen hat er Nachts gegrollt.
Und sie gereut es fast, dass seine Fahne
Nicht bis nach Indien siegreich sich entrollt.
Er war es werth, ihr durftet seiner schonen,
Der schönste der verderblichen Dämonen!

Was aber dort? Es eilt das Volk zum Strande,
Und eine Fahne seh' ich wehn vom Wall.
Ein Schuss! Was kündet er dem Insellande?
Und wieder eines fernen Schusses Hall —
Ein Schiff, ein flaggend Schiff in Segelfülle! —
Pilgert die Welt nach dieses Grabes Stille?

Rührt dieses Grab nicht an! unheil'ge Hände!
 Ihr Kleinen wisset nicht, was ihr beginnt!
 Sie wühlen's auf — ist keiner, der es wende! —
 Weil in Paris man auf ein Schauspiel sinnt.
 Sie stören des Giganten Grab und Ruh:
 England, erhebe dich, lass es nicht zu!

Nach Saint Denys wollt ihr die Leiche tragen
 Zum heil'gen Ludwig in den engen Dom?
 Attilas Grab, wo ist's, wer kann es sagen!
 Und Alarichs? — 's ist der Busementrom!
 Lasst ihm das Meer! Gönnst dieser Asche Frieden!
 Sie sprachen: In dem Dom der Invaliden.

O. F. Gruppe.

Fragmente aus Briefen,

geschrieben am Rhein.

Poppelsdorf bei Bonn, den 29sten Juli 18.

So wäre ich denn hier! und die Unruhe und Bangigkeit, die in dem ganzen Reiseplan ohne männliche Begleitung lag, und die von der grossen Menschenmasse auf dem Dampfboot und dem für mich Einstehn und Alleinstehn überall sich peinlich steigerte und eine grosse Abspannung nachliess, ist wohlthuend gemildert worden, durch den ruhigen Nachmittag, den ich eben beschlossen.

Von allen Hausgenossen in Cöln liebevoll entlassen, kam ich früh genug auf dem Dampfboot an, um den wachsenden Menschenstrom und die Noth mit dem Gepäck und Plätze nehmen, und bestellen und vergessen und wiederholen — und das endlich

rauschende Fortschiessen dieses buntbefieder-
ten Wasservogels mit anzusehn, ohne selbst
dabei theilhaftig zu sein. — Der Moment der
Abfahrt hat immer eine plötzliche allgemeine
Stille zur Folge — nothwendig ist der Ver-
kehr mit dem Lande abgeschnitten, jeder sieht
ein, er muss sein unruhiges Treiben mit dem-
selben nun für beendet erklären und für seine
Angelegenheiten auf dem Schiffe sieht er eine
lange langweilige Zeit vor sich.

Dann tritt die Frühstücksstunde ein! und
jetzt regt es sich wieder — auch ich kam
aus meinem Hinterhalt hervor und wagte um
Einiges zu bitten. — Bald sass ich neben
einer freundlichen Familie aus Emmerich auf
dem Verdeck neben Annchen und hielt eine
kleine Fütterung. Der Regen fiel dichter —
das Verdeck ward ausgespannt — ich ge-
wann ein stilles Plätzchen, wo ich las — Ann-
chen hockte vor mir wie eine kleine Schild-
wache — aber wenn sie mir auch Lüftchen
und Menschen abzuhalten suchte — das Ge-
räusch war betäubend! mir wurde oft so weh
und hülfbedürftig und — noch habe ich es
mir nicht abgewöhnt, Dich dann zu suchen,
zu denken, Du kämest!

Unleidlich war nun das Aussteigen in Bonn!
Noth in Fülle! die wilden Männer, die über

Einen herstürzen wie eine Räuberbande, um das Gepäck zu tragen — die Wagen, die abgeladen und aufgezozen wurden und worunter ich fast gerieth, wenn ein guter Herr nicht wüthend in das Rad gegriffen hätte — dies Alles ohne Annchens tröstliche Nähe, die unser Gepäck beschützen musste — kalt und heiss überließ es mich! Jetzt erreiche ich — o! welche Wohlthat — einen halben Wagen aus dem Gasthof zum Stern mit einem höflichen Kutscher! ich steige ein und athme auf, welche Sicherheit, der Kutscher ein Beschützer! Er winkt Annchen, die Harpyien lassen ab von ihr, die Sachen werden hineingelegt — Alles umsonst! — Der Lohnbediente aus dem Stern erscheint, der Wagen ist für eine englische Familie bestellt! Wir müssen heraus, im tiefsten Schmutz auf's Neue verlassen — doch mein Beschützer, der vortreffliche Kutscher, giebt mir sein Ehrenwort, in zehn Minuten sei er zurück — ich glaubte ihm und rettete mich in ein kleines Wirthshaus. Wie viele Kavalieri könnten an meinem Kutscher Beispiel nehmen! Es waren kaum zehn Minuten, da hielt er schon wieder vor der Thür, packte mit Annchen ein und ich entfuhr nun allen diesen Bedrängnissen in einem schönen bequemen Wagen den herrlichen grünen Weg

nach Poppelsdorf. — Bald war ich in meinen bestellten Zimmern eingerichtet und als ich vor Tische noch eine Promenade machte, lag bei einer kleinen Wendung über einem reifen Kornfelde die schöne Ruine des Godesberges vor mir.

Nach meinem Diné ruhte ich ein Weilchen und fühlte dann Kraft zu den wenigen Schritten nach dem Schlossgarten. Hier ging meine Erquickung an! Diese kolossalen Alleen riesenhafter Bäume, aus denen sich das Schloss erhebt — so Rococo — so Geschichten erzählend — so Bilder schaffend! — Die Fenster gehen alle bis zur Erde — ich hütete mich aber wohl in die heutige dahinter verborgene Werkthätigkeit ihres Inhalts zu blicken, um mir meine Illusionen nicht zu stören. Dagegen sind die rund herum laufenden terrassenartigen Treppen, wohin sich die Glathüren öffnen, der Muschelsaal und die grossen doppelten Freitreppen, die an dem auf Säulen ruhenden Mittelsaal hinauf laufen, und dem Siebengebirge gegenüber einen mit Quadern gepflasterten Saal im Freien bilden, vollkommen erhalten. Hier standen Stühle: an eine Säule geschoben ruhte ich herrlich, und nun lagen vor mir zu beiden Seiten die mächtigsten Baupartien, welche wie ein Rahmen

das Vorgebirge mit dem Godesberge einschlossen, während der Platz dazwischen, mit seinen kleinen Eintheilungen und bunten Gewächsen, von der Höhe des Perrons herunter gesehen, an die alten Gartenpartien erinnerte, wo Arabesken mit Buchsbaum gezogen und mit bunten Steinen und Muscheln ausgelegt waren.

Ich vertiefte mich in die Blütezeit dieser Anlagen unter dem prächtliebenden Clemens August, der Alles um sich her zu französiren suchte — ich sah die Herren in den seidnen und samtnen Röcken mit stählernen Degen, den schalkhaften Perrücken und den Schnörkeln ihrer Höflichkeitsbewegungen, alle dem Versailler Hofe entlehnt — und die Damen die *à la Fontange* und *à la Sevigné* in Flor und Reifröcken und Damast aus Sèvres und Lyon hier umher wandelten und wenn sie mit ihren Festen fertig waren und zufrieden, hofften, es sei fast wie in Trianon oder Marly zugegangen. — Auch die Form des kleinen Schlosses trägt das Bestreben der Nachahmung dieser französischen Lustschlösser; es sind die Pavillons, die zahllose kuppelartige Dächer bilden, die Wohnungen, die alle Fenster fast in Thüren nach den Terrassen öffnen. — Alles dem fremden Himmelstrich, den

frivolen Sitten entlehnt in argloser deutscher Nachahmungswuth.

Den 30sten Juli.

Wie sehr begünstigt mich das Wetter! und wie glücklich hast Du mich gemacht durch Deine liebevollen ermunternden Zeilen, die mich so recht in meinem Unternehmen bestätigen und mir die Freude geben, dass Du weißt, wo ich bin, wodurch ich mich nicht mehr so allein fühle. Es macht sich auch immer besser und ich bin heute schon zweimal zu Esel gewesen, und Du weißt, welches Vergnügen mir das macht. Ich bewohne ein Eckzimmer, welches fünf Fenster hat: in einem Hinterstübchen ist Annchen mit dem Gepäck eingerichtet; wenn ich die Fenster öffne, flattert der Sommer mit so viel grünen Bäumen, Blumen und Gerüchen herein, dass das ganze Ding in der Luft zu schweben scheint. Um sechs Uhr stehen wir auf, und wenn ich angekleidet bin, gehe ich in den kleinen Hausgarten, wo Annchen mir das Frühstück unter einer schattigen Linde bereitet. Ueber einem Kornfelde sehe ich in der Ferne blaue flache Linien von Bergen — davor Weiden und Lindenbäume — eine Gegend, die man gar nicht ansehen würde, hätte Böhnisch sie nicht so

unübertrefflich gemalt und uns dadurch das Auge dafür geöffnet. Indessen ward mein Esel herbeigeführt und ich bestieg ihn, um nach dem Kreuzberge zu reiten — und Annchen trottete nebenher, überzeugt, dass ich mich in grosse Gefahr begeben hatte. Auch fiel dieser erste Ritt nicht besonders aus — ich musste mehr gehen als reiten — der Sattel war verbogen, ich sass keinen Augenblick fest und schickte endlich Esel und Führer zurück, nachdem ich demonstirt hatte, wie der Sitz geändert werden sollte. Die Aussicht befriedigte mich nicht so, wie ich es erwartet hatte — ich wollte Dir oben schreiben, aber dazu war nirgends ein Plätzchen zu finden — ein 92jähriger Küster, der die Kirche bedient, hatte zwar noch Clemens August und die beiden letzten Bischöfe gekannt, war aber essigsauer und gallenbitter von dem langen Stehen auf dieser Welt geworden, und daher auch gegen mich barsch und unfreundlich, worüber Annchen als über etwas noch nicht Erlaubtes sehr erstaunte. Das gute Kind! es wird sich noch oft verwundern! Dagegen kam mein Esel wohlgesattelt den Berg herauf und der Treiber suchte die Sache völlig gut zu machen, indem er mich einen schönen Seitenweg hinunter führte. Nach meinem kleinen Diné,

woran ich Annchen Theil nehmen liess, bestieg ich abermals meinen Esel; immer das Siebengebirge, den Rhein, die Landhäuser daran im Auge, ritten wir an den Waldhöhen in der Verlängerung vom Kreuzberge zwischen den schönsten reifen Kornfeldern — oder vielmehr ich ritt so — Annchen, ein kleiner Junge mit dem bewussten Eselknüppel bewaffnet hinterdrein — der Herr des Esels, Steinberg genannt, vorauf. Er hat die grössten, braunsten, zottigsten Hände, die ich je sah, und dabei die Eigenthümlichkeit den Zügel zu halten, wie etwa eine Nymphe einen Lilienstengel! Ich musste lachen, wie ich es das erste Mal sah, schloss aber gleich auf irgend eine sublime Seeleneigenschaft. Wir ritten die Höhen hinauf nach der Rosenburg — ein Burgeschlösslein — erbaut von Professor G. aus Bonn, mit einer leider etwas zu modernen Farbe angestrichen — aber welche Lage! auf einem Felsenvorsprunge dem Rhein und dem Siebengebirge gegenüber. Mein Esel lockte nach und nach sechs kleine allerliebste blondgelockte Kinder aus der Burg, die nun alle unter Lachen und Schämen und kleinen Höflichkeiten mit uns durch die Anlagen zogen — hinunter ging ich und liess ein Paar auf den Sattel heben — vorzüglich aber er-

freute ich mich sehr an einem holdseligen kleinen Mädchen, in der ich Lucie Nottingham zu entdecken glaubte, und deren schöne blonde Locken auch mit Schleifen an den Schläfen aufgebunden waren — ich frug sie, ob die Grossmutter sie das Lied von Josseline gelehrt habe, und ergötzte mich an ihrem lieblichen Erstaunen, denn sie wusste nichts davon! — Doch liess sie nicht ab mich zu betrachten und steckte ihr dickes Händchen in meinen Handschuh. Von da ritten wir nach Kessenich, einem schönen, reichen, rheinischen Dorfe mit einem grossen Gasthause voll Bonner *beau monde* — ich mit Annchen mich in den hintersten Winkel des Gartens verkriechend — wo wir nichts sahen wie die Weinberge vor uns — Annchen arbeitete — ich las — dazwischen tranken wir Kaffee. — Welch' eine angenehme, stille, prätensionslose Gefährtin ist dies gute, ernste anständige Kind!

Den 31sten Juli.

Wie oft sind meine Gedanken bei Dir — wie lebhaft wünsche ich Dich herbei, so dass ich denke, Du kannst gar nicht ausbleiben — ich muss Dich plötzlich finden! Die Natureindrücke sind überschwänglich schön und ich hätte ohne diesen Ausflug doch diesmal kaum

am Rhein gelebt. — Aber wo sitze ich auch eben um Dir zu schreiben! — Herr Gartendirector S. hat erlaubt, dass mir ein Tischchen im Schlossgarten etablirt wird, wo ich schreiben kann — dazu habe ich nun die unbesuchteste Gegend gewählt, die freilich auch nach dem jetzigen Geschmacke sehr hässlich ist, denn es ist solch eine alte herrliche und schnurgrade Allee von Lindenbäumen, die oben die Riesenköpfe zusammen beugen, eine hellgrüne Glasglocke bildend, wo das Licht nun durchfällt so eigen, so — nun Du weißt wohl, wie es kein Mensch mehr leiden mag. In dieser langweiligen Allee sitze ich auf einer Bank, die so steht, dass ich erst hinter den säulenartigen Stämmen der Lindenbäume Trauerweiden sehe, die es aber nicht mehr aushalten können, sondern sich alle in einen breit ummauerten Graben stürzen. Darüber weg sehe ich die prachtvollen reifen goldfarbigen Kornfelder und drüber das blaue Siebengebirge. Dabei hat der geschmacklose Gärtner, der diese schnurgrade Lindenallee pflanzte, die List gehabt, sie so zu leiten, dass der Drachenfels wie Schloss und Riegel vor dem Ende dieser Allee liegt, man also bei der ganzen Promenade diese Felsenpyramide vor Augen hat!

Heute morgen ging ich nach der Aula — ich habe recht gründlich, recht sorgfältig alles durchgesehn — Frescobilder bleiben für mich ein bedingtes Vergnügen — oder ich habe gute noch nicht gesehn; jedenfalls machen sie die Schönheit der Composition nöthiger, als Oelbilder, nur bei einer wahren Idealisirung des Gegenstandes und der Gestalten kann ich mir den geisterhaften Hauch des Kolorits versöhnend denken — dann müssen aber auch die Gewänder gehaucht sein; wie widrig wirken diese brutalen unmotivirten Gewandfarben gegen die hohläugigen erloschenen Gesichter, die nur zuweilen eben so störend in irgend eine schreiende Farbe ganz getränkt sind und die andern Köpfe völlig auslöschen.

Ich habe seit heute morgen einen schönen Frühstückstisch — eine gute Frau Nachbarin hat mir ihren Garten anbieten lassen, da habe ich denn am Ende dieses blühenden und duftenden Gartens einen allerliebsten Platz in einem sogenannten Maikasten — ein grünes Blät'erklosett, welches auf einer kleinen Anhöhe liegt und eine Thür und nach zwei Seiten Fenster hat. Das eine Fenster sieht nach dem Kreuzberge, das andere hat bis dicht heran ein wunderschönes Kornfeld, wie

ich es nie sah und nun erst begreife, was unter goldenen Aehren verstanden wird. Dann kommt ein Mittelgrund von dunklen Bäumen, die ich nicht erkennen kann — darüber das Gebirge mit dem Godesberg.

Den 1sten August.

Ich fürchte das Wetter wird trüb und kalt werden. Gestern Nachmittag zog ein Gewitter herauf, das jeden Augenblick loszubrechen drohte und seitdem ist der Himmel umwölkt — ich habe noch bei der Frau Nachbarin in der schönsten wärmsten Regenluft gefrühstückt — jetzt kommt er selbst vom Himmel herab und ich sitze im Zimmer und schreibe diese Zeilen — dieser gute Onkel Kühleborn könnte mir vielen Spass verderben, wenn er sich anschickte alle Augenblick neckend dazwischen zu fahren! Ich trage mich nämlich, seitdem ich hier bin, mit dem Plane, wo möglich einen Tag und eine Nacht in dem kleinen Wirthshaus auf dem Drachenfels zuzubringen, um so Morgen und Abend in dieser paradiesischen Gegend zu geniessen. Die Erkundigungen, die ich über den dortigen Wirth eingezo-gen habe, bestärken mich in meinem Vorsatz — es findet sich, dass es der Jäger der Baronin St. ist, welcher die Kammerfrau derselben geheirathet hat und dort oben die Wirthschaft

hält; Beide haben mich oft bei ihrer ehemaligen Herrschaft bedient — ich kann auf Anständigkeit rechnen und auf ihre Bereitwilligkeit gegen mich. Dies bestimmt mich; ich bin entschlossen, wenn ich bei meiner Ankunft ihr Haus von Gästen leer finde, zu bleiben, wo nicht, nach Königswinter zurückzukehren, wo sich ein grösserer Gasthof befindet. Mein Wunsch geht dahin, den dritten August dort oben zuzubringen.

Den 2ten August.

Es hat diese Nacht so ungeheuer stark geregnet, dass ich einiges Bedenken über mein weitsichtiges Unternehmen nach dem Drachensfels habe — doch sitze ich in meinem Mai-kasten und es ist in diesem Augenblick noch wunderschön warm, aber grauer Himmel — eben habe ich die herrlichsten Blumen von der Tochter meiner Nachbarin bekommen, und eine kleine graue Katze sitzt so dicht neben mir, dass sie mir die Fliegen von meinem Hut fängt. Alle Augenblicke geht sie quer über mein Papier — tauche ich ein, so hascht sie nach meinem Finger und überschlägt sich dann wieder vor dummer Lustigkeit — was das Alles niedlich ist, wenn man sich Zeit nimmt, es zu betrachten! Sie war sehr hungrig,

als ich ihr diesen Morgen ihre Semmel in Milch hinsetzte — wie sie mitten im Essen ist, kommt die Mama Katze — augenblicklich hört sie auf, die Alte frisst es rein aus und die Junge bleibt ruhig davor sitzen und sieht zu, bis die Alte weggeht; dann leckt sie das leere Kümphen aus — du kannst denken, dass sie belohnt ward!

Uebrigens könnte ich dir von diesem Kätzchen einen Bogen voll schreiben — diese feinen Manieren, dies unschuldige Kinderge-
sicht! Wenn ich sitze und sie zu vergessen schein, erklettert sie hinter mir meinen Stuhl und schlägt mir ganz leise auf die Schulter mit dem ausgestreckten Sammpfötchen — dann wartet sie — nach einem Weilchen klopf sie wieder — sehe ich mich um, so ist der Ausdruck fast, als lächelte sie — doch ich reisse mich los von ihr und für heute Adieu! —

Den 3ten Aug. Morgens 8 Uhr.

Aber wo? — ich habe seit gestern Abend, wo ich hier Thee trank, nur einen Gedanken — den, Dich hier zu haben! Ja — ich habe die Nacht auf dem Drachenfels geschlafen und sitze im Angesicht dieses Paradieses vor dem Obelisk — und welch ein ächter Geburtstags-
morgen! Vor uns — über den Bergen jenseit des Rhein's — steigt ein majestätisches

Gewitter empor, welches der Herr der Könige mit einem ungeheuren schwarzen Wolkenschweif und den Augenwinken seiner Blitze gegen den Drachenfels sendet und die königliche Feste mit den Geschützsalven seiner Donnerschläge salutirt. Es entsteht in mir, was ich hoffte — ich fühle mich erhoben und beruhigt — als ich meine Feder eben aus einem Stückchen Druckpapier auswickelte, war es ein abgerissenes Blättchen aus der Bibel, der achte Vers aus dem Jeremias und lautete: „Fürchte dich nicht vor ihnen, denn ich will dich erretten, spricht der Herr“ — damit hatte ich genug! Eben trieb uns ein feiner Regen in das Haus hinein — ich sitze in einem Saale, der nach Nonnenwerth zu liegt, mit Annchen in eine Fensterecke gedrängt; am andern Ende des Saales sitzen acht Studenten um einen Tisch — so wohl-erzogene junge Leute, dass ich glaube, es sind Maler — heiter und fast leise dabei — so unschuldige Scherze — so kindliches Lachen! Der Himmel klärt sich auch wieder auf und ich werde später draussen sein können. Jetzt will ich Dir erzählen, wie ich hierher kam — gestern Morgen gegen 11 Uhr fasste mich mit eins die Ueberzeugung, es würde sich aufklären, obwohl der Himmel nicht mit weissen

Lämmchen, sondern mit schwarzen Böcklein bedeckt war und nur die warme Luft mich zu meinem Vertrauen berechtigte. Es ward nun ein Carton mit den nöthigen Sachen gepackt, ein kleines Mahl eingenommen und nun wanderten wir nach dem Rhein. Herr M., unser Wirth, war uns hierhin vorausgegangen, um einen Nachen zu miethen. Alles ging still und geräuschlos vor sich, wir nahmen zwischen zwei kuriosen knorrigen Männern Platz, zwei Männer spannten sich vor und jetzt fuhren wir so schnell als Jene gingen. — Aber Welch ein Nachmittag und Abend! — alle Vorhänge zogen sich auf — blauer Himmel mit Rubenschen Wolken Thürmen — daraus entstehende breite Schattenmassen und eben so blendende Lichteffecte — und in dieser Gegend! dabei der Rhein — diese Belebtheit von Nachen und Schiffen mit Segeln — die glänzenden Furchen, die sie nachzogen — und der singende Ton unseres eigenen Nachens, indem er ohne Schwanken über die glänzende Fläche glitt! Wir hatten keine Hand hoch Bord! aber wer hätte dem Rhein nicht vertraut. Ich fühlte mich so frei — so still und bin so zwei Stunden gefahren, ohne ein Wort zu sprechen, denn Annschen versteht mich, wenn ich nur mit dem Finger

deute und nickt dann bloss und zeigt auch!
 So ging Alles nach Wunsch — wir landeten
 am Abend in Königswinter. Die beiden Schiffer,
 die den Nachen geführt hatten, luden nach
 zwei Worten die Effecten auf den Rücken,
 verschafften mir einen Esel und nahmen Ann-
 chen in ihre Mitte (welche nie reitet und mich
 nur mit Herzklopfen in dieser Gefahr sieht)
 und so ging der Zug ohne alle Unruhe und
 kaum, dass ich zehn Worte gesprochen hatte,
 den Berg hinauf. Alles war vom Regen grün
 und erfrischt — die Sonne hatte ich auf dem
 Rücken — nur abziehende Fremde, die uns
 entgegenkamen — Alle von der Schönheit
 so still gemacht — mein Gott, es war sehr viel!

Als wir oben ankamen, gab es Erkennungs-
 scenen! Ich ward empfangen, als wär ich
 die Herrin der alten Feste — Wirth und
 Wirthin und deren Schwester umringten mich
 — grosse zuthuliche Hunde wurden auch ver-
 führt, mich für eine Bekannte zu halten —
 ich fühlte eine unbeschreibliche Ruhe und
 Sicherheit und war entzückt über das Gelin-
 gen dieses Lieblingswunsches. Wir stiegen
 hinauf nach dem Zimmer, welches ich bewohnen
 sollte — Welch eine Aussicht — es liegt nach
 Rolandseck zu — Nonnenwerth zu meinen
 Füßen — darin standen zwei schöne Betten

und ein Sopha — und wir die einzigen Gäste im Haus — und Du — und Du — in dem neu angestrichenen Berlin! Als ich mich eingerichtet sah, liess ich den Thee vor den Obelisk bringen — Welch ein Theetrinken war das — dabei die feierlichste Ruhe — bloss Festtagsläuten in Melem und Königswinter zu Königs Geburtstag. Während der ganzen Nacht hatten wir nun die wunderliche, nur aus Wintertagen her bekannte Musik eines mächtigen Sturmwindes, da wir aber die Sterne funkeln sahen, merkten wir wohl, wie es gemeint war — liessen den alten Drachen seinen Spuk treiben und entschliefen sehr angenehm bis 6 Uhr, wo wir aufstanden. So weit, was ich nachzuholen hatte!

Ich bin noch immer in meinem Saal und jetzt singen die jungen Leute, die auch hier den Regen abwarten, mit einem Vorsänger zur Guitarre so unbeschreiblich einfache rührende Lieder, als etwa ein Wanderer voll Heimwehgefühl selbst componiren könnte, wenn er redend sänge. Ich hatte Thränen in den Augen, ehe ich's mich versah, und war froh, dass der Regen nachliess und wir hinaus konnten! Wir erstiegen nun die Ruine und lagerten uns auf dem Burghof; aber diese schöne Feste ist seit den zwei Jahren, wo wir sie zuletzt

sahen, wieder um Vieles kleiner geworden — manche Stellen fand ich kaum noch so gross, um Fuss darauf zu fassen, es war die höchste Zeit, dass unser königlicher Herr sie zu seinem Eigenthum machte; die guten Bürger von Königswinter hätten sie sonst bald ganz in die Luft gesprengt, um der Nachbarschaft Bausteine zu liefern.

Welche Wohlthat, zwei Stunden in ungestörter Ruhe auf den verschiedenen herrlichen Punkten zuzubringen, ohne Furcht sich zu verspäten, ohne getrieben zu werden von Mitreisenden oder Eseltreibern. Annchen suchte wie ein Kind Steinchen und Blumen, und ich las dazwischen! — Jetzt ist es schon fünf Uhr und wir sitzen wieder vor dem Obelisk und eben kommt das vierte Dampfschiff den Ström herunter von Mainz. Als wir heute morgen so in der Ruine sassen, die beiden einzigen Insassen der königlichen Burg und ich an die freudige Bewegung dachte, die der heutige Festtag durch unser ganzes Vaterland erregt, erschallten plötzlich von beiden Ufern Schüsse — das Dampfschiff, der Kronprinz von Preussen, kam von Cöln dahergefahren und wurde von den lustigen Uferbewohnern, die heute alle Festtag machen, mit Klein-Gewehrsalven begrüsst. Wir eilten in den Burghof

und nun salutirte der königliche Sohn die väterliche Burg mit einer tüchtigen Geschützsalve, so dass das Schiff einen Augenblick in Rauch gehüllt war. Wir nahmen diese Huldigung in Ermangelung anderer Repräsentanten in Empfang und wehten mit unsern Tüchern Grüsse hinab — ach, wie bin ich froh, der Welt entlaufen, hier in tiefer Ruhe, weit ab von dem Gewühl der Menschen, den theuern Geburtstag recht andächtig feiern zu können. Zwar jetzt umschwirren mich Engländer ab und zu gehend, aber sie schätzen mit der höchmüthigsten Gefühllosigkeit dies wie alles Andere mit einer gewissen kaufmännischen Fertigkeit ab und man kann sie so gänzlich ignoriren, als wären es Pfähle oder Felsblöcke; man thut nie zu wenig. Um halb zwei Uhr assen wir ganz allein und so vortrefflich, wie ich lange nicht ass, und mit so gutem Appetit, wie ich es auch kaum noch weiss.

Eben haben sie in Godesberg, der zu meinen Füßen wie eine Weihnachtsausstellung liegt, die preussische Flagge aufgezogen und ich gerieth in Rührung — da ich aber gewiss weiss, dass du heute Morgen schon bei den Spikerschen Versen an den König geweint hast, so brauche ich mich gar nicht zu geniren.

Heute Abend erleuchtet mein Wirth den Burghof hier oben und die arme Agnes von Mansfeld muss ihr Schlafzimmer auf dem Godesberg zu ähnlichem Opferdienste hergeben.

Wie unglaublich schön ist es hier! Auf dieser Höhe so ruhig wie im Zimmer — die Sonne hinter Wolken — rechts nach Bonn zu der Strom golden, die Färbung der ganzen Gegend sonnig und heiter — links Alles wie aus einem Bilde von Friederich, blau in blau.

Am 4ten August Morgens 9 Uhr.

Ich schreibe Dir auf einem Mauersitz der alten Burgtreppe und kann nicht ohne Lachen daran denken, wie ausser Dir Du vorSchwindel sein würdest, und wie ich schon längst herunter gemusst hätte und irgend wo im Sande sässe. An der Aussenseite des hohen Thurmes, wo diese Treppe hinauf führte, sitze ich auf einer Stufe und zu beiden Seiten sind etwas höhere Quadern, worauf vielleicht das Geländer ruhte, und dies sind meine Tische — doch seufzt Annchen da unten so schmerzlich über die Gefahr, dass ich es wohl nicht lange treiben werde. Es ist heute noch schöner als gestern — ich esse noch hier zu Mittag, reite heute Nachmittag hinunter und gehe über den Rhein nach Melem zu unserer schönen jungen Freundin — trotz dieser angenehmen Aussicht trenne

ich mich mit schwerem Herzen, denn es ist hier in allen Beziehungen vortrefflich — der Wirth und seine Frau, deren Schwester, ihr Kind, ihre Hunde — das sind Alle schon meine besten Freunde — und sie wollen nichts davon hören, dass ich weggehe, als wäre ich bei ihnen zu Gast!

Als das Feuer gestern Abend im Schlosshof brannte, war der Effect gegen die Ruine wunderbar schön — besonders das Funkenheer und die schwarze Rauchsäule, die gegen den klaren Nachthimmel aufstieg, der mit seinen zahllosen glänzenden Sternen darüber ausgebreitet lag. Es war Niemand oben als einige Knaben, die das Feuer schürten, denn es war eine Art Wettkampf, die Feuersäule eben so hoch zu erhalten, als sie gegenüber vom Godesberg herüber leuchtete. Bis gegen 10 Uhr wandelte ich in dieser einzigen Situation einsam auf und nieder — glaubst Du, dass ich auch an Dich dachte?

Melem, den 5ten.

Ich schreibe Dir von hieraus über die letzten Stunden auf dem Drachenfels. Ich blieb gestern bis gegen Mittag lesend in der Ruine und ritt erst gegen Abend, nachdem ich von allen Hausgenossen freundlich entlassen war, den schönen Weg hinunter mit vielen vielen

weitsichtigen Gedanken — bis ich am Rhein stille hielt, in den Nachen stieg und nun den wundervollen Strom durchschnitt, bis ich an den weissen Gittern des D.'schen Gartens landete, der nach einem früheren starken Gewitterregen so frisch in der Abendsonne funkelte, dass er, in dem weissen Gitter ruhend, wie ein Blumenkorb aussah.

Verfasserin von Godwie-Castle.

„Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir,
Herr Gott, vernimm mein Rufen.“

Lasst uns ruhig weiter bauen,
Nur auf Gottes Himmel schauen,
Wie er alle Sterne trägt,
Sonn' und Mond sich da bewegt,
Ein Vertrauen strahlt hernieder,
Fallet auf die Kniee nieder,
Herr, mein Gott, dich loben Alle.

Nein, die Sündfluth kommt nicht wieder,
Und das Feuer stürzt nicht nieder,
Es erhebet himmelauf
Alles zu der Sterne Lauf:
Ein Vertrauen strahlt hernieder,
Fallet auf die Kniee nieder,
Herr, mein Gott, dich loben Alle.

Eine Taube lass' ich fliegen,
Die Gebete werden siegen,
Nicht der Feinde wilder Fluch;
Schon mit gleichem Flügelflug
Bringet sie ein Oelblatt wieder:
Fallet auf die Kniee nieder,
Herr, mein Gott, dich loben Alle.

Wo soll ich mein Haus nun bauen ?

Lass dein Angesicht nur schauen

In der Liebsten Angesicht

Durch die wolk'gen Locken licht:

Ein Vertrauen strahlt hernieder,

Fallet auf die Kniee nieder,

Herr, mein Gott, dich loben Alle.

Nur noch Eines mir gewähre,

Dass ich selber mich erkläre,

Denn ich fürchte, was ich such',

Allzuhoch ist wohl mein Flug:

Doch, Vertrauen strahlt hernieder,

Höher schwebt die Sonne wieder,

Herr, mein Gott, du schufst uns Alle.

Wenn die Stadt auch soll vergehen,

Lass mich ihr zur Seite stehen,

Dass uns drängt zum engsten Raum,

Süsse Noth, wie in dem Traum.

In der Noth sind Alle Brüder,

Ja, ich sag' es bald ihr wieder,

Wie sie mir so wohl gefalle,

Hast du Sprache doch gegeben

Jedem Menschen mit dem Leben;

Sprach' und Leben ist ihr Blick,

Kündet mir verborg'nes Glück,

Ein Vertrauen strahlt hernieder,

Sie vergiebt und liebt mich wieder;

Herr, mein Gott, dich loben Alle.

Die Wahrsagerin.

Water von Allen,
 Was soll ich flehen?
 Klagen erschallen,
 Müde Seufzer ergehen,
 Woher der Wind mag wehen,
 Wohin die Fahnen stehen;
 Fürchten und Hoffen,
 Donnernd steht der Himmel offen.

Was soll ich beten,
 Bittend abwenden?
 Ueber dein Beten
 Schon mit uns kann es enden;
 Woher die Boten kommen,
 Sind alle schon beklommen,
 Fürchten, nicht Hoffen,
 Bebet in der Erd' verschlossen.

Löse, entbinde
 Meine Geschwinden
 Ueber dem Winde,
 Ahndend Schicksals zu künden!

Bin meines Schicksals müde,
 Der Zauberkessel siede,
 Fürchten und Hoffen
 Brause zu der Erde offen!

Lasse die Karten
 Friedlicher fallen,
 Menschlich wir warten,
 Halten's zürnend mit allen.
 Wer kann Vernichten künden?
 Es weht in allen Winden,
 Lässt sich nicht bannen;
 Thränen von dem Himmel rannen.

Blaugrüne Reihen
 Drängen, wie Wellen,
 Fürchterlich dräuen,
 An der Küste zerschellen.
 Ich kann nicht Sieger finden!
 Ein Geist will sich verkünden!
 Alle betroffen!
 Schrecken scheidet Streit und Hoffen.

Keiner geht weiter,
 Alle beklommen;
 Wer ist der Streiter,
 Der für uns kommen? —
 Um den wir all' noch weinen,
 Er führet an die Reinen;
 Ueber den Höhen
 Könnt ihr ihn als Stern schon sehen.

Reissen im Eise
 Drohende Spalten,
 Endet die Reise,
 Lasst gewarnt euch halten!
 Es stürzt ein Sturm die Wälder
 Und trennt die blut'gen Felder,
 Nein, ich vergehe,
 Ueberm Sehn vergeht das Sehen.

Vater von Allen,
 Was soll ich flehen?
 Klagen erschallen,
 Schmerzensseufzer ergehen,
 Woher der Wind mag wehen,
 Wohin die Fahnen stehen:
 Fürchten und Hoffen,
 Donnernd steht der Himmel offen.

Nächtliche Feuer,
 Feindegetümmel
 Stören die Feier,
 Stürmten gerne den Himmel.
 Er lässt sich nicht erstürmen,
 Die Fahnen stehn auf Thürmen,
 Gott wird sie halten,
 Wird der Feinde Wuth erkalten.

Löse in Ruhe
 Menschlich Geschäfte;
 Winter umthue
 All' sünd'gende Kräfte

Mit kalter, weisser Decke;
 Dass Unglück sich verstecke;
 Augen voll Thränen
 Mögen sie in Unschuld wähen.

Fiehende Feinde
 Brennen mit Lachen,
 Tobende Freunde,
 Hirtenhäuser zum Wachen:
 Vom Herd' ist nichts geblieben,
 Die Heerden sind vertrieben:
 Lieber Gott! schreiend
 Flicht der Hirt, dem Himmel dräuend.

Lämmlein von Allen
 Einzig ihm blieben,
 Wölfe anfallen,
 Kommen witternd von drüben.
 Sie sind vom Wind geladen,
 Die Todten zu begraben,
 Heldenlied schweiget,
 Heulend sie der Wolf umreiget.

Schon ist vergessen
 Eigenes Leiden,
 Nimmer vermessen
 Stör' ich ahndend die Freuden;
 Und sollt' es auch geschehen,
 Ich will's voraus nicht sehen,
 Fürchten und Hoffen,
 Wie mir steht die Zukunft offen.

Wisset, es glühet
 Heilig im Sitze,
 Ueber mir ziehet
 Kühlung labend im Blitze.
 Die Thränen fallen alle
 Im Becher ein mit Schalle,
 Trink' sie, du Rächer,
 Schrecklich ist ein Thränenzecher.

Lächelnd verzweifeln
 Ist ein Entsetzen,
 Nicht in den Zweifeln
 Ist des Zaubers Ergötzen.
 Die Sterne stehen feste,
 Es geht noch all' aufs Beste,
 Glaubet dem Hoffen,
 Bläulich steht der Himmel offen.

Auge der Liebe
 Ueber den Schlachten,
 Nimmermehr trübe,
 Lass dich wieder betrachten.
 Wie von Erinnerungen,
 Von Sternen so durchdrungen:
 Glauben und Hoffen
 Hält den Himmel segnend offen!

Die Wetterfahne.

Wiel Fahnen sind verloren,
 Doch eine ist erkoren,
 Sie schwebt noch obenauf
 Und zeigt der Stürme Lauf.

So steht die Wetterfahne,
 Dass sie uns all' ermahne
 Zu steter Wachsamkeit
 In Leid und auch in Freud'!

Sie drehet sich geschwinde
 Und steht doch fest im Winde,
 Es spielet drin der Wind,
 Wie ein unartig Kind.

Er kommt nicht, wenn wir glauben,
 Doch steht die Fahn' im Glauben
 Auf eines Kirchthurms Spitz'
 Und leitet ab den Blitz.

Das Glück kann Gott nur geben,
 Die Sonne will sich heben,
 Die Fahne klirrt im Glanz,
 Das Wetter ändert ganz.

Und, wo die Thränen flossen,
 Die grünen Blätter sprossen,
 Die Blüthen allzumal,
 Ich grüss' dich, freundlich Thal.

Ich grüss' dich von der Höhe,
 Vom Thurme weit ich sehe,
 Ich seh' der Erde Rand,
 Die Wellen ohne Stand.

Hier auf des Thurmes Zinnen
 Will ich den Geist gewinnen,
 Dass er mir frei und klar
 Das Schicksal sage wahr.

Das Land ist aufgeräumt,
 Das Meer hat ausgeschäumt,
 Die Taub' den Oelzweig bringt:
 Ihr armen Völker singt!

Lasst euer Lied ertönen,
 Den Erdkreis zu versöhnen,
 Gott in der Höh' sei Ehr',
 Er straft euch nun nicht mehr!

Das Gott hat von uns entrücket
 Den Feind, der uns erdrücket;
 Die Vögel singen laut,
 Dass sie den Herrn geschaut.

Ich erhas' dich von der Höhe, ich
 Vom Thurm will ich sehen, aus dem
 Ich seh' der Erde Fund, und
 Die Wellen ohne Stand.

Hier auf des Thurmes Künste
 Will ich dich Geist gewinnen,
 Dass er mit mir und
 Das Schicksal sage wahr.

Das Land ist aufgeräumt,
 Des Meer hat ausgeschäumt,
 Die Land' den Ozean bedingt,
 Ihr ersten Völker stinkt.

Lasset euch, Iherusalem,
 Des Erbtheils zu gerechtem
 Gott in der Höhe, der
 Er saß euch nun nicht mehr!

Die Bekehrung.

Wer nicht mit wilder Faust
 An die echerne Glocke geschlagen,
 Worin der Geist gefangen haust,
 Dem wird nimmermehr Ruhe zusagen ;
 Der hört noch nicht,
 Der sieht kein Licht,
 Er wähnt sich Gott
 Und stöhnt sich aus in Fragen.

Wem nie das Herz zu schnell
 In dem forschenden Geiste geschlagen,
 Der sieht am lichten Tag nicht hell,
 Der wird über die Zeiten hinjagen ;
 Der hört noch nichts,
 Der sieht noch nichts,
 Er wähnt sich Gott,
 Bis er sich überschlagen.

Wem nie ging aus die Luft,
 Wenn ihn fliehend viel Tausend mitrissen,
 Wen Leichtsinn zu den Waffen ruff,
 Der bleibt immerdar ohne Gewissen ;

Der hört nur sich,
 Der sieht nur sich,
 Der wähnt sich Gott,
 Hat sich aus Muth zerbissen.

Wen nie mit Liebesmacht
 Beide glühende Arme gezogen,
 Bis sie entwichen, er verlacht
 Von stockfinstern Nächten umzogen,
 Der hört noch nicht
 Aus Zuversicht,
 Der meint sich Gott
 Und hat sich Lieb' gelogen.

Wer sonst der Welten Lauf
 Auf der eigenen Fährte sich dachte,
 Sieht nun verwundert auf,
 Wie viel grösser sich Alles rings machte;
 Der hörte nicht,
 Der sahe nicht,
 Der meinte sich Gott,
 Dass er dass Glück verachte.

Die blinde Leidenschaft
 Ehrt der klagende Mensch in dem Staube,
 Sie führt Dich an mit Deiner Kraft
 Auf Klippen den Vögeln zum Raube.
 Du hörst Dich nicht,
 Du suchst Dich nicht,
 Du fühlst Gott
 Und betest nun mit Glauben.

Wer lernen kann, der lebt,
 Der wird immerdar leben auch bleiben;
 Und die in Allem wiederlebt,
 Die Sonn' wird ihn höher noch treiben.

Er hört auf sich,
 Er sieht auf Dich,
 Er schauet Gott
 Und wird in Gott verbleiben.

(Aus dem Nachlass Achim's v. Arnim.)

Die Uchtenhagen.

(Aus dem Roman: „Der falsche Waldemar.“)

Ludwig der Baier, nachdem er Frankfurt an der Oder gegen die Verbündeten vertheidigt, irrt, geschlagen und flüchtig, mit wenigen Getreuen, in der Mark. Auf dem Wege nach den ihm getreu gebliebenen Städten wird er in der Nacht von den Anhaltinern überfallen. Seine Feldhauptleute reissen den noch Schlaftrunkenen zur Flucht durch einen Hohlweg, an dem die kleine Schar zerstob. Seine Baiern gaben die Mark verloren. Einige Brandenburgische halten Wacht, um ihren Fürsten von der Gefangenschaft zu retten.

Am Hohlweg in der Nacht ging's heiss her. Nicht alle waren, als ein Strom durch die Schleusen, fortgesprengt. Die Vordersten der Feinde trafen ihrer noch, wenige nur, aber Männer. Stahl klirrte gegen Stahl und Speere splitterten.

Aber ehe der volle Feindesschwarm ange- rollt, die Paar zu erdrücken, warf sich die

Nacht dazwischen. Eine zwiefache Nacht; die schwarzen Bäuche der Schneewolken barsten und warfen solche dichte Flocken nieder, dass keiner das eigene Schwert sah. Auf eine Weile schwieg der Kampf. Die Trompeter riefen die Feinde zurück, dass sie sich zum Angriff ordneten. Ihre Führer mochten denken, es seien dort mehr.

„Vater, itzt rette dich,“ sprach ein junger Knappe und fasste des alten Uchtenhagen Ross am Zaum und wollte es umdrehen. „Sie reiten zurück, das ist günstig uns.“

Der Alte riss sich zornig los: „das redt nicht Uchtenhagens Sohn.“

Kuno war kaum achtzehn Jahr; das gelbe Haar floss ihm um die Schultern aus dem Helm vor. Sein milchweiss Gesicht ward blutroth.

„Herr Gott, mein lieber Herr, euer Sohn rath gut“, sprach ein Mann, der hiess Eisenhardt, ein Dienstmann der Uchtenhagen. „Den Platz halten wir nimmer, und ist nichts zu holen als eitel Tod. Aber so wir itzt die Rosse wenden und ihnen die Sporen geben, hilft uns Gott wohl.“

„Uns! Aber nicht unserem Markgrafen. Ist da Einer unter Euch, der will, dass sie ihn Verräther schelten, der wende sein Pferd.

Ich entlass ihn der Pflicht, so er gegen mich hat, aber so es mein Sohn wäre, der nenne fürder mich nicht Vater. Und falle ich, so soll er nicht an meinem Sarge stehen.“

Ulrich Pfuel, der war den Uchtenhagen nah verwandt, und ist ihr Nachbar, er sprach: „Alter Freund, was nutzt es! Gott zeigt uns selbst den Weg zur Rettung!“

„Und denen drüben wo sie unseren Herren fahen. Als lang ich seines Rosses Hufschlag höre, will ich hier stehen, und noch eine Weil.“

„Er hat uns verlassen.“

„So der Herr schlecht ist, soll's der Diener auch sein?“

„Denkt, was ihr dort im Oderhäuslein zu mir sprach!“

„Herr Ulrich Pfuel, mein lieber Schwäger, so ich damals zweifelte, hier ist's nicht Zeit zum Zweifeln, hier ist's zum Treusein. Ich schwor dem Ludewig, und so's ein schlechter Schwur war, wär' ich doch ein schlechter Mann, so ich ihn brähe im Unglück. Ihr meine Söhne und ihr Freunde! als der Schnee weiss niederfällt, so weiss sind meine Haare, so rein ist mein Wappenschild; so rein als Gott der Herr will, wünscht' ich, dass meine Seele sei. Und so rein möcht' ich in den

Tod gehn. Wer's mit mir will, der schlage an, wer's nicht will, der reite heimlich davon, will ihn nicht sehen, noch je verrathen, denn eines todten Mannes Zunge ist still.“

Keiner antwortete, keiner ritt fort, sie schlugen gegen ihre Schilde. Es war kein Klang der weit wiederhallte, aber ein Klang war's doch, der stählte ihre Herzen.

Die Drommeten drüben antworteten. Das tönte anders von Stahl und Eisen, von Harnischrasseln und Speereschüttern, von Zaum und Zügel und Rosseschrauben. Nicht zwanzig Athemzüge vergingen und die Lanzenspitzen klirrten gegen Panzer und Schild. Aber nach wieder zwanzig Athemzügen machten die Rosse Kehrt. Wer kämpft gegen den Schnee, der dicht ist als die Luft und der heulende Wind treibt ihn durch die Helmgitter in's Auge.

„Gott sei gnädig seiner Seele!“ sprach Ulrich Pfuel, der hielt den Knappen Kuno im Arme, von der andern Seite stützte ihn der treue Eisenhardt. Dem Knaben war die Stahlhaube vom Kopf geschlagen, hing bloss mit dem Kinne über auf der Helmberge, seine goldnen Locken klebten voll Blut. So schleppeten sie ihn zurück und legten ihn auf einen Stein. Er war der erste gewesen zwischen den Feinden und hatte einen riesigen Mann

vom Pferd geschlagen; da spaltete ihm eine Streitaxt den Helm.

„Vater!“ sprach er, da er das Aug' aufschlug, „nun bin ich doch Uchtenhagens Sohn?“

„Bist's,“ sprach der Alte, und drückte seine Hand. Einen Augenblick beugt er sich über ihn, mehr war zum Trauern nicht Zeit.

Wer da die Männer gesehn in dem Augenblick, hätte gemeint, es seien Steinbilder, die über Gräbern stehn. Ihres wurde doch erst gegraben am Tage drauf. Die müden Krieger die Hände faltend auf das Schwerdt, und dicker Schnee lagerte auf ihren Schultern.

Da schüttelte sich Wilkin, des Alten anderer Sohn und fasste Gerhards Arm, der der zweite Bruder war. Zorn leuchtete in seinem Aug'; „Vater, lass uns ihn rächen, ich sah's, wer ihn erschlug.“

„Nicht Rache, Sohn!“ sprach der Alte. „Wir sind nicht hier um uns. Nicht unser Herz ist hier, nur unsre Pflicht.“

Wie Ulrich Pfuel sah, dass dem Alten das Herz brach, als er so sprach, und neben ihm seine beiden einzigen Söhne, die er liebte, und die er anschaute, als wären sie schon gestorben, da winkt er dem Eisenhardt, und sie beide treten den Alten an:

„Lasst uns nun hier allein stehen, gnädiger

Herr,“ sagte der Dienstmann. „Ein Weil halten wir noch den Pass, so wir uns hinein ziehn, und oben vom Gemäuer wälzen wir Steine. Ihr aber reitet fort mit den zween Söhnen, so euch blieben.“

„Das müsst ihr thun, um eures edlen Hauses willen,“ sprach Ulrich Pfuel; „denn ihr habt genug gethan.“

„Vater, reite!“ drängten ihn die Söhne.

„Da sei Gott für!“ rief der alte Uchtenhagen, „dass ich, was eines Edlen ist, Dienstleuten überlasse.“

„Herr mein Gott,“ rief der Pfuel, „der Baier verdient nicht solche Treue um uns.“

„Aber wir, dass wir uns selbst treu sind! das ist des Adels Pflicht, dass er besser ist, als die Andern. Er muss mehr thun; sonst ist er weniger als sie. Wahrlich ich sage euch, es thut uns noth, dass wir den Rost kehren von unsern Wappenschilden, dass wir den Stahl hell leuchten lassen, sonst glauben sie nicht, dass er echt war.“

— „Ihr, meine lieben Söhne!“ sprach er nun zu denen, da er sich wieder auf's Ross heben liess — „euch gebe ich's frei: wollt ihr gehen oder bleiben? Ihr setzt mein Geschlecht fort, und es ist ein wehrhaft gut Geschlecht. Das hat als Markhüter an der Oder

gestritten gegen die Slaven zween Jahrhunderte. Fallt ihr mit mir, dann sinkt mein Haus in's Grab. Aber es liegt dort mit Ehren. Besser, mein' ich, begraben sein mit guter Ehre, als fortleben mit bösem Leumund.“

Die Söhne jauchzten. Sie riefen: „Mit dir sterben in Ehren, Vater!“

Da breitete er segnend die Hände aus und drückte jeden auf die Stirn. Zu mehr war nicht Zeit. Es sauste heran und ein Bolzenschauer hagelte durch den Schnee. Was klirrten die Harnische, was ward der Schnee roth von edlem Blut!

Als der Tag dämmerte und der Morgen röthete blässlich die Wolken im Osten, schwieg der Sturm, auch der Kriegslärm toste nicht mehr: da standen viel hundert Krieger stumm als Trauernde, und sahen das Werk an, das sie verrichtet. Manchem alten Mann ward die Wimper feucht. Sie standen am Hohlweg, und hundert Arme hätten lang arbeiten müssen, ehe sie durch konnten, ob doch kein Lebendiger ihnen wehrte. Der Weg lag voll Trümmer, so sie von der Kapelle, der alten oben, hinuntergewälzt, ganze Mauerstücke, Balken, Sparren und Bäume, und daran lagen Pferdeleiber und auf den Trümmern todte Männer. Und auf den Trümmern der Balken und

der Leichen lag Schnee; da nur weniger, da handdick, da noch mehr.

„Lebt keiner mehr?“ sprach der junge Führer.

„Keiner“ antworteten sie.

Und nun brach die Sonne vor und leuchtete das weisse Schlachtfeld an. Oben sass noch einer, aufrecht an einem abgebrochenen Stück Mauer. Der Helm war ihm vom Kopf gefallen, das greise Haupt lehnte an der Blende und über ihm schaute die Jungfrau Maria auf ihn nieder. Der Arm lag matt auf der Mauer; aber den Degen hielt die kalte Hand noch fest. Sein Aug' war gross auf, als da er von hier befehligte und Acht hatte auf Alles; aber es glänzte nicht mehr.

„Der alte Uchtenhagen!“ riefen sie.

„Einen vollen Beutel dem Meister,“ rief der junge Graf von Anhalt, wer mir den wackern Krieger genesen macht.“

Die hinaufgeklütert, schüttelten den Kopf: „den lasse Gott genesen an jenem Tag!“

Da sie ihn herunter trugen, hielt der Todte noch immer den Degen fest und ritzte Eines Hand, der zu nah kam.

„Der ist im Tod noch furchtbar,“ lächelte ein Dritter.

„Und treu!“ sprach der Graf von Anhalt.

„Da floss ein edel Blut hin,“ sagte einer noch, aber sie fanden keine Wunde am alten Mann; als sie den Harnisch losschnallten, hatte ihn der kalte Todesschlag getroffen, vor grosser Anstrengung, auch wohl vor grossem Schmerz, da er alle seine Söhne sterben sah vor sich. Aber er hatte keine Thräne geweint.

Die edlen Herren standen still betend über ihm. Da rieselte es roth aus dem Schnee vor, denn die weisse Decke hatte das Blut versteckt, das hier geflossen, und itzt hoben sie die Leichen der beiden Brüder auf. Aus deren Wunden kam's, der Graf von Anhalt zog sein Tüchlein vor und taucht' es in das Blut.

„Das ist ein köstlicher Quell, der Brunnen der Treue!“

Die Hauptleute trieben die Kriegsknechte an, dass sie den Weg rein machten.

„So wir die Rosse anspornen,“ sprach Einer zum Grafen, „holen wir doch noch den Ludewig ein vor Mittag; denn der Schnee zeigt uns die Fährte zur edlen Jagd.“

„Nimmer das!“ rief der Graf. „Seht ihr nicht, dass dieser Mann mit seinem Tod und seiner Söhne das Leben des Baiern erkaufte hat? Das ist sein Testament mit edelstem Blut geschrieben. Das müssen wir heilig halten. Lasst ihn laufen, wohin er mag. Uns liegt ein besser

Werk ob, dass wir mit Ehren bestatten, die hier mit Ehren starben. Ueber ihn komme es, den Landverderber, das edelste Blut, das für ihn floss. Unser Werk ist's, aber sein ist die Schuld.“

Da legten sie die vier Leichen neben einander, auf Kieferästen, des Vaters und seiner drei Söhne; der Fürst und die Herren schützten ihnen die Hände. Auch Ulrich Pfuels Leiche und des treuen Eisenhardts und der Andern. Wie mancher Mann von den Kriegern fand hier seinen Freund; dem hätte er lieber lebendig die Hand geschüttelt und sein letztes Hab' mit ihm getheilt. So geht's im Bürgerkrieg. Da rühmten sie die Todten und die härtesten Männer weinten.

Dann, nach Kriegesart, gruben sie drei Gruben nebeneinander, ein Priester segnete die Todten, und sie legten sie hinein in die kühle Erde. Der Vater und seine drei Söhne in eines, das hiess noch lange nachher der Uchtenhagen Grab. Und zu Füssen ihnen den treuen Eisenhardt. Den wollten sie auch im Tode nicht von denen trennen, von denen er im Leben nimmer wich. Aber dem alten Uchtenhagen liessen sie den Degen in der Hand. Die Priester wollten das nicht, denn zur ewigen Urständ vor Gott schicke sich nicht, dass Ei-

ner mit dem Degen komme. Aber er hielt den Griff so fest, sie hätten die Handgelenke brechen müssen, da meinten die Fürsten, Gott wird's ihm nicht verargen; er war kein Rebell gegen den Herrn im Himmel, als er keiner war gegen seinen auf Erden. Und das Schwert hat er immer mit Ehren geführt im Leben, also wird's ihm auch jenseits keine Schande sein. Die Priester murrten wohl, aber sie mussten's doch zulassen.

In das andere Grab ward Ulrich Pful gelegt, und ein Itzenplitz. Sie waren Nachbarn und Freunde. In das dritte aber die Knechte; die haben keinen Namen. Auf die Gräber wälzten sie Steine; über das der Uchtenhagen ihrer so viel, dass es ein Hügel ward, die Bauern nachmals haben sie fortgetragen; das ist nicht recht, denn nun weiss keiner, wo die letzten Uchtenhagen ruhen.

Davon heisst es im Liede so. Das Lied hat ein Ewald Kleist gemacht, sagen Einige, der war bei den Anhaltern und ward selbst verwundet. Andere aber sagen, es hat's ein Schneider gedichtet:

„Die Nacht wird schlimm, ihr Söhne drei,
Müsst zu dem Vater stahn,
Wir halten aus in guter Treu',
Mein Helmbusch eure Fahn!“

„Die Nacht wird schlimm, o rette dich,
 Du lieber Vater mein.
 Noch ist es Zeit, sie wenden sich,
 O Vater, reite heim!“

„Das redt kein Uchtenhagen nicht!
 Der alte Ritter droht.
 Der Knabe schweigt, sein weiss Gesicht,
 Vor Scham wird's blutig roth.“

„Eu'r Sohn räth gut, mein lieber Herr,
 Wem helfen wir in Noth!
 Den Platz den halten wir nicht mehr
 Als um den eiteln Tod.“

„Der Baier verdient die Treue nicht,
 Verliess uns hier allein.“
 „Ei, wenn der Herr ein schlechter Wicht,
 Soll's auch der Diener sein?“

„Ich schwor ihm einen guten Schwur,
 Und wenn's ein schlechter war,
 Wär' ich ein schlechter Ritter nur,
 Bräch' ich ihn in Gefahr.“

„Weiss als der Schnee auf dem Gefild',
 So weiss ist auch mein Haar,
 Soll rein und weiss als wie mein Schild
 Sein meine Todtenbahr.“

„Sei gnädig seiner Seele Gott!
 Sprach Ulrich Pfuël, eu'r Sohn!“

Sein Kopf hing über in dem Tod;

„Vater, bin ich dein Sohn?“ —

Dass solche Treue sterben muss,

Vor Vaters Aug' das Kind,

Der drückt' ihm auf 'nen letzten Kuss.

Die Thräne trocknet der Wind.

Da riefen Alle wie Einer aus:

„Herr Christ, du thust zu viel;

Nun Sorge für dein eigen Haus,

Sein bester Sprosse fiel.“

„Dass wir ihm treu sein, als er uns,

Das ist des Adels Pflicht;

Dass wir ihm mehr thun als er uns,

Das fordert kein Gericht.“ —

„Dass wir uns selbst treu; allzeit rein,

Dastehn vor jedem Gericht,

Und besser als die Andern sein,

Das ist des Adels Pflicht.

„So wir nicht mehr als Andere thun,

Was sind wir mehr als sie!

Wir dürfen nie im Guten ruhn

Und schrecken vor keiner Müh'.

„So wir den Rost nicht kehren ab

Von unserm Wappenschild,

Fragt, wenn wir ruh'n im kühlen Grab,

Was dann unser Adel gilt.

„Vorwärts heisst unsre Losung heut,
Ist echtes Adelsrecht,
Vergessen wir das zu einer Zeit,
Dann steht es um uns schlecht.

„Besser geht aus ein gut Geschlecht
In Ehren zu guter Zeit,
Als schläfrig sonder Ruhm und Recht
Leben in Ewigkeit.

„Steht das auf unserm Leichenstein:
Wir lebten gut und wahr!
Dann leben wir für alle Zeit
Wohl über die Todtenbahr.“

W. Alexis.

Einleitung zu Simon de Gunomar.

Poëtische Erzählung.

(Ungedruckt.)

An mein Herz.

Ist denn das Lied in meiner Brust verklungen,
 Ist mir verrauscht der himmlische Gesang,
 Wie Glocken, die am Feiertag geschwungen,
 Am Werktag stumm sind, ohne Kraft und Klang?
 Erfüllen mich nicht süsse Melodien,
 Gehorcht die Harfe meiner Hand nicht mehr,
 Und, wenn ich ihre Saiten rühre, ziehen
 Nicht Geisterschaaren auf den Wink daher?

Verbreiten sie des Glückes Rosengluten
 Auf diese dämmernd matte Erde nicht,
 Und Ströme von Melancholie umfluten
 Sie nicht die Brust, worin das Herz sich bricht
 Gleich einem Kahn, vom Sturme umgetrieben,
 Der kämpfend, wirbelnd in die Tiefe fährt —
 Ist mir denn nichts von Sangesmacht geblieben,
 Die einst so ganz, so innig mir gehört?

Mein rasches Herz, hast du dich matt geschlagen,
 Bevor du das, was du gewollt — gelebt?
 Und musst du die unblut'gen Wunden tragen,
 Die dir die Zeit mit stumpfem Dolch eingräbt?
 Erlahmst du, stolzes Herz, in deinem Fluge
 Lang vor dem Ziel, und hast doch nichts erreicht!
 Wo liegt das Land auf deinem Wanderzuge,
 Das dem, wohin du dringen wolltest, gleicht?

Sag' an, o Herz, wo sind denn jene Kronen,
 Die du für Andre, nicht für dich, gewollt,
 Um süsse Liebe, fromme Treu' zu lohnen,
 Die Stirn zu schmücken, die dir lächelt hold!
 Sag' an, wo ist die friedliche Trophäe,
 Der grüne Kranz um deinen Pilgerstab,
 Dass er dir Kühlung durch die Wüste wehe,
 Und dass er einst bezeichne dein Grab!

Wo sind die ungemessnen Weltenschätze,
 Die du zu fördern hofftest an den Tag,
 Wonach du ausgespannt die goldnen Netze,
 Bis sie die stete Flut der Zeit zerbrach!
 Wo ist das grüne Inselland, das mitten
 Aus Wellen, gleich der Perlenmuschel, keimt,
 Wo du erbauest deiner Sehnsucht Hütten,
 Wo du die Perle deines Glücks geträumt!

Wo sind die schwanenweissen Adlerschwingen,
 Womit du durch die schweren Nebel flogst,
 Durchbrausend sie mit tief melod'schem Klingen,
 Wenn ungestört auf deiner Bahn du zogst?

Wo ist der Ort, wo keine ird'sche Schwere
 Dem himmlischen Verlangen bietet Hohn,
 Und wo du ruhest in reiner Liebessphäre,
 So wie die Seligen am Gottesthron.

Ja, Alles, Alles hast du mir versprochen
 Und mir von fern gezeigt, du falsches Herz,
 Und jetzo doch dein heilig Wort gebrochen
 Und dich gebeugt gewendet erdenwärts!
 Und da du falsch bist, wie darfst du es wagen,
 Der eignen matten Schwäche dir bewusst,
 Als wärest du das alte noch, zu schlagen
 In meiner ewig frischen, starken Brust!

Sieh, diese Brust ist wie ein reicher Garten,
 Wo hohe Bäume rauschen und wo Au'n
 Mit bunten Blumen, fremden Pflanzenarten,
 Aus wildverwachs'nem dunkeln Dickicht schau'n.
 Doch ist's unheimlich drin, und still und trübe,
 Als wie vom bösen Zauberer gefeyt,
 Wenn nicht der Nachtigallenschlag drin bliebe,
 Den deine süsse Stimme, Herz, ihm leiht.

Doch ist es finster drin, wie in den Reichen
 Des starren Todes, wo der Sterne Licht,
 Der Liebesblick, der Sonnenstrahl erbleichen,
 Wenn ihm dein Leben, deine Glut gebricht.
 O sich', ich fürchte mich vor jenen Stimmen,
 Die ungefesselt, gleich der Seel' im Traum,
 Ohn' Harmonie in meinem Busen schwimmen,
 Wie kalter Herbstwind fegt durch Waldesraum.

O lass erklingen jenen Ton der Lieder,
 Der, gleich dem Athemzuge, dir gehört,
 Ein Feuerwein, den Kelch erfüllend wieder,
 Wenn durst'ge Lippen ihn zum Grund geleert.
 O lass die Sonne scheinen, Sterne strahlen,
 Erbau' den Regenbogen, sende dein
 Dienstbares Geisterheer, das All zu malen,
 In diese ausgebrannte Welt hinein.

Und fragest du, wesshalb du diese Fülle —
 Beisammen haltend, gleich dem Wasserstrahl,
 Der zwischen Bergen fließet klar und stille, —
 Ausdonnern sollst mit einem Sturz ins Thal;
 Warum nicht lieber breite Wege gehen,
 Bequem hinziehen durch ein flaches Land,
 Wo keine Felsen dir entgegenstehen,
 Wo keine Klippen drohen aus dem Sand;

Warum dich neu und immer neu zerschmettern
 Im Seligkeitendurst, im Sehnsuchtsflug,
 Und immer neu die Rosenkron' entblättern,
 Die dir schon viel der schärfsten Dornen trug;
 Warum nicht auch den letzten Entschluss fassen
 Und leidend dulden, so wie Andre thun,
 Die sich vom Schicksal still zerbrechen lassen,
 Und vor dem Tode schon im Grabe ruh'n?

Kannst du denn ruh'n, du thöricht kindisch Herze?
 Versuch es doch! — du machst es wie das Kind,
 Das seine Augenlider schliesst im Scherze,
 Und spricht: ich seh' nichts mehr, ich bin ganz blind.

Doch durch die Wimper blinzelt es und nicket
 Die Brüder neckend halb, halb träumend an,
 Und wenn ihm einer hell ins Auge blicket,
 Und lacht — ist's um die Blindheit gleich gethan.

Du kannst nicht ruh'n, du hast zu starke Schwingen.
 Wenn sie durchbohrt das Weh mit grimmem Pfeil,
 Und wenn auch Schmerzen bis ins Mark eindringen, —
 Die Luft des Himmels macht sie frisch und heil;
 Und wenn des Grames langer Regenschauer,
 Der Schwermuth Nebel ihre Federn netzt, —
 Sie schütteln Thrärentropfen ihrer Trauer,
 Wie Wölckchen Regentropfen, ab zuletzt.

Du hast den starken Schlag, der da in Splitter
 Mit seinem festen, ew'gen Hammer schlägt
 Die Kerkerwände und die Eisengitter,
 Die schlaue Welt um ihre Sklaven legt;
 Der Panzer weiss und Schilde abzuheben,
 Der einen eh'rnen Harnisch schmelzt mit Lust,
 Und triumphirend dann das freie Leben
 Sich gegenüber sieht mit offner Brust.

O stürze dich doch brausend in die Wellen,
 Und ring' mit ihnen, wessen sei die Kraft!
 Euch beiden strömet aus verborgnen Quellen
 Der Reichthum zu, den kein Genuss erschlaft.
 Zu steter Unruh' bist du ja geboren,
 Zu steter Unruh' ist's der Ocean;
 Hast die Bestimmung blöde du verloren,
 So schwankst du zagend auf der falschen Bahn.

Was thut es denn, ob Schmerzen dich durchbeben,
 Ob Blut in Strömen aus den Wunden rinnt,
 Wenn jede Qual dir von dem geiz'gen Leben
 Ein neues Reich mit goldnem Thron gewinnt?
 Und wähnest du, dass ich zu viel verlange,
 Dass ich dich schleudre ohn' Barmherzigkeit
 Hinab vom schroffen, hohen Felsenhange?
 Und ohne Gnade in den wilden Streit? —

O Herz, wer hat dich denn gleich mir verstanden,
 Wer hörte deinen heissen Wünschen zu,
 Wer sträubte sich mit dir gen läst'ge Banden,
 Wer sehnte sich mit dir nach Edens Ruh',
 Wen wiegtest du mit deinen Melodien
 In Schlaf und bunte Träume so wie mich,
 Wer fühlt' und theilte so dein lodernd Glühen
 Nach ew'ger Liebesseligkeit, wie ich?

Kein Andrer kann und darf von dir begehren,
 Was ich begehre, weil dich keiner kennt,
 Und jene Flammen, welche dich verzehren,
 Mit ihren dürft'gen Erdennamen nennt.
 Ja Alle, Alle mögen an dir zagen,
 Dir prophezeih'n den schweren, stumpfen Schlaf,
 Der jedes Menschenloos nach wenig Tagen
 Des hellen Wachens, wie ein Mehlthau traf.

Weil ein Paar Lieder spielend du gesungen —
 Wie blaue Flämmchen zaubrisch in der Nacht
 Zur Oberfläche sind emporgedrungen,
 Den Schatz verrathend, der tief unten lacht —

Drum meinen sie, sie hätten dich ermessen
 Mit ihrem Maassstab, wüssten deutlich jetzt
 Von deinen Grenzen, Schranken, und vergessen,
 Daß dir nicht Grenz' und Schranke ward gesetzt.

Denn sinkt die Sonne weltenmüd' im Westen,
 So steigt im Ost sie lebensfroh empor,
 Und winket Andern zu ihren Festen,
 Wenn unser blödes Auge sie verlör.
 Denn schaut uns auch der Sterne licht Gewimmel
 Verständlich an, — was wissen wir denn nun
 Von jenem unergründlich blauen Himmel,
 In dessen Mantel sie wie Kinder ruhn.

Ja, Sonnenglut und Himmelstiefe lodern
 Zu einer Flamme, Herz, in dir vereint;
 Drum darf ich kühn das Höchste von dir fodern,
 Was selbst der Liebe unerreichbar scheint:
 Mit Feuers- und mit Adlerkraft nach oben,
 Ohn' kalt und matt zu werden, sollst du gehn,
 Und sind des Lebens Funken dir zerstoben,
 In deinen eignen Gluten rasch verwehn.

Und nun lass hören, ob der Born versieget,
 Woraus des Sanges Silberwelle quoll,
 Ob nicht die Lerche in die Luft mehr flieget,
 Die Brust von Psalm und Hymnen übervoll,
 Ob nicht die Saiten mehr vom Sturmwind klingen,
 Der donnerbrausend durch den Eichwald zieht; —
 Gelingt es nicht, dann soll die Harfe springen,
 Du, Herz, mit ihr — im letzten Liebestied.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Wetzlar und Werther.

Reisebriefe.

Juni 1841.

Wir waren geraume Zeit auf der Hochebene hingefahren. Die Aussicht aus dem Fenster des Wagens bot nichts, was meine Aufmerksamkeit hätte fesseln können. Die Reisegenossen suchten die vielfach gestörte Nachtruhe durch erneuten Schlummer nachzuholen; ich konnte nicht schlafen. Meine Gedanken schweiften hier und dort hin: zurück zu den bunten Bildern, die in den letzten Tagen an mir vorüberflogen, und dem Eilwagen voraus, zu den verschiedenartigen Dingen, deren Anschauung mir in Wetzlar bevorstand. Im Interesse meiner archäologischen Studien sollte ich dort eine merkwürdige Domkirche vorfinden; die Nachrichten, die mir über das Gebäude vorlagen, gingen freilich etwas confus durcheinander,

aber gerade deshalb war meine Neugier um so mehr gespannt. Dann hatte weiland das Kammergericht des heiligen römischen Reiches dort seinen Sitz gehabt, und ich freute mich darauf, den Erinnerungen an dies Institut, das, ein wundersamer Schatten des Mittelalters, sich weit über die Geschichte der modernen Zeit herübergestreckt, nachgehen zu können. Dort auch hatte der Jüngling Goethe, als Practicant beim Kammergericht, fröhliche Tage verlebt und die Natur- und Lebensbilder in sich aufgenommen, die uns im Werther in ewig blühender Jugendfrische entgegenreten. Ich muss es gestehen, dass die Erinnerungen an Goethe auf mich stets einen eignen Zauber ausgeübt haben; sie sind es in der That, was an den Orten, wo er gewohnt, mich nicht selten am Meisten anzieht, oft mehr als die grossen historischen Verhältnisse, als die Denkmale der Kunst und die Wunder der Natur; mir ist es, als ob uns dort noch der Nachklang seines Geistes wie mit leisem Flügelschlag umgebe. Von Weimar darf ich in diesem Betracht kaum sprechen, denn hier sind die Erinnerungen an die Glanzzeit unserer Literatur so überaus reich, dass es fast unmöglich wird, sich diesem Zauberkreise zu entwinden; aber Nichts hat hier so überwäl-

tigend auf mich gewirkt, als der Aufenthalt in Goethe's stillem Studirstübchen, mit seinem einfachen Geräth und mit dem Blick auf den friedlichen Garten hinter dem Hause. Selbst die eigne Erscheinung des königlichen Greises — freilich in dem Ceremoniel seines Empfangszimmers — hat nicht diesen Eindruck auf mich gemacht. Dann erinnerst du dich an Gleims Gartenhäuschen zu Halberstadt, dessen Tapeten, ein seltsames Album, rings mit Inschriften von der Hand seiner Freunde bedeckt sind: wie prächtig leuchten darunter die ironisch trotzig Worte Goethe's hervor! Dann des Waldhäuschens auf der Höhe über Ilmenau, wo er so gern verweilte, wenn ihn die Bergwerks-Angelegenheiten ins Gebirg riefen und wo er sein: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh'“ dichtete. Fast am Liebsten aber gehe ich den Goethe-Erinnerungen in dem grossen Frankfurt nach, wie grossartig auch sonst die Bilder der Vergangenheit und der Gegenwart sind, welche uns dort umgeben; wobei freilich zu bemerken ist, dass gerade diese Erinnerungen durch die Anmuth jenes Berichtes, den uns Goethe über seine Jugendzeit hinterlassen hat, mit dem reizvollsten Leben bekleidet werden. Noch jüngst, als ich auf meiner Reise für Frankfurt nur Einen Tag übrig hatte

und der Tag zugleich durch allerlei Studien ganz ausgefüllt ward, musste ich doch so viel Zeit erübrigen, um mir in Hirschgraben das Goethe'sche Vaterhaus aufs Neue aufsuchen und das prophetische Wappen, das der Vater über der Thür angebracht, — die drei Leiern und den Mann mit dem Schwerte — rasch ins Skizzenbuch zeichnen zu können.

Wir waren bis zum Ende der Hochebne gelangt. Aufs Neue öffnete sich die Aussicht in das liebliche Thal der Lahn. Der Weg ging wiederum steil abwärts, der Hemmschuh ward angelegt, und bald hielten wir vor dem Posthause von Wetzlar. Ich liess meine Sachen in das „herzogliche Haus“ bringen, das, dem Dome gegenüber, zur Seite des abschüssigen Buttermarktes liegt.

Das herzogliche Haus ist eins der stattlichsten in Wetzlar; es ist von einem Assessor des Reichskammergerichtes gebaut worden, und noch verspürt man in der innern Einrichtung Einiges von der Würde seiner ehemaligen Bestimmung. Was mich aber besonders freut, ist, dass ich von meinem Fenster aus den Markt und den alten ehrwürdigen Dom vollständig übersehe. Der letztere ist in der

That ein gar merkwürdiges Gebäude; es hat gründlicher Studien bedurft, ehe ich über seine Bauverhältnisse völlig ins Klare gekommen bin. Die ganze Geschichte der gothischen Architectur, von ihren ersten Entwicklungsmomenten bis zu ihrer Ausartung, ist darin enthalten. Die guten Leute haben offenbar nur geringe Mittel gehabt; aber sie haben mit dem ehrlichen Glauben, dass die Nachkommen das Begonnene fortsetzen würden, angefangen, und die folgenden Generationen haben das Vertrauen der Vorfahren gerechtfertigt. Ein Paar Jahrhunderte lang ist unablässig gebaut worden, und so ist am Ende doch ein ganz ansehnliches Werk zu Stande gekommen. Wir, in unsrer Dampfzeit, würden schwerlich zu einem so weit aussehenden Unternehmen geneigt sein; wir würden uns, um mit geringen Mitteln nur recht schnell etwas Brillantes zu Tage zu fördern, unbedenklich all jenen schönen Surrogaten von Steinpappe, Zink, Gyps u. dgl., zuwenden; wir würden dann aber auch das Vergnügen haben, noch vor unserm Ende unser Werk als malerische Ruine vor uns zu sehen. Naiv ist's freilich, wie ein jedes Jahrzehend des Wetzlarer Domes die Bauformen im Style seiner Zeit gebildet hat. Von einer höheren künstlerischen

Gesamtwirkung kann bei solchem Verfahren keine Rede sein; und dennoch liegt in dieser Naivetät etwas Ehrwürdiges, etwas den allgemeinen Naturgesetzen Verwandtes. Ich möchte sagen: der Dom ist mehr gewachsen, unwillkürlich und unbewusst wie eine Pflanze; wir empfinden in seiner Betrachtung mehr den allgemeinen Schritt der Geschichte als die Thätigkeit des einzelnen, vorzüglich begabten Geistes.

Uebrigens hat der Dom, wie er jetzt dasteht, ein älteres Gebäude von seiner Stelle verdrängt. Von dem älteren Dombau ist noch ein Rest der Thurm-Anlage vorhanden und zwar auf ganz seltsame Weise in den späteren, nicht vollendeten Thurmbau eingeschlossen. Von dem letzteren ist nur Ein Thurm emporgeführt, während das Uebrige jetzt eine Art offenen Vorhofes bildet. In diesem Vorhofe ist jene alte, kleinere Thurm-Anlage stehen geblieben, und einer der alten Thürme steigt daraus noch gegenwärtig, zur Seite des neuen Thurmes, empor. Der neue Bau besteht aus schönem rothem Sandstein, der alte aus schwarzem Basalt, dessen Blöcke, unregelmässig behauen, wie von einer Feuersbrunst verglast aussehen. Das rundbogige Portal des alten Baues ist mit phantastischen Schlangenzier-

den geschmückt. Der Eindruck, den dies Alles hervorbringt, ist in der That völlig märchenhaft. Das Volk nennt den alten Bau den „Heidenthurm“; nach meinem Urtheil gehört er etwa in den Beginn der Regierungszeit Kaiser Heinrichs IV.

Ausser den beiden Perioden des Mittelalters repräsentirt der Thurbau des Wetzlarer Domes aber auch noch die neuere Zeit der Weltgeschichte. An seine Façade lehnt sich ein kleines, mesquines Wachtgebäude, vor welchem jetzt die preussischen Schützen den Dienst verrichten, wie früher die Bürgergarde der ehrsamten freien Reichsstadt. Das Wachtgebäude ist mit besondrer kluger Rücksicht von Seiten eines wohlweisen Rathes gerade an diese Stelle, und freilich zur Verunstaltung und zum Verderb der Kirche, hingesetzt worden. Denn gegenüber lag das Rathhaus. Gingen nun Bürgermeister und Rath zur Session oder verliessen sie dieselbe, so musste die Gardepflichtmässig jedesmal salutiren, wodurch die Bürgerschaft jedesmal eindringlichst daran erinnert ward, dass nicht die stolzen Assessoren und Procuratoren des heiligen römischen Reichs-Kammergerichts, sondern dass jene die Häupter der Stadt seien und dass ihnen vor Allen Ehrfurcht gebühre.

Am ersten Abend, da ich in Wetzlar angekommen, brach ein heftiges Gewitter los, nach dem die ermattete Natur sich schon lange gesehnt hatte. Das Regenwasser flutete in Strömen über das Basaltpflaster des abhängigen Marktes hinab. Die ganze Nacht flammten die Blitze und rollte der Donner. Es war wunderbar schön, wenn der alte Dom im blauen Lichte des Blitzes wie ein phantastisches Traumbild aus dem Dunkel auftauchte und ebenso schnell wieder in die Nacht verschwand.

In dem ersten der Werther'schen Briefe (von denen wir wissen, dass ihnen der Dichter die Verhältnisse Wetzlars zu Grunde gelegt hat) heisst es sehr richtig, dass die Stadt nicht sonderlich angenehm sei. Sie liegt ganz am Berghang; die Gassen sind steil, winklig, zum Theil aus Treppen bestehend. Wetzlar war eine unbedeutende Reichsstadt, als es, zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, den eifrigen Bemühungen des Magistrates gelang, dass das Reichskammergericht, das am Rhein nicht mehr sicher war, hier seinen Wohnsitz nahm. Aber — ich weiss nicht, wie es gekommen sein mag, — diese Procuratoren und Assessoren, bei denen Fürsten

und Herren antichambirten und die oft die ungeheuersten Einnahmen hatten, — für den äussern Glanz der Stadt haben sie wenig gesorgt. Die brillantesten Wohnungen, die sie sich errichtet, erheben sich nicht über die Sphäre mässig anständiger Bürgerhäuser; eben so wenig die Villen, welche sie hier und dort an den Hügeln zur Seite des Lahnthales angelegt haben. Vielleicht betrachtete man den Aufenthalt an diesem Orte nur als einen interimistischen und hatte demgemäss kein Verlangen, sich hier eine festere Existenz zu gründen. Dennoch ist das Leben hier über die Maassen glänzend gewesen. Carossen mit Vieren und Sechsen sausten durch diese winkligen Bergstrassen, dass die Bürger ihre Kinder gar nicht vor die Thür lassen durften; prächtige Sänften wurden unaufhörlich die Treppen und Abhänge hinab- und hinaufgetragen. Wetzlar war der Mittelpunkt, das Ziel der Sehnsucht für das gesammte Land und seine Bewohner. Jetzt ist es hier gar still geworden; wer irgend einen besondern Genuss suchen will, fährt hinüber nach dem freundlichen Giessen, das damals kaum beachtet ward. Nur ein Paar alte Leute wissen noch von den alten Freuden Wetzlars zu erzählen.

Das Local des ehemaligen Kammergerichtes

selbst, ursprünglich eine Privatwohnung, ist ebenfalls ein sehr mässiges Gebäude, mit ein Paar Flügeln auf den Seiten. Jetzt dient es als Schützen-Caserne. Nicht weit davon wohnt der Hofrath D., früher Procurator beim Kammergericht. Ich besuchte ihn, seine stattliche und an den seltensten Stücken reiche Siegelsammlung zu besuchen. Vor seiner Wohnung ist ein hübscher kleiner Vorhof, mit Rosen bepflanzt und nach der Strasse zu durch ein stattliches Eisengitter abgeschlossen. Ich deutete nach der Caserne hinüber, wo eben die Schützen in Bewegung waren und muntre Hörnerklänge erschollen, indem ich äusserte, dass die Zeiten sich verändert hätten. Er lachte. „Was wir sonst,“ so sagte er, „an executiver Gewalt zu wenig hatten, das haben wir jetzt zu viel.“

Zur Seite der jetzigen Schützen-Caserne steht das Gebäude, welches das Archiv des Kammergerichts enthält. Es ist ein fester massiger Bau, in den Abhang des Berges eingerammt, wohl erst gegen den Schluss des vorigen Jahrhunderts aufgeführt und nicht vollendet; erst jetzt sollen Glasfenster eingesetzt werden. Das Innere des Gebäudes schliesst eine unendliche, zum Theil uralte Aktenflut in sich ein. Wie viel Sorge, Noth,

Gram und Leidenschaft steckt in diesen Papieren und Pergamenten und schläft nun, wie so vieles Andre aus der alten Zeit, seinen ewigen Schlaf! Ich zog aus einem der Schränke ein zierliches versiegeltes Aktenstück hervor: es war im Jahr 1627 dem Gerichte in einer besondern Process - Angelegenheit übergeben worden und harret noch seiner Oeffnung. So liegen noch unzählige verschlossenen da, düstre, seltsame Geheimnisse! Der Director W. hatte die Güte, mich in das Archiv zu begleiten. Zu Hause zeigte er mir die Matrikel, darin sämtliche Arbeiter beim Kammergericht nach der Aufnahme ihre Namen einzuzeichnen pflegten. Neben vielen Namen, deren Gedächtniss verschwunden ist, fand ich dort auch manch einen, den Deutschland nicht vergessen wird. Goethe's Name stand schlicht und recht zwischen den übrigen.

Gestern Nachmittag habe ich mit dem Director W. eine fröhliche Spazierfahrt nach Giessen und nach Gleiberg gemacht. Gleiberg hat die schönste der Burgruinen, welche die Gegend um Giessen bekrönen; sie wird von dort aus häufig besucht. Ein verworrenes Häusernest zieht sich unter der Burg umher; in einem öffentlichen Garten machten wir Halt und stiegen dann vorerst nach den mächtigen

Trümmern empor. Von einem colossalen Rundthurme hat man das reichste Panorama über diese, im anmuthigsten Wechsel sich hinziehende Gegend. Hernach setzten wir uns in dem Garten hin und erfreuten uns, bei einer Flasche Wein, auch hier der schönen Aussicht. W. erzählte mir viel aus seinem bewegten Leben; es war schon dunkel, als wir uns zur Heimkehr anschickten. Gegen Mitternacht kamen wir wieder in Wetzlar an. Es schlug gerade zwölf Uhr, als mir der Kellner die Treppe zu meinem Zimmer hinaufleuchtete. Er hielt auf der Stufe an und sagte mit einer unwillkürlichen, sehr ernsthaften Feierlichkeit: „Jetzt hört die Schlacht- und Mahlsteuer auf!“ Dies Ereigniss, das mit dem Eintritt des ersten Juli statt finden sollte, hatte nemlich Wetzlar dieser Tage aufs Höchste angeregt; ausser dem, was die Lieutenants an der Table d'hôte zu Tage förderten, habe ich die ganze Zeit meines Wetzlarer Aufenthalts fast nur hiervon sprechen gehört. — „Weimar,“ so sagte Madame G. zu mir, neben der ich vor zwei Jahren zu Weimar, während des dortigen Wollmarktes, an der Table d'hôte sass, „Weimar hatte sonst seine grossen Gelehrten, jetzt hat es seinen Wollmarkt.“ In Wetzlar, so füge ich hinzu, wurde

vor fünf und dreissig Jahren das Kammergericht des heiligen römischen Reiches, — heute wird seine Schlacht- und Mahlsteuer aufgehoben.

Der Director W. ist ein strenger Aktenmann und ein gründlicher, diplomatisch strenger Historiker. Dass er aber auch ein Poet ist und nicht bloss in seiner Jugend Tragödien geschrieben hat, sondern auch noch heute anmuthig belletristische Sachen liefert, würde man auf den ersten Anblick nicht vermuthen. Von ihm rührt u. a. ein allerliebster Aufsatz über den Goethe-Werther und die Wetzlar'schen Erinnerungen an diese, fast mythisch gewordene Doppelperson her, der vor einiger Zeit in Lewald's Europa stand. Heute Nachmittag ward ich von ihm zu einem Spaziergange abgeholt, der uns an einigen Werther'schen Lokalitäten vorüberführen sollte. Zuerst gingen wir von dem Wildbacher Thore, auf der obern Seite der Stadt, einen Hügel hinab zu dem Wildbacher Brunnen, der in einer gemauerten Grotte springt und zu dem eine Reihe Stufen niederführt; eine Linde wölbt sich majestätisch über dem Brunnen hin. Es ist derselbe Brunnen, der im Anfang der Wer-

ther'schen Briefe geschildert wird, und es ist dort in der That so behaglich und still, wie es Goethe erzählt. Verschiedne trockne Zweige an dem Untertheil der Linde schienen auf Plünderungen von Seiten reisender Engländer zu deuten; als gewissenhafter Tourist folgte ich ihrem Beispiel und pflückte ein Paar Zweige, deren Blüthen eben herrlich dufteten. Dann gingen wir den felsigen Weg empor, bis wir auf die Höhe kamen, wo ein alter Warthurm steht und wo man den schönsten Blick über die Landschaft hat: rückwärts die alte Stadt, die sich den Berg hinabzieht und die mit ihren grauschwarzen Schieferdächern gegen die grüne Natur und gegen den alten, wie im Eisenroste schimmernden Dom einen eignen Contrast bildet; dann nach beiden Seiten das Thal, durchschnitten von den Schlangenwindungen der Lahn und eingefasst von Hügeln und Bergen, zwischen die sich überall liebliche Seitenthäler hineinziehen. Der Charakter dieser Landschaft ist im Werther mehrfach ungemein anschaulich geschildert. Nach der einen Seite sahen wir bis Giessen und zu den alten Burgen, die um die Stadt hin liegen. In einer Thalschlucht vor uns blickten uns die Dächer eines kleinen Dorfes entgegen; wir stiegen zu dem Dorfe hinab. Es war Garben-

heim, das Oertchen, welches im Werther unter dem Namen Wahlheim eine Rolle spielt. Manche Häuser sind wohl seit dem Jahre 1772 neu geworden; doch hat der Platz neben der Kirche, auf dem der Goethe-Werther so gern verweilte und seinen Kaffee trank und seinen Homer las, noch ganz das traulich Beschränkte wie damals; von den beiden Linden aber steht nur noch eine, und auch diese ist schon im Absterben begriffen, doch bot auch sie mir noch einige blühende Zweige dar.

Du darfst übrigens hier, wie auch sonst in den Werther'schen Localitäten, keine grossartig poetische Natur suchen. Goethe ging damals vielmehr entschieden darauf aus, die Natur in ihrer einfachsten Natürlichkeit aufzusuchen und aufzufassen; das Bild, das er (Werther) auf jenem Platze zeichnete, findest du ebenso auf all unsern märkischen und pommerschen Bauerhöfen. Es war damals überhaupt die Zeit, in der man sich, der französischen Affectation müde, mit voller Liebe und Leidenschaft den einfachsten natürlichen Verhältnissen wiederum zuwandte. Und gewiss hat der Werther auch in diesem Bezuge gewaltige Wirkung ausgeübt.

Wir hatten eine Weile auf ein Paar Baumstämmen unter der alten Linde gesessen, wäh-

rend aus dem ganz nah gelegenen Wirthshause, wo das junge Bauernvolk tanzte, eine Fiedel und ein Brumbass ihre lustigen Melodien erklingen liessen. Jetzt standen wir auf und gingen in den Garten des Wirthshauses, uns ein wenig zu erfrischen. W. zeigte mir zur Seite, unter schönen Linden, einen grünen Erdhügel, der ungefähr einem Grabe ähnlich sah. Ich wusste nicht gleich, was ich daraus machen sollte, W. aber belehrte mich, dass dies das vielgerühmte und vielgefeierte Werthergrab sei. Hier sind nemlich Mythos und Historie in dem Bewusstsein der Menschen nicht ganz klar von einander geschieden. Dass Werther nur der Poesie angehört, wollen sie nicht glauben, sie müssen ihn auch körperhaft fassen können. Vierterlei in dem Buch, sowohl die Naturschilderungen als alle die kleinen Begebenheiten in der vordern Hälfte, ist nun allerdings der Wirklichkeit, wenn auch mit der Feder des Dichters, nacherzählt. Der Ball in dem Jagdhaus hat sich ganz so zugetragen, wie es der Werther schildert. Lotte selbst ist bekanntlich reines Portrait; sie war eine Tochter des Amtmann Buff, und einer ihrer Brüder lebt noch in Wetzlar. Auch jene Geschichte von der Insolenz des Adels, zu Anfange des zweiten

Buches, beruht auf einer wirklichen Begebenheit: sie giebt uns, beiläufig bemerkt, ein gutes Bild von der Etikette, die damals in Wetzlar herrschte. Als das Buch zuerst nach Wetzlar kam, hat es somit auch eine ganz ungeheure Sensation gemacht. Aber die innere Entwicklung der Geschichte und vornehmlich die ganze Art und Weise, wie es zu dem tragischen Schlusse drängt, ist eben Eigenthum des Poeten. Nur das traurige Schicksal des jüngeren Jerusalem, der sich in Wetzlar erschoss, hat, wie Goethe selbst berichtet, die Katastrophe des Romans veranlasst. Es kann sich also, falls man doch etwas Wirkliches suchen will, nur um Jerusalem's Grab handeln. Der wurde an einer abgelegenen Stelle des Kirchhofes von Wetzlar beerdigt; nachmals ist diese Stelle jedoch überhöht und von dem Grab natürlich keine Spur mehr vorhanden. Doch suchen diejenigen seltenen Reisenden, die mit der Sentimentalität zugleich Kritik zu verbinden streben, auch dort das Werthergrab. W. erzählte mir, er sei am Kirchhofe einst einer Engländerin begegnet, die nach einem Führer verlangt habe, um das Grab aufzusuchen; er habe sie auf den Kirchhof gebracht, und da sie durchaus darauf bestanden, das Grab zu sehen, so habe er ihr,

sie doch zufrieden zu stellen, eins gezeigt, das an der Mauer, von einem Rosenbusche überwölbt, gar romantisch gelegen gewesen sei. Sie sei sehr entzückt gewesen, habe das Grab augenblicklich in ihr Skizzenbuch eingetragen und ihm den freundlichsten Dank von der Welt gesagt. Hoffentlich wird dies Grab nächstens, zierlich in Stahl gestochen, in einem englischen Almanach erscheinen.

Mit dem Hauptgrabe in Garbenheim aber hat es die Bewandniß. Ein Hofrath, dem früher die Besizung gehört, hat den Hügel aufwerfen lassen und eine Urne drauf gestellt, zum Andenken Jerusalems oder Werthers, ich weiss nicht. Später, im Jahre 1813, ist die Urne durch einen russischen General als merkwürdige literarhistorische Reliquie entführt worden. W. erzählt in seinem Aufsatze sehr ergötzlich, aus dem Munde des Wirthes, wie hier vor einiger Zeit vier junge Engländer den Manen Werthers eine höchst tragische Libation von schönem Rheinweine dargebracht. Als ein neueres Ereigniss berichtete uns der Wirth, vor Kurzem sei ein Schweizer dort gewesen, der aus Petersburg ein genaues Counterfey jener entführten Urne mitgebracht und der einen halben Tag dazu angewandt habe, die ganze Localität des Grabes und seiner

Umgebung sorgfältigst aufzunehmen; danach habe er in seiner Heimath eine dem Andenken Werthers gewidmete Anlage einrichten wollen. Dabei fällt mir der kleine Student aus Giessen ein, mit dem ich vor Jahren, als ich nach Heidelberg ging, um dort zu studiren, auf der Fusswanderung zusammentraf. Der erzählte mir von einer feierlichen Fahrt, welche die Giessener Studenten zum Grabe Werthers gemacht und von dem begeisterten Commersch, den sie zu dessen Seite gehalten; ich, damals sehr kritisch gesonnen, machte meine Einwendungen, durch die er sich jedoch in seinem Glauben nicht stören liess: das Werthergrab sei einmal vorhanden! Dabei schlug er, unwertherlichen Sinnes, mit seinem Wanderstocke einen Maikäfer nieder, der uns lustig umsummte. Hernach begegnete uns ein alter französischer Invalide, der uns um ein Almosen ansprach: er komme aus Russland und wolle doch gern auf dem Boden seines Vaterlandes ein Grab suchen. Es war gerade die Zeit, in welcher Vernet's Bilder der alten Garde überall an den Schaufenstern der Bilderläden hingen und Alles was daran erinnerte seiner Wirkung sicher war. Während ich mir von dem Alten noch mehr von seinen Schicksalen erzählen liess, lief mein Werthergläubiger

Reisegefährte voraus; ich verlor ihn aus dem Gesicht, und weiss nicht zu sagen, ob er von seinem Glauben etwa noch zum Zweifel bekehrt worden ist.

Da nun aber der Hügel im Garbenheimer Garten das einzige Werthergrab ist, so pflückte ich mir auch dort einige Gräser und Blumen. Ich werde meine gesammte kleine Werther-Botanik sorglich verpacken und, zur Auswahl für den Liebhaber, mit nach Hause bringen. — Der Hüter des Grabes, der Wirth von Garbenheim, hatte uns derweil eine Flasche kühlen Weines gebracht, der uns jetzt trefflich mundete. Er wurde ganz entzückt, als W. ihm sagte, dass ich aus Berlin komme und mit dem Capitain v. L. wohlbekannt sei, bei dem er längere Zeit, während seiner militärischen Laufbahn, als Bursch in Diensten gestanden. Nun ergoss sich, mitten in die Wertherei hinein, eine Flut berlinscher Geschichten, von den L's, den P's, u. s. w., dass die Tänzer, die den Saal verlassen hatten und sich jetzt von ihrer Arbeit bei einem Glase Wein erholen wollten, auf allen Seiten anfangen, ungeduldig zu werden, und wir so, fast nicht ohne Gefahr, von dieser etwas ausführlichen Unterhaltung befreit wurden.

Ein anmuthiger Weg führte uns im Thale,

zur Seite der Lahn, zurück. Der Abend war still und ungemein schön. Vor der Stadt verwandeln sich die Hügel, welche das Thal erfassen, in scharf abgeschnittene Felsen, an die sich fröhliche Gärten, Ueberreste des reichskammerrichterlichen Glanzes, anlehnen.

Zum Schluss meines Wetzlarer Aufenthalts habe ich heut einen einsamen Spaziergang, die Lahn abwärts, zu dem, eine Stunde entfernten ehemaligen Kloster Altenberg gemacht. Es ist jetzt ein fürstlich Solms'sches Amt. Der Weg ging heiter zwischen Frucht-Alleen hin, immer das anmuthige Thal entlang. Dann zog er sich durch einen Obst- und Weingarten in die Höhe, und eine interessante alterthümliche Kirche lag vor mir. Zur Seite der bemoosten Kirche, wo der Friedhof lag und ein altes Crucifix in einer Nische stand, war es wunderbar still und heimlich. Das tiefe Grün eines Buchwaldes, der den Platz nach der andern Seite begränzte, hielt die Sinne wohlthätig befriedigend umschlossen. Ich habe selten einen angemessneren Platz für ein Nonnenkloster (wie dies eins war) gefunden. Die Kirche und die alten Denkmäler, welche sie einschliesst, gaben mir wieder mancherlei zu studiren und zu notiren. Es war bereits

Abend, als ich meinen Pfad zurückschritt. In der schönen friedlichen Landschaft ward mir unsäglich wohl zu Muth. In solchen Stunden treibt mich's immer, die Lieder aus der Goethe'schen Jugendzeit vor mich hin zu singen; wie hätte ich ihrer in diesen Tagen, da die Erinnerungen an jene Zeit mir so mannigfach lebendig entgegengetreten waren, nicht gedenken sollen? Als der Mond aufstieg und der Fluss mir zur Seite über das Wehr hinauschte, da war es mir, als sei das Lied „Füllest wieder Busch und Thal“ — vor Allen mein Lieblingslied — ganz eigends für diese Gegend und für diesen Abend gemacht. Ich ward nicht müde, mir die erquicklichen Worte des Liedes, nach Heydenreichs einfacher und doch so seelenvoller Melodie, die ich seit langen Jahren getreulich im Gedächtniss bewahre, fort und fort vorzusingen.

Meine Sachen sind gepackt. Morgen verlasse ich diesen Ort, der mir gar lieb geworden ist: über Weilburg und Limburg geht es nun die Lahn hinab, in das schöne Rheinland. Lebewohl!

F. Kugler.

An Georg Herwegh.

Es scholl dein Lied mir in das Ohr
 So schwertesscharf, so glockentönig,
 Als wär' aus seiner Gruft empor
 Gewalt ein alter Dichterkönig,
 Und doch! Ich weis' es nicht von mir,
 Ich muss dich in die Schranken laden,
 Komm an in voller Harnischzier,
 Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
 Kampf, du Poët von Gottes Gnaden!
 Bist du dir selber klar bewusst,
 Dass deine Lieder Aufruhr läuten?
 Dass jeglicher nach seiner Brust
 Das Aergste mag aus ihnen deuten?
 Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt,
 Wohl! — schiess' er, ohne fest zu zielen!
 Doch wer vom Wetterlicht umblitzt
 Im Donnerwagen grollend sitzt,
 Der soll nicht mit den Zügeln spielen.

Fürwahr! Ein Sämann scheinest du,
 Der Samen streut, doch der Zerstörung;
 Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh
 Die Völker stürmt, doch zur Empörung.
 Du willst die Flamme, die so rein
 Und heilig strahlt durch alle Lande,
 Du willst den warmen Gotteschein
 Zur Fackel Herostrats entweih'n,
 Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Wozu sonst dieses Schwerterklirr'n,
 Die Kriege, die dein Lied gefodert,
 Die hast'ge Glut, die durch dein Hirn
 In tausend Funken prächtig lodert?
 O nein! — Das ist nicht deutsche Art;
 Wohl ringen wir auch für das Neue,
 Um's Freiheitsbanner dicht geschaart
 So stehn auch wir — doch aufbewahrt
 Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Verhasst sind sie auch uns, wie dir,
 Die Unterjocher der Gedanken,
 Und keinen Deut begehren wir
 Von jenen übermüth'gen Franken.

Wir wollen auch, dass frei das Wort
 Durch alle Lüfte möge fluten;
 Es dünkt auch uns in Süd und Nord
 Das Wort der beste Freiheitshort —
 Doch soll darum dein Volk verbluten?

Nein! Glaub', der Tag ist bald erwacht,
 Der Morgen naht, wo wir's erringen,
 Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht,
 Der Geist ist stärker als die Klingen.

Geharnischt steht er auf dem Plan,
 Er, der mit Luthern einst gefochten,
 Durch tausend Lanzen bricht er Bahn,
 Und mag die Hölle dräuend nah'n,
 Der Lorbeer bleibt ihm doch geflochten.

Drum thu dein Schwert an seinen Ort,
 Wie Petrus that, da er gesündigt;
 Die Freiheit geht nicht auf aus Mord,
 Blick' nach Paris, das dir's verkündigt;
 Vom Geist will sie gewonnen sein,
 Doch wer ihr Kleid, so rein und heiter,
 Mit blut'gem Makel mag entweih'n,
 Und säng' er Engelsmelodei'n:
 Der ist der Welt, nicht Gottes Streiter.

Ich sing' um keines Königs Gunst,
 Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
 Ein freier Priester freier Kunst
 Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.
 Die werf ich keck Dir ins Gesicht,
 Keck in die Flammen deines Branders,
 Und ob di Welt den Stab mir bricht:
 In Gottes Hand ist das Gericht;
 Gott helfe mir! ich kann nicht anders.



Wanderschaft.

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
 Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus,
 Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
 So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.

Herr Vater, Frau Mutter, dass Gott euch behüt;
 Wer weiss, wo in der Ferne mein Glück mir noch blüht;
 Es giebt so manche Strasse, da nimmer ich marschirt,
 Es giebt so manchen Wein, den ich nimmer noch probirt.

Frisch auf drum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl
 Wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Thal,
 Die Quellen erklingen, die Bäume rauschen all,
 Mein Herz ist wie 'ne Lerche und stimmt ein mit Schall.

Und Abends im Städtlein da kehr' ich durstig ein,
 „Herr Wirth, Herr Wirth, eine Kanne blanken Wein!
 Ergreife die Fiedel, du lust'ger Spielmann du,
 Von meinem Schatz das Liedel das sing' ich dazu.

Und find' ich keine Herberg', so lieg' ich zu Nacht
 Wohl unter blauem Himmel, die Sterne halten Wacht;
 Im Winde die Linde, die rauscht mich ein gemach,
 Es küsset in der Früh das Morgenroth mich wach.

O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust,
 Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust,
 Da singet und jauchzet das Herz im Himmelszelt:
 Wie bist du doch so schön o du weite, weite Welt!

Mein Herz ist wie die dunkle Nacht,
 Wenn alle Wipfel schlafen;
 Da steigt der Mond in voller Pracht
 Aus Wolken nach,
 Und sieht — der Wald verstaunt in tiefem Lachen.

Nachtlieder.

Nun ist der Tag versunken,
Zur Ruh' sind Berg und See,
Es glüh'n wie gold'ne Funken
Die Stern' in blauer Höh'.

Im Schlaf die Felder liegen,
Der Wald nur ist erwacht,
Und was er dem Lichte verschwiegen,
Das singt er leise der Nacht.

Und was ich am lauten Tage
Dir nimmer sagen kann,
Nun möcht' ich dir's sagen und klagen,
O komm' und hör' mich an!

Mein Herz ist wie die dunkle Nacht,
Wenn alle Wipfel rauschen;
Da steigt der Mond in voller Pracht
Aus Wolken sacht,
Und sieh' — der Wald verstummt in tiefem Lauschen.

Der Mond, der helle Mond bist du,
 Aus deiner Liebesfülle
 Wirf Einen, Einen Blick mir zu
 Voll Himmelsruh',
 Und sieh — mein ungestümes Herz wird stille.

Die Lilien glüh'n in Düften,
 Die Blüthe spielt am Baum,
 Hoch zieht in stillen Lüften
 In buntem Schmuck der Traum.

Und wo er blickt, da neigen
 Die Blumen das Haupt überall,
 Und wo er zieht, da schweigen
 Waldrauschen und Nachtigall.

Mir wird das Herz so stille
 In dieser milden Nacht;
 Es stirbt der eig'ne Wille,
 Die alte Lieb' erwacht.

Fast ist's, als käm' ein Grüßen
 Auf mich vom Himmelszelt,
 Und Frieden müsst' ich schliessen
 Mit Gott und aller Welt.

Waldgesang.

Im Wald, im hellen Sonnenschein,
 Wenn alle Knospen springen,
 Da mag ich gerne zwischendrein
 Eins singen.

Wie mir's zu Muth in Leid und Lust,
 Im Wachen und im Träumen,
 Das stimm' ich an aus voller Brust
 Den Bäumen:

Und sie verstehen mich gar fein,
 Die Blätter alle lauschen,
 Und fall'n am rechten Orte ein
 Mit Rauschen.

Und weiter wandelt Schall und Hall
 In Wipfeln, Fels und Büschen,
 Hell schmettert auch Frau Nachtigall
 Dazwischen.

Da fühlt die Brust am eignen Klang
 Sie darf sich was erkühnen.
 O frische Lust: Gesang! Gesang
 Im Grünen!



Sie sind der Himmel, sind die Luft,
 Darin mein Wesen lebe,
 Sie sind der ew'ge Rosenkranz,
 Der meinen Geist umwebet.

Sie sind mein Lein, wenn weit und breit
 Im Herbst die Blätter fallen,
 Sie schlagen in der Winterzeit
 Um mich als Nachtigallen.

Ihr.

Wohl springet aus dem Kiesel
 Der Funk' in lichter Glut,
 Wohl quillet aus der Traube
 Das heisse Rebenblut.

Doch aus dem dunkeln Auge,
 Dem holden Auge dein,
 Da quillet nichts als Liebe
 Mir tief ins Herz hinein.
 Seit du zum ersten Male
 Mich angesehen hast,
 Da schwärmen meine Gedanken,
 Und haben nicht Ruh', nicht Rast:

Sie schwärmen wie wilde Vögel
 Durch Feld und Waldrevier,
 Und über Busch und Wipfel
 Allein zu dir, zu dir!

Und würden die Berge zu Golde,
 Und würde das Meer zu Wein,
 So wollt ich doch lieber, du Holde,
 Du solltest mein eigen sein.

Zum Schlusse.

Ich bin so lang' in Berg und Thal
 Gewandert manche Meile,
 Dass ich auch möchte ruh'n einmal,
 Und wär's nur eine Weile.

Doch wo ich klopfe an die Thür,
 Und um ein Plätzchen bitte,
 Da heisst es barsch: Was willst du hier
 Mit deiner fremden Sitte?

Hier ist kein Amt und keine Zunft,
 In die du könntest treten,
 Die Welt ist kommen zur Vernunft,
 Und braucht jetzt keine Poëten.

Und braucht die Welt der Lieder nicht:
 Ich kann sie nicht entbehren,
 Sie sind die Sterne, welche licht
 Das Leben mir verklären;

Sie sind der Himmel, sind die Luft,
 Darin mein Wesen lebet,
 Sie sind der ew'ge Rosenduft,
 Der meinen Geist umwebet.

Sie sind mein Lenz, wenn weit und breit
 Im Herbst die Blätter fallen;
 Sie schlagen in öder Winterzeit
 Um mich als Nachtigallen.

Käm' ohne sie der Mai einmal,
 Und käme selbst die Liebe,
 Und brächten Wonnen sonder Zahl:
 Mir dünkt' es Alles trübe.

Und sollten sie mir einst vergeh'n:
 So will ich mich legen zu Grabe,
 Und will nicht eher aufersteh'n,
 Bis ich sie wieder habe.

Emanuel Geibel.

Märchen vom Meister Pfriem.

Meister Pfriem war ein kleiner, hagerer, aber lebhafter Mann, der keinen Augenblick Ruhe hatte. Sein Gesicht, aus dem die aufgestülpte Nase vorragte, war pockennarbig und leichenblass, sein Haar grau und struppig, seine Augen klein, aber sie blitzten unaufhörlich rechts und links hin. Er bemerkte Alles, tadelte Alles, wusste Alles besser und hatte in Allem Recht. Ging er auf der Strasse, so ruderte er heftig mit beiden Armen, und einmal schlug er einem Mädchen, das Wasser trug, den Eimer so hoch in die Luft, dass er selbst davon begossen ward. Seines Handwerks war er ein Schuster, und wenn er arbeitete, so fuhr er mit dem Draht so gewaltig aus, dass er jedem, der sich nicht weit genug entfernt hatte, die Faust in den Leib stiess. Kein Geselle hielt's länger als einen Monat bei ihm aus,



Handwritten text, possibly a signature or title, in cursive script.

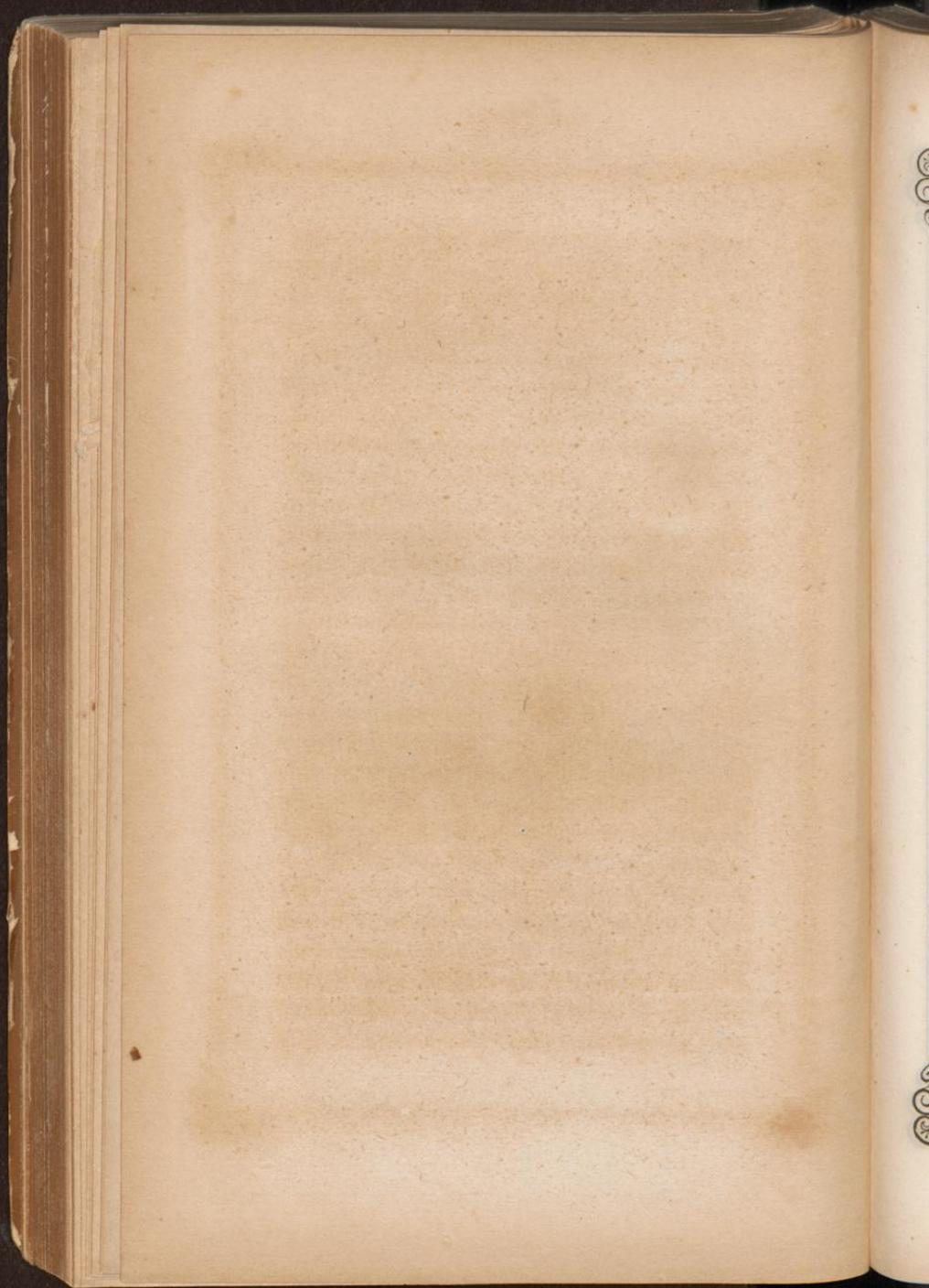
Märchen vom Meister Pflriem.

Meister Pflriem war ein kleiner, hagerer, aber lebhafter Mann, der keinen Augenblick Ruhe hatte. Sein Gesicht, aus dem die aufgestülpte Nase vorragte, war pockennarbig und leichenblass, sein Haar grau und struppig, seine Augen klein, aber sie blitzten unaufhörlich rechts und links hin. Er bemerkte Alles, tadelte Alles, wusste Alles besser und hatte in Allem Recht. Ging er auf der Strasse, so ruderte er heftig mit beiden Armen, und einmal schlug er einem Mädchen, das Wasser trug, den Eimer so hoch in die Luft, dass er selbst davon begossen ward. Seines Handwerks war er ein Schuster, und wenn er arbeitete, so fuhr er mit dem Draht so gewallig aus, dass er jedem, der sich nicht weit genug entfernt hatte, die Faust in den Leib stieß. Kein Geselle hielt's länger als einen Monat bei ihm aus.



1848

Meister Pfriem.



denn er hatte an der besten Arbeit immer etwas auszusetzen. Bald waren die Stiche nicht gleich, bald war ein Schuh länger, bald ein Absatz höher als der andere, bald war das Leder nicht gut geschlagen. Faullenzler nannte er sie alle. Er selber brachte aber doch nicht viel vor sich, denn er blieb keine Viertelstunde ruhig sitzen. War seine Frau frühmorgens aufgestanden und hatte Feuer angezündet, so sprang er auf und lief mit blossen Füßen in die Küche. „Wollt ihr das Haus anzünden? schrie er, das ist ja ein Feuer, dass man einen Ochsen dabei braten könnte! oder kostet das Holz etwa kein Geld?“ Standen die Mägde an dem Waschfass und erzählten sich was sie wussten, so schalt er sie aus: „Da stehen die Gänse und schnattern, und vergessen über dem Geschwätz ihre Arbeit. Und dann die frische Seife, das ist eine heillose Verschwendung und obendrein eine schändliche Faulheit; sie wollen die Hände schonen, und das Zeug nicht reiben.“ Wurde in freier Strasse gebaut, so lief er ans Fenster und sah zu. „Da vermauern sie wieder den rothen Sandstein,“ rief er, „der niemals austrocknet; in dem Haus bleibt kein Mensch gesund. Und seht einmal, wie schlecht die Gesellen die Steine aufsetzen; der Mörtel taugt

auch nichts, Kies muss hinein, nicht Sand. Ich erlebe noch, dass den Leuten das Haus über dem Kopf zusammenfällt.“ Er setzte sich, sprang aber bald wieder auf, that sein Schurzfell ab und sprach „ich will nur hinaus und den Menschen ins Gewissen reden.“ Er gerieth aber an die Zimmerleute. „Was ist das?“ rief er, „ihr haut ja nicht nach der Schnur. Meint ihr die Balken würden grad stehen, es weicht einmal alles aus der Fuge.“ Er riss einem Zimmermann die Axt aus der Hand, und wollte ihm zeigen wie er hauen müsste, als aber ein mit Lehm beladener Wagen herangefahren kam, warf er die Axt weg und sprang zu dem Bauer, der neben her ging. „Ihr seid nicht recht bei Trost,“ rief er, „wer spannt junge Pferde vor einen schwer beladenen Wagen, die armen Thiere werden euch auf dem Platz umfallen.“ Der Bauer gab ihm keine Antwort, und Pfriem lief aus Aerger in seine Werkstätte zurück. Als er sich wieder zur Arbeit setzen wollte, reichte ihm der Lehrjunge einen Schuh. „Was ist das wieder?“ schrie er ihn an, habe ich euch nicht gesagt, ihr solltet die Schuhe nicht so weit ausschneiden? wer wird einen solchen Schuh kaufen, an dem fast nichts ist, als die Sohle? ich verlange, dass meine Befehle un-

mangelhaft befolgt werden.“ „Meister,“ antwortete der Lehrjunge, ihr mögt wohl Recht haben, dass der Schuh nichts taugt, aber es ist derselbe, den ihr zugeschnitten und selbst in Arbeit genommen habt. Als ihr vorhin aufspranget, habt ihr ihn vom Tisch herab geworfen, und ich habe ihn nur aufgehoben. Euch könnte es aber ein Engel vom Himmel nicht recht machen.“

Meister Pfriem träumte in einer Nacht er wäre gestorben und befände sich auf dem Weg nach dem Himmel. Als er anlangte und an die Thür klopfte, öffnete sie der Apostel Petrus, und wollte sehen wer Einlass begehrte. „Ach, ihr seid's, Meister Pfriem, ich will euch wohl einlassen, aber ich warne euch, dass ihr nichts tadelt, was ihr im Himmel seht; es könnte euch übel bekommen.“ „Ihr hättet euch die Ermahnung sparen können,“ erwiderte Pfriem, „denn ich weiss schon, was sich ziemt, und hier ist, Gott sei Dank, Alles vollkommen, und nichts zu tadeln wie auf Erden.“ Er trat also ein, ging in den weiten Räumen des Himmels auf und ab, sah sich nach allen Seiten um, schüttelte aber zuweilen mit dem Kopf. Indem erblickte er zwei Engel, die einen Balken wegtrugen. Es war der Balken, den einer im Auge gehabt

hatte, als er den Splitter in den Augen anderer untersuchte. Sie trugen aber den Balken nicht der Länge nach, sondern queer. „Hat man je einen solchen Unverstand gesehen?“ dachte Meister Pfriem, doch schwieg er und gab sich zufrieden: „es ist im Grunde einerlei, wie man den Balken trägt; wenn man nur damit durchkommt, und ich sehe wirklich sie stossen nirgend an.“ Bald hernach erblickte er zwei Engel, welche Wasser aus einem Brunnen in ein Fass schöpften, zugleich bemerkte Pfriem, dass das Fass durchlöchert war, und das Wasser von allen Seiten wieder herauslief. Die Engel tränkten die Erde mit Regen. „Potz alle Hagel,“ platzte er heraus, besann sich aber glücklicherweise und dachte: „es ist wohl ein blosser Zeitvertreib, macht's einem Spass, so kann man dergleichen unnütze Dinge thun, zumal hier, wo man, wie ich schon bemerkt habe, doch nur faullenzt.“ Er ging weiter und sah einen Wagen, der in einem tiefen Loch stecken geblieben war. Ein Engel kam und spannte zwei Pferde vor. „Ganz gut,“ dachte Pfriem, „aber zwei Pferde bringen den Wagen nicht heraus, viere müssen wenigstens davor.“ Ein zweiter Engel kam und brachte noch zwei Pferde, spannte sie aber nicht voran, sondern

hinten an. Das war dem Meister Pfriem zu viel. „Talpatsch!“ brach er los, „was machst du da? hat man je, so lange die Welt steht, auf diese Weise einen Wagen herausgezogen? da meinen sie in ihrem dünkelfhaften Uebermuth alles besser zu wissen.“ Er wollte weiter reden, aber einer von den Himmelsbewohnern hatte ihn am Kragen gepackt und schob ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus. Unter der Pforte drehte der Meister sich noch einmal um, und sah wie der Wagen von vier Flügelpferden in die Höhe gehoben wurde.

In diesem Augenblick erwachte Pfriem. „Es geht freilich im Himmel etwas anders her, als auf Erden,“ sprach er zu sich selbst, „und da lässt sich Manches entschuldigen, aber wer kann geduldig mit ansehen, dass man die Pferde zugleich hinten und voran anspannt; freilich sie hatten Flügel, aber die hatte ich nicht bemerkt. Doch es ist Zeit, dass ich aufstehe, sonst machen sie mir lauter verkehrtes Zeug. Es ist nur ein Glück, dass ich nicht wirklich gestorben bin.“

Wilhelm Grimm.

Angsten und Hoffen.

Nach dem fernen Morgenlande
 Zieht der Schiffer durch die Fluten,
 Hofft an dem ersehnten Strande
 In der Sonne heissern Gluthen
 Gold, Gewürze, edle Düste
 Für die Heimath zu erbeuten.
 In den Segeln frische Lüfte,
 Schwimmt er fort mit seinen Leuten.
 Doch am südlichen Gestade,
 Wo die Küste schnell sich wendet,
 Ist auf weitem Wasserpfade
 Schiffes Lauf gar bald geendet.
 Von dem Tafelberge toben
 Wilde Stürme drohend nieder,
 Und der Schiffer blickt nach oben,
 Singt zum Himmel fromme Lieder.
 Doch die Stürme rasten nimmer,
 Und des Schiffes Fugen heulen,
 Es erlischt der Hoffnung Schimmer,
 Und das Schiff droht sich zu theilen.

Denn der Wellen dichte Massen
 Schleudern es bald auf, bald nieder.
 Jetzt das Sturmkap wird verlassen,
 Diaz kehrt zur Heimath wieder.

Als dem Könige getreulich
 Er bekunt, wo ihm am bängsten,
 Wie das Schiff höchst unerfreulich
 Umgekehrt am „Kap der Aengsten;“
 Scheut der Herrscher böses Ahnen,
 Nennt es schnell das „Kap voll Hoffen,“
 Weil geöffnet nun die Bahnen
 Und der ferne Osten offen.

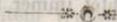
Dies ein Bild sei dir gegeben,
 Dir, dem theuern Vaterlande.
 War voll Aengsten deutsches Leben,
 Sei die Hoffnung dir zum Pfande.
 In des Mittelalters Grauen
 Sinkt die Dämmerung immer schneller,
 Und die Sonne kann man schauen,
 Wie sie leuchtet immer heller.

Keine Folter zwingt Geständniß,
 Keine Scheiterhaufen lodern,
 Frei ist jegliches Bekenntniß
 Und die Bannesbullen modern.
 Völker sind jetzt freie Bürger,
 Deren Rath dem Fürsten nützet.
 Krieger nicht mehr feile Würger,
 Jeder eignen Herd beschützt.

Von der Memel bis zur Mosel
 Spiessen junge Hoffnungsreben,
 Von Saarlücher bis gen Kosel
 Regt sich freies deutsches Leben.
 Von dem Rigi bis nach Rügen
 Und von Danzig bis gen Nanzig,
 Von dem Brocken bis zum Splügen
 Manches Vorurtheil entwand sich.

Seid gegrüsst der Hoffnung Vorland,
 Tafelberges goldner Gipfel,
 Eisenbahnen über Moorland,
 Deutscher Eichen freie Wipfel,
 Deutschland in Europas Mitten
 Ist das warme Herz des Ganzen.
 Auf! besonnen fortgeschritten
 Und ersteigt die letzten Schanzen!

August Zeune.



Briefe von Immermann.

Nach eingeholter Genehmigung der Wittwe

mitgetheilt

von **J. E. Hitzig.**

Zuschrift an den Herausgeber.

Wenn ich Ihnen, verehrter Freund, einen Beitrag für das Berliner Taschenbuch zusagte, so hoffe ich, Sie nicht dadurch beunruhigt zu haben, dass Sie meinten, ich, der Unproductive, werde mit einem Machwerk aus eigener Fabrik auftreten. Nein, dazu bin ich denn doch zu eitel. Ich hatte Besseres im Sinn. Meine Correspondenzmappe wollte ich öffnen, zu Gunsten Ihres Unternehmens, überzeugt, dass sie mir manches noch Ungedruckte, aber der Mittheilung Würdige vor Augen bringen würde. Und so geschah es. Die beifolgenden Briefe des unvergesslichen Immermann an mich lassen einen tiefen Blick in sein

Inneres thun, das er nur mit Vorsicht erschloss, und geben einen gewiss nicht zu verachtenden Beitrag zu einem zweiten Theile seiner köstlichen Memorabilien, wenn, was höchlich zu wünschen wäre, ein solcher aus seinen nachgelassenen Papieren hergestellt werden könnte.

Der erste Brief vom Jahre 1831 bedarf keiner Erläuterung. Der zweite ist aus dem Jahre 1832 und es ist dazu thatsächlich Folgendes zu bemerken:

Der Zustand meiner Gesundheit nöthigte mich schon damals einen Theil meines Amtes niederzulegen, die Stellung als Kammergerichts-Inquirent aufzugeben. Ich hatte mir erlaubt, Immermann als Nachfolger zu bezeichnen: im Interesse des Staatsdienstes, weil ich seine vorzügliche Befähigung zu dem Geschäft eines Untersuchungs-Richters kannte, und in seinem persönlichen, weil ich von seiner Versetzung nach Berlin für den Dichter erspriessliche Folgen erwartete. Mein Vorschlag fand nach obenhin Beifall; dies meldete ich dem Freunde hocheifrig, er aber lehnte, mir unerwartet, den Antrag in einem ostensiblen Schreiben ab und begleitete dasselbe mit einer Nachschrift, die hier mitgetheilt wird und einen neuen Beleg giebt zur Ge-

schichte der Schmerzen, die eine Dichterbrust zerreißen können.

Berlin, im Juni 1842.

Julius Eduard Hitzig.

Leider muss ich Ihnen, verehrtester Freund, schriftlich für Ihre gütige Erinnerung, die mir Herr Reinick überbrachte, danken; ich hatte gehofft, mich Ihnen persönlich im Herbst überbringen zu dürfen. Ich war in Dresden und Magdeburg und meine Ferienreise war auf Berlin mitberechnet. Vierzehn Tage wollte ich diesmal im October dort sein. Die böse Cholera, die so Vieles trennt, hat es nicht haben wollen. Gottlob erwähnen Ihre Zeilen dieser Furie nicht einmal, ein Zeichen, dass Sie von der allgemeinen Stimmung wenig afficirt sind, wie mir solches auch Herr Reinick bestätigte. In einer grossen Stadt ist die Sache bei dem Zudrange von verschiedenartigen Eindrücken wohl auch nicht so schlimm, in einem mittleren Orte wird es ganz unerträglich. Auf mich wirkte in Magdeburg die Idee, in der Gewalt so eines dummen, blinden Ungeheuers zu sein, so gewaltsam, dass ich bald die imaginaire Cholera bekam, die Sie in Berlin wohl auch kennen gelernt haben.

Es freut mich, dass Sie der Poesie, die allein noch im Stande ist, Einem dies armselige Leben erträglich zu machen, getreu bleiben. Und, da die Menschen einmal Egoisten sind, so freut es mich noch mehr, dass Ihnen einige meiner letzten Sachen gefallen haben. Tulifantchen ist mir selbst werth, ich schrieb es in recht trüben Stunden; bei harmlosen un-
 verbildeten Menschen verfehlt es seine Wirkung nicht. Geht man freilich an dergleichen leichtes, lockres Zeug mit gewichtigem Ernst, der selbst den Scherz auf seine schwere Weise verlangt, so zerstiebt das Ding unter den Händen. Das ist denn dort in Berlin auch schon geschehen.

Ich habe in den letzten Jahren eine recht fleissige Periode gehabt, und meine Speicher füllen sich, mir selber zum Erstaunen. Gott gebe nur, dass, wenn ich die Säcke einmal öffne, ich nicht Mutterkorn statt des Waizens eingescheuert finde. Da Sie sich für meine Versuche interessiren, so will ich Ihnen davon erzählen. Vollendet habe ich eine Trilogie: Alexis (bestehend aus den Tragödien: Die Bojaren — das Gericht von St. Petersburg — Eudoxia), welche die bekannten Verhältnisse unter Peter dem Grossen und die Katastrophe seines Sohnes darstellt. Ich sandte die Hand-

schrift nach Berlin, man kann aber das Werk dort nicht geben, weil Sie erlassen mir wohl, den für unseren Staat sehr ehrenvollen Grund anzuführen.

Ausserdem sind in der Geburt und zum Theil schon weit vorgerückt: Merlin (die Sage von dem Sohne des Teufels), die Epigonen (ein Roman, Darstellung unsrer Zeit) und der Schwanenritter, ein märchenhaftes episches Gedicht. Ueberdies auch manches kleinere Poetische, Kritische, Reflectirende. Wenn ich Ihnen nun sage, dass ich daneben den Gargantua von Rabelais bearbeite und an eine Auferweckung des alten herrlichen Tristan in zeitgemäßem Gewande denke, so werden Sie zugeben, dass ich gerade so viel Werg am Rocken habe, als ein Mensch mit gutem Gewissen vertragen kann.

2.

Es liegt mir daran, dass Sie meine Gründe vollständig kennen lernen, die mich auf die gedachte Stelle verzichten heissen. Der anliegende Brief enthält den Grund, der in der Geschäftswelt gilt, und welcher sich Geschäftsmännern mittheilen lässt — dieses Blatt ward für Sie, confidentiell, geschrieben.

Jedermann wählt nur den Ort zu seinem Aufenthalte, wo er ruhige, heitere Tage und eine gewisse Anerkennung in der Hauptrichtung seines Lebens erwarten darf. Leider haben mich die Erfahrungen des letzten Jahres diese Perspektive von einem Berliner Aufenthalt für mich nicht fassen lassen. Sie wissen, dass die ausgesprochenste Seite meiner dichterischen Thätigkeit die dramatische ist. Wie die sogenannte „reale Bühne,“ insbesondere die Berliner, sich gegen mich ignorirend verhalten hat, ist Ihnen auch bekannt. Ich lasse die Frage: ob meine früheren Productionen aufführbar seien oder nicht? unerörtert, dann aber schrieb ich den Hofer, mit dem entschiedenen Willen, Alles nicht echt Dramatische und soweit auch nicht echt Theatralische auszuscheiden, und ich darf sagen, dass, nachdem die Dichtung aus der höchsten Anstrengung des Gefühls niedergeschrieben worden war, ich mit der grössten Sorge daran gegangen bin; und es gewiss bei der Gestaltung derselben, wie sie jetzt dem Publico vorliegt, an Fleiss und Selbstverleugnung nicht habe fehlen lassen. Sie wurde dem Grafen Brühl zur Aufführung überreicht — ausserdem wurde privatim und öffentlich versprochen, dass der Dichter Alles thun wolle, was irgend

vernünftiger Weise die Bühne von ihm for-
 dre; insbesondere z. B. etwa anstössige Zeit-
 beziehungen zu tilgen u. s. w. Alles ist ver-
 gebens gewesen. Der Graf Brühl verwei-
 gert die Darstellung, und giebt als Grund
 nur an, dass der Eindruck, den das Stück
 bei der Vorlesung im Publico gemacht habe,
 nicht von der Art gewesen sei, um die
 Darstellung des theuren Stücks wagen zu
 können.

Ich muss Ihnen gestehn, mein werther
 Freund, dass diese Thatsache mich tief indig-
 nirt und wahrhaft empört hat. Der Schluss,
 den ich aus ihr auf meine dortige Zukunft
 ziehen zu müssen glaube, ist mit ein Haupt-
 grund, wesshalb ich jetzt nicht nach Berlin
 kommen mag. Ich habe von neuem eine
 grosse Tragödie vollendet, und leider wird
 meine unglückliche Neigung für dieses Feld
 der Poesie mich noch manches Dramatische
 produciren heissen. Denken Sie sich nun
 meine Lage dort. In Berlin wohnend würde
 es doch ein ganz natürlicher und unabwei-
 licher Grund sein, meine Dichtungen (unter
 meinen Augen dort ins Leben treten zu sehen.
 Gleichwohl stünde mir das gewisse Schicksal
 bevor, mich beständig abgewiesen und hinter
 französischen Melodramen zurückgesetzt zu se-

hen. Denn zu kleinen Mitteln kann ich nach meiner Individualität nie greifen, und der Wirkung durch den Geist ist derjenige Sinn, welcher die dortige Bühne zu leiten scheint, unzugänglich.

Es würde mir schlecht stehn, wenn ich mich selbst über den Hofer loben wollte. Ich denke nicht hochmüthig von mir und meinem Talente, und weiss, wie tief ich unter den Meistern stehe. Das aber glaube ich sagen zu können, dass zu allen Zeiten, wo die Bühne vernünftig und poetisch geleitet wurde, unter Dalbergs, Goethes, Schillers, Schröders, ja — ich glaube selbst unter Iflands Regiment, ein solches Stück von den Vorständen angenommen und gern gegeben sein würde.

Ich habe diese vertraulichen Eröffnungen gegen Sie gewagt, weil Sie ein Mann sind, der alles Menschliche menschlich fühlt. Ich darf nicht fürchten dadurch bei Ihnen zu verlieren. Sie werden mein Gefühl nicht für den Ausbruch einer kleinlichen Eitelkeit ansehen. Der Dichter will aber mit seiner Welt und seiner Zeit leben, er muss — ist er wahr — nichts mehr wünschen, als ein praktisches, fruchtbares Verhältniss mit ihr anzuknüpfen, und es kann ihm nicht verargt wer-

den, wenn er seinen Fuss nicht in eine Stadt setzen mag, wo ihm dazu keine Hoffnung bleibt.

Um mit etwas Erfreulichem zu schliessen, muss ich Sie noch auf ein (nach meinem Gefühl) sehr ausgezeichnetes Erzeugniss der tragischen Poesie aufmerksam machen. Es ist Michael Beers Struensee. Der Verfasser las ihn uns hier vor, und ich muss sagen, dass mir lange nichts so gefallen hat, als diese Dichtung. Sie ist in einem reinen, kräftigen Geiste gearbeitet, frei von den jetzt beliebten Caricaturen und Uebertreibungen, und lässt einen wahrhaft tragischen Eindruck zurück. Vom Paria zum Struensee hat der Verfasser einen Siebenmeilenstiefelschritt gemacht. Ich schreibe Ihnen dies besonders deshalb, weil Beer bald nach Berlin kommen will und ich unserer Gesellschaft durch diese Annonce gern den Genuss einer Vorlesung bereiten möchte. — In München ist das Stück zu meiner grossen Freude schon mit dem entschiedensten Erfolge gegeben und mit Enthusiasmus aufgenommen worden.

Nach München habe ich auch meine neue Tragödie: Kaiser Friedrich der Zweite — gesendet. Das ist jetzt der einzige Ort, wo der Dichter allenfalls hoffen kann, dass die Furcht

Frühjahr 1842.

Bist du von dem Erfolge nicht
 Befriedigt, deines Strebens,
 Behalte nur die Zuversicht:
 Es war nicht ganz vergebens.

Es ist genug, um dir den Muth
 Entsinken nicht zu lassen,
 Und nicht so viel, dass Uebermuth
 Dürf' in dir Wurzel fassen.

Sommerbotin, Sommerbotin,
 O wie lange diesen Sommer,
 Schwalbe, säumtest du zu bringen!
 Waren dir gestutzt die Schwingen?
 Oder furchtbar Meereswogen,
 Die du doch so oft beslogen?
 Oder wolltest du nur warten
 Lassen mich und meinen Garten,
 Und uns ungeduldig machen,
 Ob der Lenz nie wollt' erwachen?

Endlich ist er angeglommen,
 Und du bist zurückgekommen.
 Lass nun schnell ihn nicht verstreichen,
 Um Versäumtes auszugleichen,
 Dass du sein mit mir dich labest,
 Und auch Zeit zum Brüten habest.
 Doch du fliehst geschwind, wie immer,
 Und der Jahrlauf rastet nimmer.
 O so lass ihn rasch verfließen,
 Aber rasch auch mich genießen
 Diesen Lenz, vielleicht den letzten
 Hier vom Schicksal mir gesetzten.

Die blöd' gewordenen Augen
 Bewaffn' ich wol mit Gläsern,
 Um anzusehn das Schauspiel,
 Und Bilder zu betrachten,
 Gemalt, geschnitzt, gehaunt,
 Doch lebensfrische Bilder
 Mit nicht gemalten Wangen,
 Mit nicht geschnitztem Wuchse,
 Und keinen Stein im Herzen,
 Ich hielt' es für Entweihung,
 Beschaut' ich sie durch Brillen,
 Mit meinen schwachen Augen
 Will ich aus ihren hellen,
 Wie Blumen aus den Quellen,
 Soviel mir zukommt, saugen;
 Mehr würde mir nicht taugen,
 Das gönn' ich Jungesellen.

4.

Leidenschaften, Hochgefühle,
 Herzbedrängniß, Weltgewühle,
 Was den Dichter bringt in Regung,
 Bringt mich kaum mehr in Bewegung,
 Und ich lass es mir gelieben,
 Dass vom Lied mir nichts geblieben,
 Als ein Scherz im Wohlbehagen,
 Und ein ander, um zu jagen,
 Aus der Brust ein Unbehagen.

5.

Mein Gärtner hat den Glauben,
 Den lässt er sich nicht rauben,
 Dass der sei zu verspotten,
 Wer Unkraut woll' ausrotten.
 Darum, wie viel er reutet,
 So wenig es bedeutet,
 Und er umsonst sich quälet,
 Weil ihm der Glaube fehlet
 An seines Werks Gelingen.
 Willst du ein Werk vollbringen,
 So darfst du dir den Glauben
 Daran nicht selber rauben.
 Mit Glauben eine Pflanze
 Gepflanzt, gedeiht im Glanze;
 Mit Glauben an der Spitze
 Ein Unkraut angepackt,
 Geht aus dem Lebenssitze
 Mit allen Fasern nackt.

6.

Maililien, im Freien
 Wollt ihr allein gedeihen,
 Wollt hinterm Gartenzaune
 Nicht sein gepflanzt nach Laune.
 Ich hatt' es unternommen;
 Die Blättchen sind gekommen,
 Zu läuten aber stocken
 Die zarten Silberlocken.
 Wie sollten sie auch läuten
 Vor den geputzten Leuten,
 Die durch den Gang spazieren?
 Sie läuten gern den Thieren,
 Des Waldes, und den Feien,
 Die dort sich drehn im Reiben.
 Wer's hören will im Maien,
 Geh' in den Wald, den freien,
 Allein, wol auch zu zweien,
 Das geht, doch nie zu dreien,
 Das würde gleich beschreien
 Die Zaubermelodeien.

7.

Um den Haushalt zu beschleun'gen,
 Der mir immer geht zu langsam,
 Rückt' ich vor die Uhr im Hause
 Um ein halb, ein Viertelstündchen.
 Und die Täuschung half ein Weilchen,
 Und der Kaffee und die Suppe
 Kam rechtzeitig aus der Küche.
 Aber hinter meine Schliche
 Kamen sie, nun muss ich's büssen.

„Unser Herr rückt vor die Uhren,“
Denken sie und gönnen doppelt
Sich gemächlich Zeit zu Allem.
Nicht mehr rück' ich nun die Uhren,
Doch sie thun, als ob ich's thäte,
Alles noch einmal so späte.

8.
Wol ein Schauspiel in Athen
War belohnend anzusehn,
Wo ein Volk zuschauend sass,
Dem der Schönheit Ebenmass
So für Geist - wie Leibesleben
Von Natur war mitgegeben;
Sass im tempelhaften Rund,
Das geschmückt der Künste Bund,
Hoch vom Himmel überglänzt,
Festlich jedes Haupt bekränzt,
Vor dem Spiel, das heilig war,
Gegenüber dem Altar,
Und mit offenem Aug' und Ohr
Sah und hörte voller Chor,
Harmonie von Tanz, Gesang,
Und der Sprache Götterklang,
Dargestellt zu seinem Ruhm
Altes Volks - und Götterthum,
Alles Menschliche verschönt,
Mit dem Schicksal ausgesöhnt.
Seit der Erde Himmelsblume
Hingewelkt im Griechenthume,
Sind in Schutt Thalia's Hallen
Und Melpomene's zerfallen,
Und was aus den Trümmern sich

Nun erhob, ist kümmerlich,
 Mann's unwürd'ges Kinderspiel,
 Das dem Weisen nie gefiel,
 Und dem Frommen ist ein Greuel,
 Statt der Götterschau ein Scheuel.
 Lasst den Geist aus Sinnesschranken
 Sich erheben zum Gedanken!
 Wenn ihr wollt Schauspiele dichten,
 Müsset ihr darauf verzichten
 Sie zu sehn auf eurer Bühne.
 Dichtet alles Schön' und Kühne,
 Das im idealen Raum
 Vor der Seele steh' als Traum;
 Mag auf dem entweihten Bret
 Rasen Oper und Ballet.

9.

Aus der staubigen

Residenz

In den laubigen

Frischen Lenz,

Aus dem tosenden

Gassenschrei

In den kosenden

Stillen Mei,

Aus dem rauschenden

Opernsaal

Zu dem lauschenden

Frühlingsthal,

Aus dem glänzenden
 Waffenspuk
 Zu dem kränzenden
 Blumenschmück,
 Aus dem hässlichen
 Stutzerfrack
 Zu der lässlichen
 Gärtnerjack',
 Aus der stickenden
 Menschenluft
 Zum erquickenden
 Waldesduft,
 Von der stockenden
 Stolzen Spree
 Zu der lockenden
 Quell' im Klee,
 Aus der unendlichen
 Stadt Berlin
 Zu einem ländlichen
 Neussess hin,
 Wer sich rettete,
 Dank's dem Glück,
 Wie mich bettetete
 Mein Geschick.
 Nicht beschönige
 Du's zum Schein!

Deinem Könige

Dank' es fein!

Deinem Könige

Für die Ruh'

Sende Könige

Weisen zu.

Der nicht fröhnige

Dienste will,

Deinem Könige

Danke still.

10.

Du wohnst auf Höh'n, ich wohn' im Thale;
 Die Sonne schaut mit erstem Strale
 Und Abends mit dem letzten Blick
 Empor, und segnet dein Geschick.
 Ich segne dein Geschick im Bunde
 Mit Sonn' und Mond, mit Herz und Munde.
 Gesegnet bist du; sei und bleib' es
 Am Liebesblick des besten Weibes!

11.

Willst nicht aus deinem Garten gehn,
 Nicht auch das schöne Fest ansehen? —
 Ich seh' es an mit Augen,
 Die mehr als meine taugen.

Ich sende meine Kinder hin,
 Die sehn's mit frischem Kindersinn;
 Und was sie mir erzählen,
 Lässt mir das Fest nicht fehlen.

12.

Nun ist die schöne Zeit im Jahr,
 Wo noch das Leben wächst und steigt,
 Wann eins verblüht, dafür ein Paar
 Sich neu erblühend zeigt.

Ich stand an meinem Rosenstrauch:
 Wie voll am Abend blüht er doch!
 Und als ich kam im Morgenhauch,
 Ja blüht' er voller noch.

13.

Früh wach mit einem Schwalbenlied
 Dein Tagewerk beginne du;
 Und wenn die Sonn' am Abend schied,
 Sing' einen Lerchengruss ihr zu.
 Und wenn dich flieht
 Bei Nacht die Ruh',
 Sing' wie die Nachtigall bei Nacht,
 Bis neuerwacht
 Die Sonn' am Himmel lacht.

Das Leben ist ein schöner Baum,
 Neu blühend nach gefall'ner Frucht,
 Das Leben ist ein schöner Traum,
 Und alles Glück ist auf der Flucht.
 Ich hab' im Raum
 Umher gesucht,
 Und nichts gefunden, was gedeiht,
 Als unentzweit
 Des Strebens Heiterkeit.

Erfreue jung der Jugend dich,
 Und gieb dem Alter Ehr' und Preis,
 Und bleib' im Alter jugendlich,
 Ein Jünglingen geliebter Greis!
 Wer tugendlich
 Erfüllt den Kreis, sich neu erblühend
 Derein ihn die Natur gestellt,
 Dem blüht die Welt,
 Von Gottes Glanz erhellt.

14.

Der jungen Freundin, Tochter des alten Freundes,
 ins Gedenkbuch.

Von Vogelschaar umsungen,
 Von Busch und Baum umrauscht,
 Von Bienenchor umklungen,
 Hab' ich im Wald gelauscht;
 Ich fühlte mich durchluftet,
 Durchathmet und durchduftet,
 Natur, von dir durchdrungen,
 Und mit dir ausgetauscht.

Auf einmal eine Stille
 Ward um mich her im Hain,
 Ihr Mittagslied die Grille
 Stellt augenblicklich ein;
 Kein Lüftchen durfte säuseln,
 Kein Laub am Baum sich kräuseln;
 Mein Denken schwieg, mein Wille
 Erlösch im höhern Sein.

Ich sah des Himmels Bläue
 Durch's grüne Blätterdach,
 Den Blick der Liebestreue
 Ob meinem Ruhgemach;
 Ich rief: An allen Enden
 Bin ich in deinen Händen!
 Da ward um mich aufs neue
 Des Waldes Leben wach.

15.

Ich weiss nicht, was dich ansticht,
 Dass alles so dich ansticht,
 Und widerwärtig anspricht:

Die Mücke, die dich ansummt,
 Die Bremse, die dich anbrummt,
 Die Hummel, die dich anhummt;

Der Kater, der dich anschnurrt,
 Der Köter, der dich anknurrt,
 Der Puter, der dich anpurrt;

Die Henne, die dich angluckt,
 Die Taube, die dich anruckt,
 Der Sperling, der dich anguckt;

Der Hofhan, der dich ankräht,
 Das Hauslamm, das dich anmäh't,
 Der Luftzug, der dich anweht;

Die Sonne, die dich anblickt,
 Die Blume, die dich anniekt,
 Die Ranke, die dich anstrickt;

Die Liebste, die dich anspricht:
 Ich weiss nicht, was dich anseht,
 Dass Alles so dich ansticht!

Frau Sparsam, ob sie gross, ob klein
 Ausgeben mag, ob nehmen ein,
 Wird beides nicht so schnell vollenden
 Als wie der Mann mit milden Händen;
 Muss zweimal jedes Stück umwenden,
 Ob dort sie keins zu viel gezählt,
 Hier keines falsch ist oder fehlt.

17.

Es macht mich ungeduldig
 Zu sehn auf dieser Flur,
 Wie gar zu gar unschuldig
 Der Frühling auftritt nur.

Milchweisse Blütendöckchen
 An Busch und Baum' umher,
 Im Gras blassblaue Glöckchen;
 Möcht' etwas Purpur mehr!
 Als meine Gluth erglühte,
 Miss' ich nicht die der Flur;
 Nun wünscht' ich, der verblühte,
 Ersatz in der Natur.

18.

Es regnet da, es regnet dort;
Wir scheinen hier vergessen:
Wie ungleich wird der Himmelshort
Der Erde zugemessen!

Geduld! die Berge ziehn es an;
Sie schwelgen jetzt beim Mahle;
Wenn sie sich gütlich erst gethan,
Kommt's auch an uns im Thale.

19.

Für mein Auge mit der Blüte,
Mit der Frucht für meinen Gaum,
Reizend dankt des Baumes Güte
Mir die Pfleg' im Gartenraum.

Ob er nicht des Gärtners wegen
Seine Frucht und Blüte treibt,
Mag ein andrer überlegen,
Wenn nur Blüt' und Frucht mir bleibt.

Herrlich ist's, ein Fruchtbaum prangen
Der sein Leben also lebt,
Dass uns lässt Genuss empfangen,
Was er sich zur Lust erstrebt.

20.

Zu sorgen hat genug ein Mann

Für das, was selbst er soll und kann,

Was thun er oder wenden muss;
 Er mache sich nicht auch Verdruss
 Um Alles, was ohn' ihn geschieht,
 Wobei ihn Gott zu Rath nicht zieht.

21.

Ein Dichter von Profession
 Ist, wie ein Gärtner, Handwerksmann:
 Er pflanzt, begiesst und geht davon,
 Und sieht es dann nicht weiter an.
 Es mag so gut es kann gerathen,
 Er hat was neues zu berathen.

Der Gartenkunst, der Poesie,
 Liebhaber ist viel besser dran:
 Ihn freut das Kleinste, was gedieh,
 Sieht stets mit neuer Lust es an;
 Und darf ers gar Bewundrern zeigen,
 So ist das höchste Glück sein eigen.

22.

Was sollen Menschen thun, wenn selbst der Himmel
 trügt,
 Der uns mit täuschenden Verheissungen belügt!
 Die Morgenröte lügt, die Regen profezeit,
 Der Frosch, der Regen quakt, der Pfau, der Regen
 schreit.
 Die Wolke selber, die mit Donnern uns verspricht:
 Ich regne ganz gewiss! sie lügt, und regnet nicht.
 Und wie im Fliehn zum Hohn sie spannt den Re-
 genbogen,
 So lügt das Zeichen auch, das nie der Welt gelogen.

Ich hab' auf diese Musse
 Mich gar zu sehr gefreut;
 Darum mir solche Busse
 Der Himmel auflädt heut.

Erst wars ein Unbehagen,
 Und Krankheit ist es jetzt;
 An Haupt und Fuss geschlagen,
 An jedem Glied verletzt!

Die Freunde selbst, geladen
 In meine Einsamkeit,
 Sie habens auszubaden,
 Und leiden mir zu Leid:

Der eine kam verdrossen,
 Und ging verstimmt nach Haus;
 Den andern angeschlossen
 Hält Siechthum gar zu Haus.

Und zu der Musse stellt sich
 Die Muse auch nicht ein;
 Die selige gefällt sich
 Bei Glücklichen allein.

Ich wollte Trauerspiele
 Ja dichten; wenn ich nun
 Mit meiner Trauer spiele,
 Was kann ich Bessres thun!

Was thun er oder ... muss:
Er mache sich nicht gleich Verdruß

24.

Schwalbe badet sich im Sand,
Weil der Pfütze Wasser schwand.
Nach des Koran's Vorschrift so
Macht des frommen Moslems Hand
Des Gebets Abwaschungen,
Wo das Wasser fehlt, mit Sand.
Hat dem Moslem es die Schwalb'
Abgelernt im Morgenland?
Hats der Moslem von der Schwalb'
Abgesehn und angewandt?
Oder in der Noth erfand
Jedes Hülf' auf eigne Hand?
Also bringt der Christenwelt
Moslemsitte Sommerbrand,
Und der heisse Ostwind macht
Morgenland im Abendland.

25.

Es kam ein Weib gelaufen,
Und fragte an, ob wir
Ein Dutzend Küchlein kaufen,
Gebrütet aus bei ihr.
Sie forderte ein Kleines
Für ihre kleine Brut,
Wir wurden Handels eines
Und sprachen: bring das Gut!
Sie sagte: nächster Wochen!
„Warum nicht eben itzt?“

Sie sind nicht ausgekrochen,

Allein die Henne sitzt.

Da dacht' ich an Autoren

Voll ungeduld'ger Eil,

Die auch wohl ungeboren

Ihr Büchlein bieten feil.

Man zahlt nicht für ein Küchlein,

Das aus dem Ei nicht kroch,

Ein todgebornes Büchlein

Ist zu bezahlen doch.

26.

Trag ein Tröpfchen

Musenslut

Bei, zu löschen

An der Glut,

Die verzehrte

Jene Stadt,

Die mir werthé

Freunde hat.

Kleine Gabe,

Gern verliehn,

Eine Labé

Ist darin;

Grössres gebet

So mit Lust,

Wie Sang hebet

Dichterbrust!

Nicht das Feuer verbrannte, gebranntes Wasser ver-
 zehrte
 Dich, unglückliche Stadt, welche die Muse beweint.
 In Flusswoge gemischt, verspritzt' es Glut in die Gluten,
 Und an die Spritze gestellt, irrte sein taumelnder
 Geist.
 Jetzo bringen zu spät wir rein helikonisches Wasser;
 Welche Fülle davon quillt in germanischen Aun!
 Waren wir ehr zur Stelle damit, so verbrannte nicht
 Hamburg;
 Lösche die Asche gelind itzt der befeuchtende
 Thau!
 Zürnt, ihr Könige, nicht, ihr heiligen drei an dem
 Rheine,
 Und mit der Jungfrau elf tausend geleitendem
 Chor,
 Ursula, du nicht zürne, wenn jetzt ein wenig der
 Thurmbau
 Stockt, und farbiges Glas eine Kapelle vermisst.
 Mittelalterlichkeit zu erbaun, ist ein Spiel ein erbau-
 liches,
 Aber der Mitwelt Sturz retten, ist ernstere Noth.
 Als ein verworrener Knäul rathlos sich rettender
 Menschen
 Aus der brennenden Stadt schreiend ins Feld sich
 ergoss,
 Sangen die Nachtigallen dumber in den Gärten so
 harmlos,
 Als ob nichts auf der Welt sei als der duftende
 Mai!

Schien ein freundliches Leuchten Erquickung bringen-
Nimm den Dank für den Witters

Euch die flammende Stadt, glückliche Sänger,
Lass! deine Pflanz' in dem Saam' vielleicht?

Ich, entfernter als ihr vom Brand, wie sollt ich nicht
Glücklich ist, verblühet ein göttlicher singen,

Als ob nichts auf der Welt sei als der duftende
Mai!

Wo mich aus Zeitungsblättern allein ein erblassender
Abglanz

Von den Flammen erreicht, und von der Klage
kein Hauch!

Löschet, Flammen! und Klagen, verhält! ihr rauchen-
Seit ich meinen Lichte-Wunden Trümmer,

Blüht! und nichts auf der Welt sei als der duft-
ende Mai!

Wie er einst zogen aus dem

Verklang in Eingegäng'ig

28.
Dort ergang' ihr

Keinen Sieg

Wurden

Sonst verbitterte

Der Vog' Den Kaffe' an

Einem Das erschütternde

Sklavenweh'

Nun zersplitterte

Jenes Joch;

Da verbitterte

Bitt'rer noch

Das erfreuliche

Tässchen Thee

Die abscheuliche

Jagd zur See,

Die tunesische
Inselmacht

Auf chinesische
Pinsel macht.

Welch ein göttlicher
Waffentanz,

Welch ein spöttlicher
Lorberkranz!

Welche Stiftungen
Ruhmerhell!

Für Vergiftungen
Einer Welt!

Einst aufdranget ihr
Thee mit Krieg;

Und mit dem
Dort erranget ihr

Keinen Sieg.

Nun Theetrinkende
Bringt ihr um

Für das stinkende
Opium.

Aber der Mitleid
29.

Lass dich, o lieber Baum, begiessen,

Dass dir fröhlich die Blätter spriessen.

Du blühtest mir überschwenglich reich,

Aber nun stehst du so schattenbleich.

„Lass dein Begiessen! es wird nicht gelingen,
Wenn du hoffst ich soll Früchte bringen.“

Nein! es ist nicht aus Eigennutz;
Nimm den Dank für den Blütenputz!

„Lass! deine Pfleg' ist an mir verdorben;
Und klage nicht, wenn ich gestorben.
Glücklich ist, wer wie ich verglüht!
Ich habe mich zu Tode geblüht.

30.

An Robert und Clara Schumann in Leipzig.

Lang ists, lang,
Seit ich meinen Liebesfrühling sang;
Aus Herzensdrang,
Wie er entsprang,
Verklang in Einsamkeit der Klang.

Zwanzig Jahr
Wurdens, da hört' ich hier und dar
Der Vogelschaar
Einen, der klar
Püff einen Ton, der dorther war.

Und nun gar
Kommt im einundzwanzigsten Jahr
Ein Vogelpaar,
Macht erst mir klar,
Dass nicht ein Ton verloren war.

Meine Lieder
Singt ihr wieder,
Mein Empfinden

Klingt ihr wieder,
 Mein Gefühl
 Beschwingt ihr wieder,
 Meinen Frühling
 Bringt ihr wieder,
 Mich, wie schön,
 Verjüngt ihr wieder:
 Nehmt meinen Dank, wenn euch die Welt,
 Wie mir einst, ihren vorenthält!

31.

Lass Veilchen verwelken
 Und Rosen verglühn!
 Noch duften die Nelken,
 Und Lilien blühn.

Es löset hier eines
 Das andre wohl ab,
 Und Grosses und Kleines
 Verschwindet am Grab.

Wieviel du magst haben
 Der Jahre gezählt,
 Das Alt' ist begraben,
 Das Neue beseelt.

Was morgen bevorsteht,
 O lass du es stehn;
 Was drüben hervorgeht,
 O lass du es gehn!

Was heute du hinnimmst,
Nimmt Niemand dir mehr;
Du bist, wo du hinschwimmst,
Ein Tropfen im Meer.

32.

Im Abendschein sich hebet
Das Lustschloss vom Gefild,
Und überm Schlosse schwebet
Ein stilles Wolkenbild.

Was tönt von dort hernieder?
Was weht mich an für Klang?
Von wannen sind die Lieder,
Und wessen der Gesang?

Des Weibs, das von den Zinnen
Ins Thal herunter sieht?
Des Luftgeists der von hinnen
Im Wolkenwagen zieht?

33.

Was den Weisen unterhält,
Mag den Thoren stören;
Wie sich einer nimmt die Welt,
Wird sie ihm gehören.
Zu dem Hänchen, das so frei
Darf im Garten wandern,
Sprach ich: ei so lass den Schrei,
Oder geh zu andern!

Weil es weder schwieg noch gieng,
 Liess ich es vollbringen,
 Und bei seinem Schreien fieng
 Selbst ich an zu singen:

Was den Weisen unterhält,
 Mag den Thoren stören;
 Wie sich einer nimmt die Welt,
 Wird sie ihm gehören.

34.

Dein blaues Auge schauet
 Von seinen Höhn,
 Und ihm entgegen blauet
 Der Himmel schön.

In deinem Auge spiegelt
 Er sich mit Lust,
 Mit Sonnenblick besiegelt
 Er deine Brust.

Doch wenn du willst im Kleinen
 Den Himmel schaun,
 So komm herab zu meinen
 Durchquellten Aun.

Vergissmeinnichte hundert
 Erblühn am Bach,
 Und jedes blickt verwundert
 Dich an mit Ach.

Der Himmel ist das grösste
 Vergissmeinnicht,
 Vergissmeinnicht das schönste
 Dein Auge licht

35.

Die Jugend, sagen sie, sei biegsam,
 Das Alter steif,
 Da doch das Alter manchen schmiegsam
 Wol krümmt zum Reif.
 Leicht bricht ein zarter Rebensprössling,
 Wenn man ihn biegt,
 Indes der mehr gereifte Schössling
 Sich willig schmiegt.

Denselben soll zum Vorbild nehmen,
 Wer jung getruzelt,
 Alt mag er sich der Zucht bequemen,
 Eh man ihn stutzt.

36.

Dir dank' ich, Muse, dass du mich besuchst,
 Als alles andre nahm von mir die Flucht,
 Der Jugend Lust, des Lebens froher Mut,
 Und die Gesundheit selbst, das höchste Gut.
 Du harrest aus bei einem kranken Mann,
 Der dir nicht mehr besonders dienen kann,
 Der müder aufsteht als sich niederlegt,
 Und schmerzenvoller ruht als sich bewegt.

Bist lieber Krankenwärtrin hier im Haus
 Als dort Gesellin bei der Jugend Schmaus,
 Reichst was mir dienlich ist aus deinem Hort,
 Gefäll'gen Scherz und heiter ernstes Wort;
 Noch einmal mir des Lebens bunten Chor
 Führst du, um mich mit ihm zu letzen, vor,
 Als sanfte Schatten, lehrest ohne Graun
 Mich auch dem Tod ins blasse Antlitz schau.
 Mit giebst du deine Gaben dorthin mir,
 Und meinen Ruhm wirst du bewahren hier.
 Mit meiner Liebe gehst du Hand in Hand
 Noch heute, wie da ich durch dich sie fand;
 Mein Lebenlang warst du mit ihr vereint,
 Und wirst sie trösten, wenn um mich sie weint:
 Ihr beiden thatet euch und mir den Schwur,
 Mich zu verlassen mit dem Athem nur.

Der Himmel schön.

37.

Ich armes Unkraut, wo ich nur mag schnaufen,
 Gleich kommt der Gärtner nach mir hergelaufen,
 Denn so verdienstlich als ein Kraut zu pflanzen,
 Scheint es ihm auch ein Unkraut auszuraufen.
 Wenn er sein Kraut beträufet mit süßem Wasser,
 Möcht' er mit Gift und Galle mich betraufen.
 Und mag ich auch in Eile Blütchen treiben,
 Das kann von ihm mein Leben nicht erkaufen;
 Er pflegt, weil ich für Tisch und Markt nicht tauge,
 Mit jedem Ekelnamen mich zu taufen,
 Mag, dass ich etwa dort nicht Wurzel fasse,
 Mich selbst nicht werfen auf den Erdenhäufen:
 Ins Feuer wirft er oder in den Bach mich,
 Um zu verbrennen oder zu ersaufen.

38.

Beim neugepflanzten Rütchen,
Kaum vierthalb Spannen hoch,
Stand unterm Sonnenhütchen
Mein Mädchen kleiner noch.

Lang sah ich auf die Stelle
Mit Wohlgefallen hin,
Da ward die Zukunft helle
Dem aufgeschlossnen Sinn.

Der Sinn war aufgeschlossen
In eine schöne Zeit,
Der Baum war aufgeschossen
In Blütenherrlichkeit.

Das Mädchen, mit den Blüten
Sich kränzend lieb und traut,
Trug unterm Sonnenhütchen
Das Antlitz einer Braut.

So lange lasst mich leben,
Ihr Götter, kanns geschehn,
Bis dass sich so begeben,
Wie ichs im Traum gesehn!

Neussess am letzten Mai.

Friedrich Rückert.

Mein erster Morgen in Constantinopel.

Mein Leben: Montag den 30sten October 1837.

Auf dem Oestreichischen Dampfschiffe Ludovico hatten wir vom Piräus aus, die Ueberfahrt nach den Dardanellen und in das Marmora Meer in Zeit von sechs Tagen und sieben Nächten zurückgelegt, wovon aber fast drei volle Tage Aufenthalt auf Syra und Smyrna kamen. Die ganze Strecke, welche der Vapore zu durchschiffen hatte, betrug 460 Miglien, oder über 115 deutsche Meilen, zu welcher man bei der raschen Arbeit der Wasserräder, die, nach einer Mittelzahl, in jeder Stunde 7 Miglien weit fortstossen konnte, ohne den Aufenthalt, der durch Einnahme der Kohlen und andere Umstände veranlasst wurde, kaum drei Tage Zeit gebraucht haben würde! (täglich 40 Meilen). Nach einer etwas trüben nächtlichen Fahrt an den Prinzeninseln des

Marmora Meeres vorüber, erblickten wir gegen 6 Uhr, am Morgen, die ersten Höhen des goldnen Hornes, auf denen nun bald, bei schneller Annäherung, auch die grossen Massen der Weltstadt sichtbar wurden, welche alle jene Höhen, die uns bald amphitheatralisch umringten, bedecken. Es sind durchaus sanft aufsteigende, liebliche Hügel und Höhenzüge von den mildesten, stets wechselnden Formen, überall des Anbaues fähig, überall bebaut und bewohnt, und geschmückt mit Ansiedlungen der mannigfaltigsten Art. Viele über einander aufsteigende Terrassen; unten am Meeressaum mit dem Wald von Masten, Segeln, Schiffen, auf den Höhen mit dunkeln Cypressenreihen, den Kuppeln von imponirenden Moscheen und den schlanken, zahllosen Minarets, mit vergoldeten Dächern und dem Halbmond, oder sonst elegant geziert, welche sich überall am Rande des Horizontes mit ihren reinen Formen höchst reizend für das Auge abzeichnen. Dazwischen an allen Abhängen die hellfarbigen, im modernsten italiänischen Styl errichteten Palläste und Pallastreihen, die vielen Lustgebäude auf Säulen und Pfeilern ruhend; die fensterreichen Kiosks mit Balkonen und zierlich vergitterten Hallen, zwischen den einzelnen obe-

liskenartig emporsteigenden Cypressen, zwischen den Platanengruppen und Gärten; die weit leuchtenden Casernen, die weiss übergypsten Verschanzungsmauern, Forts und Burgen, auf den nahen und fernem Höfen und Bergen, der hohe Genuesen Thurm, die sieben Thürme, in ihrem antikmässigem Aufbau, mit den romantischen Ueberbauten aus dem Mittelalter und der kühnen, alttürkischen Zeit, eine Acropole an der Westecke des Serail. Endlich die unabschbare Menge der kleineren oder grösseren Wohngebäude, die mit ihrem wechselnden Farbenanstrich, wie ein bunter Teppich alle Umgebungen der dunkelblauen Spiegelflächen des Hafens und des kristallhellströmenden Bosphorus bedecken. Alles dies, im engbeschlössenen Canale, ein prachtvolles Amphitheater, das auf allen Seiten emporsteigt, auf der europäischen Seite mit dem Serail, der Hafenstadt, den Vorstädten Galata am Ufersaum und Pera auf der bewaldeten Höhe; auf der asiatischen durch die Natur reicher geschmückten Seite, mit dem Gartenlande des alten Chalcedon, und der Terrassenstadt Scutari, über deren Dächer überall der dunkelschattigste Cypressenwald hervorrägt und mit seinem saftgrünen, zierlich ausgezackten und zugespitzten Baum-

kronen und pyramidalen Wipfeln den reizendsten Contrast bildet gegen den blauen Himmel, der sich gegen Süden über Klein-Asien hinwölbt.

Die Schnelligkeit, mit der der dampfende Vapore alles dies durchzieht, erhöht den Anblick und die Existenz des Ankommenden in den Zustand wahrer Zauberei, da die neue Welt, in die, wahrhaft hineingeflogen, man plötzlich sich versetzt fühlt, zu begreifen ganz unmöglich ist, und Alles zugleich mit Augen und Ohren zu fassen. Die schleierhafte Morgenbeleuchtung im feuchten, milden Nebel; der halb bedeckte Himmel, der hie und da das klarste Himmelblau durchbricht, und der feurige Morgenstrahl, dessen Licht bald die eine, bald die andre Seite, die europäische oder asiatische, magisch erleuchtet, vollenden das Wunderbare der Erscheinungen. Es wurde mir, aller vorläufigen Vorbereitung ungeachtet, bei dem pfeilgeschwinden Lauf des Vapore, doch schwer mich nur einigermaßen in dieser Ueberfülle zu orientiren, bis der Ludovico die Spitze des Serails schon vorbeigeschossen war, und nun plötzlich in der Mitte der Hafenmündung zwischen dem Serail und Galata seine Anker auswirft. Da stehen wir nun still in den blaugrünen Fluthen des drei-

fach getheilten Stromes: denn wie ein mächtiger, sehr breiter Strom erscheint hier die Meerenge des Bosphorus, in dessen zitterndem Wellenspiele sich das grosse Wunderbild noch einmal abspiegelt. Zumal die Prachtgebäude der helleuchtenden Moscheen, auf dem dunkeln Rahmen und Hintergrunde der Cypressenhaine der türkischen Gottesäcker, die alle Rücken der Terrassen in reizende Einsamkeiten, mitten im Gedränge der Kaiserstadt verwandeln, sind es, welche das Auge des Fremdlings, beim ersten Anblick unwiderstehlich fesseln und bezaubern. Denn ihre erhabenen Kuppeln mit vergoldeten oder grünberosteten Gewölb-Dächern steigen überall in grosser Anzahl, zu bedeutendsten Höhen empor: und jede höchste Kuppel ist wieder von einer ganzen Gruppe kleinerer Kuppeln umgeben, durch deren Gewölböffnungen der Sonnenstrahl in die Vorhallen und Vorhöfe mit magischer Beleuchtung fällt, welche die innern Tempelräume der Hauptgebäude umgeben. Weit über die pyramidalen, dunkeln Cypressenhaine, und noch viel höher als die höchsten Kuppeln mit goldnen Spitzen, Sternen und Halbmonden gekrönt, steigen die schneeweissen, schlanken Minarets in die Lüfte, deren stets 2 oder 4 nach den Weltgegenden oder 6 und mehrere

dicht bei den Hauptgebäuden sich erheben. Diese Minarets geben den gruppierten Moscheenkuppeln, die sich, mit den zugehörigen Vorhallen und Unterbauten, wie ganze Vereine weit verbreiteter pyramidaler Tempelmassen dem Auge des Beschauers, aus der Ferne darstellen — gleich den indischen Tempelgruppen von Borobodo und Brambara auf Java, — jene Leichtigkeit wieder, und jene moderne Eleganz, welche sie ohne diese himmelanstrebenden, freien, schlanken Thürmsäulen nicht besitzen würden. Zu diesem Eindruck eines, gleich der schlanken Palme, leicht emporgeschossenen Bauwerks, trägt der elegante, anmuthige Styl dieser Minarets gewiss nicht wenig bei, die alle schneeweiss, mit vergoldeten Spitzdächern und denselben Ornamenten des Halbmonds, der Sterne und der Sonnenstrahlen geziert, im Sonnenlicht von ihren Höhen herabblinken, und weither in das Auge blitzen. Die sehr geringen Durchmesser gegen ihre kühne Höhe, ganz verschieden von den ernstern, christlichen Thürmbauten, macht sie im Baustyl zu den Repräsentanten des leichtesten Rohrwuchses, oder der Palmenstämme im Gewächsreiche. Die in mehrfachen Etagen hoch über einander sie rund umlaufenden Balkone, für den Priester,

der von ihnen nach allen Weltgegenden das Gebet herabschreit, geben ihrem halmgleichen Wuchse, nach Intervallen, wieder das Ansehn der innern Festigkeit, wie die Gewächsknoten dem Grashalme. Auch trägt die den Moslemen so heilige, grüne bronzirte Farbe, mit denen die Steinkränze, auf denen diese umlaufenden Balkone ruhèn, geziert sind, nicht wenig dazu bei, ihren vegetativen Character gleichsam noch zu verstärken. Diese Kränze dienen in der Zeit des Ramasan, oder grossen Jahresfestes dazu die vielen Tausende von Lampen zu tragen, durch welche, wie das Innere der Moscheen, so auch das Aeussere der Minarets bis zu ihren obersten Stockwerken erleuchtet ist, wozu sie dann mit dem Dunkel der Nacht zu vielen Hunderten von himmelhohen Flammensäulen werden, die auch bis in weite Fernen ihr Licht ausstrahlen. Unter den Moscheen hebt sich, zunächst der Spitze des Serails, für das Auge, mit der erhabensten mächtigsten Kuppel, sogleich die Sta. Sophia von selbst, als die ehrwürdigste ihrer Schwestern empor, als der Normalbau, dem alle andern nachgebildet sind, bis zur modernsten, der Sultan-Mahmud-Moschee, am Top-chane, oder an der Ueberfahrt von Galata nach Scutari im Hafen selbst, erst vor

drei Jahren vom jetzigen Sultan erbaut, ein Muster des elegantesten, modernsten, heiteren türkischen Bau - Styls. Obwol sie in ihren Verhältnissen, wie in ihren Ornamenten, schon ziemlich weit von der antiken Einfalt abweicht, ist sie doch nebst der grossen geschmackvoll erbauten Artillerie-Caserne, zu der sie gehört, und die dicht neben ihr sich am Ufer entlang zieht, eine Zierde des Hafens, ja ein Schmuck des weit hin schauenden Bosphorus.

So wie wir vor Anker feststehen, es war 7 Uhr geworden, entwirrt sich nun erst im Hintergrunde des Hafens von Constantinopel bis zu den süssen Wassern hin, die am tiefsten landein liegen, der unzählbare Mastenwald der Schiffe, in seiner ganzen Dichtigkeit und Fülle. Kaum ragen noch im Hintergrunde die mit Häusern voll bebauten Hügel über den Wimpel dieses Mastenwaldes empor, die er mit seinem Takelwerk und bunten Flaggen und Segeln für das Auge fast undurchdringlich zudeckt. Schiffe aller Nationen, von allen Flaggen und Gestalten aus dem Orient und Occident, beschäftigen in ihrer Beweglichkeit hier unausgesetzt das Auge des Ankömmlings; aber auch eine nicht geringe Zahl ausgedienter, abgetakelter türkischer

Schiffcolosse liegt hier unbeweglich vor Anker; ihr schwarzes, rauchiges Ansehen lässt ihre Untauglichkeit ahnen, und viele junge, frischgebaute Seeschiffe, die sie leicht umsteuern, ersetzen sie schon. Auf dem Wasserspiegel, so glatt wie Oel, gleitet neben diesen unbeweglichen Riesenschiffen die muntere Schaar der federleichten, schlanken, pfeilscharf zugespitzten türkischen Kähne oder Gondeln (Piade), wie Weberschifflein, beide Hafenseiten des Goldnen Horns, wie den Bosphorus selbst von Europa nach Asia und umgekehrt hin und her durchfliegend; welche unzählbare, leicht bewegliche Schaar, aus der überall die rothen Fez und die bunten Turbane der darin sitzenden Muselmänner, oder die weiss umschleierten Köpfe der Türkinnen, stets von einander in verschiedenen Kähnen gesondert, hervorragen! Welche Schnelligkeit! gleich Delphinen, aber von langen Rudern im fliegenden Schwunge erhalten, die von türkisch gekleideten Matrosen oder von kräftigen tscherkessischen schönen Männergestalten geschlagen werden, die halbnackt nur ein weisser baumwollener Ueberwurf bedeckt, indess ein kleines rothes Kappchen ihren hohen Scheitel schmückt. Ihr Ruderschlag scheint nur ein gymnastischer Wettlauf, weil sie am

oberen Ende ihrer gewaltigen Ruderstangen ein leicht spielendes Gegengewicht von dickeren, trommelartigen Holzmassen haben, welche der schwereren unteren Breite das Gegengewicht hält, und den Schwung durch gelinderen Stoss und Druck ungemein erleichtert und beschleunigt. Ueberall ist dadurch auf todter Wasserfläche Leben verbreitet; es ist unmöglich, ihre Menge im vorübereilenden Fluge zu zählen, ebenso wenig als die stillstehenden, in die Lüfte steigenden Minarets, bei deren Summirung man gleich von der Spitze des Serails an, in der ersten Minute in die Hunderte hineingeräth, und im Zählen nicht weiter kommen kann. Ueber den sich nach allen Richtungen hin durchkrenzenden, kleineren und grösseren Segelschiffen, Fischerbarken, Gondeln, schweifen in ganz vertraulicher Nähe, viele Hunderte von schwebenden grossen Seemöven, von schneeweissem und hellgrauem, zartem Gefieder in wiegendem Fluge vorüber und durchschiffen die Lüfte, wie die Barken das Meer. Das Gedränge der Fische, zumal der Schaaren von Brut der Palamaden, an diesen besuchten Gestaden, wo so Vieles für ihre Nahrung abfällt, lockt diese gefräßigen Seevögel herbei, die ganz sicher, durch türkische Duldung, selbst ungestört in

diesem Gewirre des belebtesten Seemarks ihr Leben verbringen und selbst ihre Nester bauen.

Da stehen, der Dogana von Galata genähert, zwei grosse Dampfschiffe, mit schwarzen Bäuchen, wie mächtige Wallfische, ihren Dampf ausschnaubend! ihre Kessel sind nur erst zur Probe geheizt, aber die rothen Fahnen von den Wimpeln der Masten schon ausgehängt, als Zeichen ihrer nahen Abfahrt. Das eine geht noch heute ab zur Donaumündung über Varna nach Galacz; das andre gleichfalls in wenigen Tagen durch die Mitte des noch immer ungestlichen Mar Nero nach Odessa. Sein Verdeck ist in einen lieblichen Garten verwandelt: denn Lorbeerbäume, Citronen und Orangen, Myrtengebüsche und ein ganzer Hain blühender Gewächse der südlichen Zone ist auf ihm, wie in einem Treibhause, gruppirt, zur Ueberfahrt für den Schmuck der Villen und Gartenanlagen dieser neubelebten Handelsstadt Tauriens. Aber, dort sieht man auch ein grösseres, das nach Trapezunt bestimmt ist, es kam erst vor wenigen Tagen vom fernen Fusse des Taurus hier an. Siehe da kehrt, vor meinen Augen, ein viertes Dampfboot, so eben in voller Jagd, wie ein Stossvogel im Schuss heim; es kommt aus

dem Marmora-Meer; es trägt eine Gesellschaft Engländer, die es erst seit vier Tagen gemiethet hatten, um auf ihm einen Ausflug nach den Prinzeninseln, den Dardanellen, der trojanischen Ebene und bis Brussá an den Fuss des asiatischen Olymps zu machen; in der That eine verführerische Spazierfahrt! — Ausser diesen stehen noch zwei andere, von Amerikanern gebaute Dampfschiffe im Innern des Hafens, die man aber für jetzt von dem Ludovico aus nicht genauer erforschen kann. Welch ein Wetteifer der Franzosen, Britten, Nordamerikaner, Oesterreicher, Russen, Aegypter, von Alexandrien, Malta, Odessa, der Krimm, Neapel, Triest aus, sich hier, auf diesen Kreuzfahrten den ersten Rang abzulaufen! der sonst so festgewurzelte Türke, der Aegyptier, der Kleinasiate, der Aleppine und Damascene, selbst der Perser, Araber und Turkomane und Armenier, vom fernen Taurus und Kaukasus, alle widerstehen diesen Anregungen schon nicht mehr; durch die Wolfelheit, Schnelligkeit, Bequemlichkeit des Transportes gereizt, besteigen jedesmal Hunderte von Orientalen das Dampfschiff zu Ueberfahrten und müssen hier im engsten Raume in eine Gemeinschaft mit den Sitten und dem Leben des Occidentalen treten, welche auf

dem festen Landboden noch nicht statt findet, aber des grössten Einflusses auf die Assimilation der Sitten des Morgenländers mit dem Abendländer nicht entgehen kann.

Diess ganze Leben und Weben prägt durch die unmittelbare Anschauung zugleich den Gedanken tief in die Seele: Hier ist eine grosse Capitale zwischen Abend und Morgen, Asia und Europa, beide verbindend auf das innigste zu einer dritten, grossartigen Einheit. Im steigenden Wachsthum begriffen, wird sie einst die noch bestehende Kluft zwischen beiden, den Zwiespalt der Völker überhaupt, ihre Religionen, Politien, Culturen, gleich einer segensreichen Platane mit ihrem kühlenden, friedlichen Schatten überwölben. Wer könnte hier an die pedantische Trennung der Geographen in gesonderte Erdtheile auch nur denken, der jeder Blick, jedes Gefühl, jeder Gedanke, die Thatsache selbst so klar widerspricht; hier, wo die grosse Einheit des asiatischen Sultan-Sitzes, wie einst der byzantinischen Kaiser, Alles in sich vereinigt hat, von Erde, Himmel und Meer, aus alter und neuer Zeit, was der Begriff des Abendländers sich in hundert Einzelheiten zu zerspalten pflegt. Der Anblick dieses Mittelpunktes orientalischen Lebens ist zu gross,

zu reich, um seinen Inhalt, wenn auch nur von der maritimen Seite, auf einmal aufzufassen; jede Minute führt zu einer neuen Entdeckung. Jetzt in den Reihen der Prachtgebäude, die dreifachen Gestade entlang; jetzt bei dem Rückblick auf die lieblichen Prinzeninseln im Spiegel des Marmora-Meeres, hinter denen der langgedehnte Gipfel des asiatischen Olymp sich majestätisch sichtbar erhebt; jetzt auf dem Rücken der terrassirten Höhen der Hauptstadt, auf dem man nun erst in den langen, grauen Horizontallinien die Richtungen der antiken Aquäducte aus den Zeiten der byzantinischen Kaiser Justinians und Anderer entdeckt, weil man zwischen den luftigen doppelt und dreifach über einander aufsteigenden Stockwerken, durch die zahllosen Gewölbogen den klaren Himmel und die durchblickende grüne Landschaft in weiterer Ferne nach und nach zu erspähen im Stande war. Nun erst fällt der beruhigtere Blick auf die vereinsamten Haine und Gärten hinter der ganz benachbarten Spitze des Serails (vom Sultan selbst, seit der Janitscharenverfolgung, als Wohnsitz verlassen), das aber dennoch wie eine eigne grosse Stadt, mit gewaltiger Ringmauer, im romantischen Styl des Mittelalters, voll Festungsthürme, Moscheen, Paläste, Kiosk's,

Thore, Bogen, Minarets und kleinern bunten Gartenwohnungen der Sultaninnen, die lange Spitze der Halbinsel des Goldnen Horns, auf das anmuthigste bedeckt, und unter verschiedenster Beleuchtung die reizendsten landschaftlichen Gemälde darbietet. Jetzt erst entdeckt man an dem vordern Ankerplatz, vor dem Gartenthore des Serails, die wogende, bunte Volksmasse, die sich da dicht zusammendrängt, um die weissen, schwanenartig gebauten und prächtvoll vergoldeten, pfeilschnellen Gondeln des Grössherrn, die er eben zur Morgenspazierfahrt mit seinem Gefolge besteigt, zu begaffen. Von diesem beweglichen Schauspiel ruht der Blick um so lieber aus auf dem antiken Bau der Sophien-Moschee, Aja Sofia, im Jahr 568 n. Chr. Geburt eingeweiht vom Kaiser Justinian, die in ihrer thronenden Majestät so eben vom hellen Sonnenstrahl erleuchtet wird; sie erhebt sich zunächst an der nördlichen Aussenseite der Serailmauern, wo sie als der erste der colossalen Gewölbtempel den geräumigen Platz schmückt, von dem das Thor der Hohen Pforte in das Innere des Serails führt. Sie beherrscht würdig diesen Eingang; ihr Deckengewölbe erinnert durch die Grösse an die Kuppel von St. Peter in Rom. Hinter ihr ragen, neben der prachtvollen Mo-

schee Sultan Achmeds mit ihren sechs schlanken Minarets, auch noch die graurothen Spitzen der Syenit- und Porphy-Obeliskten, auf dem Hippodrom Kaiser Constantinus, über dem niedern Tross der Dächer ehrwürdig hervor. Nun aber zieht auch der Sonnenstrahl, der die übrigen Stadttheile erleuchtet, den Blick von dem höchsten Punkte Istantuls, dem hohen Warthurme des Seraskier-Palastes, der aus der Mitte des bazarreichsten Stadttheiles, wie ein Castell mit Baumterrassen, Festungsmauern und Umschanzungen aufstarrt, hinüber auf die andre Hafenseite, auf den Genuesen Thurm, der von der bedeutenden Höhe dort blendend herüber leuchtet, und das Gewühl der Markt- und Hafen-Städte, Pera und Galata, überragt. Er ist es, der, mit ihren weiten Umgebungen, wie eine Warte aus dem Mittelalter und den Kreuzzügen, noch heute an den romantischen, architectonischen grossartigen Burgen-Styl der Ritterzeit auf den ersten Blick erinnert. Er unterscheidet sich dadurch von allen übrigen hervorragenden Bauwerken, ebenso wie durch seine massive Grösse und Höhe, im Gegensatz der schlanken türkischen Thurmsäulen. Er bezeichnet durch seinen Standpunkt den verschanzten Eingang aus der alten Genuesen-

Stadt Galata nach Pera; seine Basis ruht auf den massiven Stadtmauern, welche einst die dort herrschenden Genuesen der damals noch griechischen Kaiserstadt gegenüber, als die Herren jener Meere, erbauten!

Hat man an alle dem und den reichhaltigen Gemälden zwischen diesen glänzenden Hauptpunkten sein Auge in der Nähe müde gesehen, so ist es wohlthuend, auf dem etwas entfernern, mehr idyllisch ländlichen Schmuck der Umgebungen von Scutari auszuruhen, wo das Grün die blendenden lichten Massen der Häuserreihen besänftigt, da diese asiatische Vorstadt der Capitale weitläufiger und zerstreuter an den terrassirten Küsten von Natolien entlang erbaut ward, und überall von trefflich bepflanzten Gärten, Weinbergen, Cypressenhainen, Obstwäldern, und überhaupt von einer paradiesischen Landschaft bis zu stattlichen Gebirgshöhen in grösseren Abständen umgeben ist. Auch von da leuchten überall, so weit das Auge reicht, einzelne Hauptgebäude auf leichten orientalen Säulenhallen und Pfeilern, in heller Farbenpracht, lasurblau, rosenroth, violett, gelb, papageigrün, herüber, über den dunkelblauen Meeres-Canal aus grösserer Ferne, es sind Doganen, Casernen, Artilleriegebäude, Magazine, Schulen, Moscheen, Sommerpaläste,

mit denen alle Höhen in den letzten Jahrzehnden besetzt sind, während die kleinern Wohngebäude der Privaten, die meist grau, blutroth oder erdfahl angestrichen sind, in breiten Massen hinter diesen hellern ausgezeichneteren Architecturen zurückweichen.

In dem Anschauen dieser Dinge sind sehr rasch einige Stunden entflohen, man weiss nicht wie, ohne dass man nur daran dachte den Vapore zu verlassen; so vollkommen befriedigend war sein Standpunkt für den Ueberraschten in dieser Umgebung! So beschäftigt waren Auge und Ohr, Empfindung und Gedanke in dieser neuen Welt, in der in jedem Augenblick sich eine neue Scene aufthut. Dem Vapore austriaco fliegen sogleich, wie dies auch in Smyrna's Hafen der Fall war, alsbald, von allen Seiten, die Barken zu, und schreien laut ihre Dienste an, auf türkisch, griechisch, italienisch; die Leute der einen haben dies, die der andern jenes anzubieten. Vor allem ist es die bewimpelte grüne Barke des österreichischen Lloyd, welche ihre Officianten mit grösster Eile an Bord führt: den Proviantmeister, den Consul, den Director des Lloyd in Galata, v. Martinitz; sie begrüssen den Capitain, der froh ist, seinen Vapore glücklich vor Anker gebracht zu haben. Nach unausgesetzter Anstrengung der letzten

Tag- und Nachtfahrt, durch alle jene Meeres-
 engen und Vorgebirge, in denen sein Sprach-
 rohr stets von der Höhe des Gerüsts herab,
 zum Commando für die Steuerleute ertönte, ist
 er nun am Ziele; jetzt schon ruht er sichtbar
 aus, giebt seine Schriften, Papiere, Rechnungen
 ab, lässt die Umladung durch seine Untercapi-
 tains anordnen, berichtet nun seine erlebten
 Fata über die Schiffe und Flotten, denen wir
 in der letzten Nacht begegnet, (die türkische
 Kriegsflotte und die des Admiral Gallois); er
 lässt sich von den österreichischen Herren die
 Neuigkeiten aus Constantinopel erzählen, und
 nun setzt er sich ruhig auf die Ballen des Ver-
 decks nieder, seine Cigarre zu rauchen. Wir
 trinken gemeinschaftlich unsern Kaffee zum letz-
 ten Abschied. Indess hat sich das stärkste Ge-
 tümmel vom Vapore schon verloren; unsre
 türkischen, griechischen und Triestiner Passa-
 giere, die hier in Constantinopel schon zu Hause
 oder doch schon bekannt waren, sind längst
 mit ihren Barken abgesegelt. Die junge, erst
 zwölfjährige, Sposa, die Tochter des türkischen
 Gouverneurs der Insel Mitylene (Metelino), der
 uns von Smyrna aus bis zu seiner Insel beglei-
 tet hatte, dann aber diese hübsche, junge Braut
 auf dem Schiffe zurückliess, weil er sie in die-
 ser Hauptstadt einem angesehenen Türken für

sein Harem entgegen sandte, war ihrem Geliebten schon entgegen geeilt. Sie hatte ihn zwar noch nie gesehen, aber die Hoffnung beflügelte ihre Schritte, und gern mochte sie dem unbequemen Aufenthalte auf dem Schiffe und ihren unliebenswürdigen Wächtern entgehen. Nie wurde ihre Seite von ihrer Selavin und dreisten, ja frechen Freundin, einer hässlichen, plattgesichteten, in ihren gelben Pantoffeln träge sich fortschlürfenden Negerin verlassen, die in carmoisinrothem mit Goldborten besetztem Unterkleide von Sammt, und einem blau und weiss quarrirten, weiten, umgeworfenen Mousselingewande, mit ihr auf dem Verdeck auf türkische Weise kauerte, oder in einer Ecke auf demselben Polster sass, oder neugierig, wenn ein einzelner Mann in der Kajüte war, mit ihrer jungen Donna sich an ihn herandrängte, um seine Bücher, Schriften, Brille, Fernglas, Bussole, Thermometer, Landkarten, Zeichnungen u. s. w. zu betasten und zu untersuchen. Dann wurde alles, was in dem Salon der Kajüte war, bewundert und berührt, Mahagoni-Tisch, hängende Lampe, Gläser auf dem Büffet, die Betten in den kleinen Kajüten, zumal aber das süsse Wasser, das aus dem aufgedrehten Kran aus einer Ecke jedes Schlafgemaches in das Waschbecken läuft. Alles war ein Miracolo!

Und die junge 12jährige Sposa, auf meine Frage, wie ihr dies und jenes gefalle, antwortete stets nur: Sie sei so jung und sehe schon so viele merkwürdige Sachen! — Doch waren diess nur einzelne glücklichere Momente, wenn sie unbelauert blieben von dem desperaten türkischen Jüngling im steifabstarrenden, schwarzen Bärenpelz, den der Gouverneur, nebst einem martialen Schreiber mit seinem goldnen Schreibzeuge und Federköcher, wie eine Pistole im Gürtel gesteckt, zur Bewachung seiner Frauenzimmer mitgegeben. Von den vielen Pistolen und Dolchen, die den goldstrotzenden Gürtel jenes Jünglings zu einer wahren Waffenkammer um seinen an sich schwächtigen Leib aufputzten, wurden sie, wie von seinen eifersüchtigen, schwarzen Falkenaugen scharf genug bewacht. Junges Blut von beiden Seiten; kein Wunder, wenn die Braut, ein allerliebstes Kindergesichtchen, diesem ihre Neigung schon zuvor zugewandt, ehe sie noch jenen, den gänzlich Unbekannten, je gesehen. Sie packten ihre schönen, bunten Teppiche, ihre paar Schachteln, ihre braunen Thonkrüge, ihre paar Körbe mit den Resten von Brot, Weintrauben, und das Wenige, was sie sonst noch mitsich führten, denn eine andere Garderobe hatten sie gar nicht bei sich, wol aber noch einige Pistolen und Säbel ihrer Begleiter, zusam-

men, um die Barke, die sie nun abholte, zu besteigen, und in den Hafen ihres Glückes einzulaufen.

Ich warte, mit einem freundlichen Priester des Franciscanerordens, der aus Unteritalien mit herüberfuhr, erst noch die Zeit ab, in der wir die Pest der 200 Conscribirten verlieren, junges Türkenvolk, das, auf Befehl des Sultans, vorher in der Campagne von Smyrna gepresst war, das man aus den Häusern, vom Pflug und aus dem Weinberg weggerissen, und Angesichts von Smyrna, zu uns auf das Schiff gepackt hatte, um in Constantinopel die neue, blaue, knappe Uniform und die europäische Dressur zu bekommen. Es waren grösstentheils Jungen von 13 bis 18 Jahren, nacktbeinig bis an die Knie, mit Jacken und Lumpen von allen buntesten Farben leicht umhängt, so, dass von vielen kaum die Blössen zugedeckt waren: aber alle, ohne Ausnahme, hatten den Kopf mit dem Fez bedeckt, und mit dicken, zierlich gefalteten Turbanen, von den muntersten Farben und buntesten Tüchern, orange, hochroth, papageigrün, carmoisin, scharlach, dottergelb, weiss, violett oder andersfarbig umwunden. In der Anlegung dieses Kopfputzes ist auch der gemeinste Türkembursche geschickt, und auf seinen Schmuck eitel. Die wenig verbrannte Haut der mageren Glieder, und die meist unbedeutenden

Physiognomien gaben den kleinen, stämmigen Gestalten kein besonderes Interesse. Keine einzige schöne, schlanke Jünglingsgestalt war unter dem ganzen Haufen. Sie schichteten sich in stummer Hingebung, auf das dichteste, wie Schafe zusammen, auf das Verdeck von ein Paar alten Türken, ihren Corporalen, zusammengetrieben, um den möglichst kleinsten Raum einzunehmen. Diese alten Herren, mit achtbaren, ächt türkischen Gesichtern, langen Bärten und von rothen und blauen Pelzen umhangen, aber von den schlechtesten Manieren, suchten ihre Untergebenen durch Fusstritte und Stösse in Zucht zu halten; im Nothfall, wenn weder diese noch Worte und Witze mehr helfen wollten, zogen sie sich ihre gelben Pantoffeln aus, und schlügen mit den harten Sohlen unter die unruhige Jugend! Jeden Morgen bei Sonnenaufgang war aus den geflochtenen Körben jedem Recruten ein grosses, rundes Brot und eine Hand voll trockner Oliven zur Nahrung gereicht worden; ebenso jede Mittagsstunde, und in der Zwischenzeit gingen die Corporale mit irdnen Krügen umher, um jedem einen wenn auch nicht eben sehr frischen Trunk aus der Wasserplumpe des Schiffes zu reichen. Bei der Brot- und Olivenabtheilung schon zeigte sich die Parteilichkeit der Corporale offenbar, und ich musste unserm Schiffscapitain gern Glauben

schenken, der versicherte, dass der Sultan diese Beköstigung sehr theuer bezahlen müsse; dass die elende Abfütterung ihm nicht zur Last falle, da die begleitenden Commissaire die grösste Summe der Verpflegung in ihre Tasche steckten, und die Armen darben liessen. Die schlauesten unter den Recruten wussten ihren Hunger doch öfter durch Betrug zu stillen, indem sie zweimal in der Tour, bei der Brotvertheilung, vorbei zu defiliren wussten, obgleich sie auch wiederholt darüber entdeckt und abgestraft wurden. Es war eine schlechte Gesellschaft für die honetten Passagiere des Vapors, aber die Lloyd-Compagnie strich gern die 2500 Gulden (12 Fl. für den Mann), welche für die Ueberfahrt accordirt waren, für sich ein. Von unserm Schiffscapitain selbst dazu aufgefordert, setzten wir jedoch eine Klage darüber an die Lloyd-Societät auf, dass dieser Verdienst nur zum Ekel und Schaden der Reisenden ausfalle. Man werde sich hüten ferner in solcher Gesellschaft zu reisen. Gesetzt, dass unter ihnen Pestkranke seien, da dieses Uebel ja noch nicht aus Smyrna ver- tilgt war. Aber auch ohne das, welche Noth kann entstehen. In der feuchten, kühlen Nacht hatte der Capitain, aus Barmherzigkeit, die schon vor Frost Klappernden mit Segeltüchern zudecken lassen, und so hatten sie unter dem

wärmenden Dampfkessel, dicht aneinander gedrängt, gut genug gelegen. Nun aber hinterliessen sie bei ihrem Abzuge auch das Verdeck im ekelhaftesten Zustande. Der junge Fähnrich in blauer Uniform mit Fez und einem silbernen Halbmond und Stern auf der Brust geschmückt, der den Tross begleitet hatte, und vorausgeeilt war, kam nun vom Hafen zurück mit 6 bis 8 Barken, um diese Burschen aufzunehmen. Viele zitterten vor Furcht oder andre vor Freude, oder selbst noch von dem Fieber, das die Nacht erzeugt; oder, vor Hunger, der sie wie die Wölfe gierig nach den Bissen machte, die ihnen für heute noch nicht auf dem Schiffe gereicht waren, sondern ihrer erst auf dem Lande warteten. Wie Schafe drängten sie sich zur offenen Luke am Schiffsbord, um in die Barken hinabzusteigen; mancher dachte wol an seine Flucht aus solchem Elende, und der ungewissen Zukunft, wenn eine andre Gondel sich näherte. Jedesmal wurde der Tross aber durch das laute Geschrei, oder das Stossen mit Stöcken, Pfeifenröhren, oder durch das Geprügel mit Peitschen und Pantoffeln von dem kühnen Vorhaben des zu voreiligen Hinabspringens zurückgeschreckt.

So war nun endlich auf unserm Dampfschiffe Alles zur Ruhe gekommen. Indess hatte Herr

v. Martinitz, Director des österreichischen Lloyd, die Freundlichkeit gehabt, mir seine schöne, geräumige Barke, mit 4 Ruderern zur Disposition zu schicken, um mit diesen bequemer und sichrer meine Bagage ans Land zu bringen. Ich konnte mich ihr ohne Furcht vor der Ansteckung der Pest, durch Berührung mit Menschen und Teppichen, die der Türke in seine Gondeln auszubreiten pflegt, anvertrauen. Der gute Franziskaner Prete, der seit 27 Jahren Constantinopel, seine Vaterstadt, verlassen hatte, und in ihr fast so fremd wie ich geworden war, gesellte sich zu mir. Wir setzten unsern Pilgerstab zusammen fort, und nahmen Abschied von unserm ungemein artigen und braven Schiffscapitain und seinen Untergebenen. Mein Gepäck, aus dem Schiffsmagazin heraufgeholt, bestand in einem Coffer, einer Bettmatratze und Decken, in einem Korbe mit Mineralien, in einer Büchermappe und Nachtsack. Meine ganze Ueberfahrt von Athen bis Constantinopel kostete (für 115 D. Meilen) 60 Fl. Wien., also etwa $\frac{1}{2}$ Fl. für die Meile; meine Zehrung für die letzten 3 Tage der Ueberfahrt von Smyrna nach Constantinopel machte 8 Fl. aus. Eine bequemere und angenehmere Fahrt als auf dem Vapore des Ludovico lässt sich nicht denken; in der Kajüte, bei der Lectüre oder dem Journal,

glaubte man in dem ruhigstehenden Zimmer zu sein, und auf dem Verdeck flog man mit Windeseile durch die wechselndsten Gestade der Welt.

Auf unsrer Barke war in wenigen Minuten der Landungsplatz von Galata erreicht, und hier alsbald der Boden der alten Constantinopolis betreten. Eigne Empfindung am Ziele zu sein, am völlig unbekanntem, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, dem Unbekanntem unter einem fremden Himmel, zwischen einer Population von vielen Hunderttausenden, fremder Sprache, fremder Sitten, fremden Glaubens. Dennoch ging alles sehr natürlich zu, und entwickelte sich mit grösster Leichtigkeit.

Unter den Vielen, die auf Gondeln, gleich beim ersten Ankerwerfen zum Vapore herbeigerudert, um ihre Waaren oder Dienste anzubieten, war auch ein Französischredender, dem man bald anmerkte, dass er ein Grieche, ein domestico di Piazza, war. Auch hatte er bald seinen Fisch gefangen. Ich war natürlich gegen ihn, wie gegen alle andern, die sich dreist herzudrängten, hochmüthig, wortkarg; ich behandelte ihn en bagatelle, ich hatte Zeit die Sache abzuwarten. Er zieht sich bescheiden zurück, ist aber doch beharrlich; diess gibt mir die erste Theilnahme für

ihn; ich, von der ganzen Welt Verlassener, bin am Ende doch froh, dass sich wenigstens Einer in der weiten Weltstadt auch um mich bekümmert. Der Direttore v. Martinitz tritt aus der Kajüte hervor; er empfiehlt mir diesen Giovanni Felipe angelegentlich, als einen treuen und erfahrenen Diener. Das ist genug; ich lasse mich mit ihm in ein Gespräch ein. Er spricht alle Sprachen, die hier unentbehrlich sind, geläufig und noch andre dazu; er ist gewandt, war in Alexandrien, Marseille, Paris, hat ganz Griechenland gesehen und mehrere englische Reisende zu Lande über Adrianopel und den Balkan nach Bukarest, Servien und Siebenbürgen begleitet. Der Mann sagt mir zu, seine Zeugnisse von James Fraser und Colqhoun, mir schon längst bekannte orientalische Reisende, die er auf weiten Zügen begleitet hat, genügen mir. Ich engagire ihn für den Tag und so ist an der Dogana von Galata, die sich wenig um mein Gepäck bekümmert, schon alles eingeleitet. Drei Türkische Eckensteher (Chamal) oder Faquini, mit langen Bärten und krummen, im Lasttragen geübten Rücken, auf dem noch ein Polster zur Unterlage der schwersten Ballen ruht, haben sich sogleich in mein Gepäck getheilt, das sie nun keuchend die ungemein

engen, steil aufsteigenden, schlecht gepflasterten Gassen und Gässchen der Hafenstadt hinaufschleppen. Jeder ist für drei Piaster gedungen. Der Franziskaner-Priester und ich, wir folgen ihnen durch alle Winkel und schlüpfrigen Pfade, Stiegen und Bergstufen hinauf, uns, als Novizen in dem Getümmel, anfangs noch sorgfältig hütend vor jedem vorbeistreichenden, vielleicht verpesteten Gewande von Türken, Griechen, Armeniern, die mit ihren Kaftanen und Pelzen sorglos, oft im dichtesten Gedränge, an uns vorüberziehen, und gleich vom ersten Eintritt an die Ausübung dieser Vorsorge fast unmöglich machen. Nun, so haben wir wenigstens unsre Handschuhe anbehalten, um nichts unmittelbar mit der Haut in Contact zu bringen! So steigen wir mühsam genug, eine gute Viertelstunde wenigstens, durch Galata hinauf, bis zum hohen Genuesenthurm vorüber, wo sich das Frankenquartier von Pera, durch die veränderte Bauart und die vielen Handwerkerbuden der Deutschen sogleich verkündet. Bis hierher dringt der Cypressenwald in die Mitte der Stadt vor, mit den zahllosen Stellen der Türkengräber geziert, alles emporgerichtete Grabsteine aus weissem Marmor, mit bemalten Turbanen, vergoldeten oder schwarzen Inschriften, arabische

oder türkische Sentenzen aus dem Koran enthaltend, bedeckt, die aber oft schon durch das hohe Alter vergangener Jahrhunderte unleserlich geworden, oder die Marmora selbst verwittert, die Steine durch eigene Last zurückgesunken sind in den grünen Rasen! ein ernstes Bild der Vergänglichkeit. Hier auf der Höhe des Bergzugs hat man nun dessen horizontalen Plateaurücken erreicht, auf dem sich die sehr lange, schlecht gepflasterte aber immer noch sehr enge Hauptgasse von Pera entlang zieht, in der Richtung des Bosporus. Gegen diesen fällt die Stadt in terrassirten Böschungen ab, auf denen die Gebäude der Franken, mit den anspruchslosesten, schlechtesten Façaden gegen die enge, schmutzige Strassenseite gelehnt, ihre schönsten Lagen haben, da sie auf den Hinterseiten von Gärten und Anlagen mannigfach umgeben sind, wo die meisten Palläste der Gesandten, mit weitläufigen Hofräumen, Gärten, Beiwerken und prachtvollen Aussichten über den Bospor nach Scutari und gegen die Richtung des schwarzen Meeres hin, erbaut wurden. Sie sind häufig durch grosse Ummaurungen, und nicht ohne Grund für dortige Zustände, burgartig gegen die übrigen Stadttheile gesichert und abgeschlossen. Hier haben der Sardinische,

Russische, Oestreichische, Holländische, Englische, Französische Gesandte und viele andre, ihre Paläste; nur den des Preussischen, der auch sein Winterquartier in Bujukdere aufgeschlagen, vermisst man. Die Preussische Cancelleria, die Canzelei des Consulats und des Dragoman, ist ein sehr bescheidenes Holzhaus, dessen ärmlicher Eingang, (ohne alle Präension, obwohl der preussische Adler darüber schwebt, der sich doch selbst im Bukarester Consulate viel stattlicher ausnimmt,) natürlich am begierigsten von mir erspäht ward. Nicht fern von dieser Canzelei kehrte ich im Hotel ein, das, vordem „Hôtel de l'Europe,“ gegenwärtig „City of London“ heisst. Ein Italiener, der Englisch spricht, dessen Camerieres Griechen sind, die sich auch durch französisch und italiänisch verständlich zu machen wissen, ist der Wirth, der wie die meisten Wirthe in jenen Gegenden als Koch seine Fortune zu machen sucht. Sein Haus ist nicht eben zu klein, aber es hat, wie alle dortigen Gebäude, sehr kleine Piecen, die insgesamt winklich und schiefeckig auslaufen, mit gemeinschaftlichen Antichambren, die durch Windöfen, die in ihrer Mitte stehen, geheizt werden können. Die Häuser steigen oft viele Etagen hoch empor, die Fenster gewähren selten freie Aus-

sichten, aber viele Durchblicke durch Gassen, Plätze und Ruinen, die überall auf den Brandstätten der zahllosen Feuersbrünste zurückbleiben. Denn viele der, bei dem grossen, noch vor 8 Jahren geschehenen Brande sind auch heute noch nicht wieder aufgebaut. Vor meinem Fenster erhob sich eine, seit jener Zeit stehen gebliebene Feuëresse, aus Backsteinen, wie ein mächtiger Thurm, viele Etagen hoch empor, dessen Spalten und Risse auch ohne Erdbeben jede Stunde den Einsturz drohten, wobei ein Theil meines Wohnhauses unter seinem Schutt begraben worden wäre. Ich bedauerte es um so mehr, diese Ruine zu meinem drohenden Nachbar zu haben, da sie mir den reizenden Blick aus meinem Stübchen auf Scutari, die asiatische Seite, in der Mitte, höchst unbequem zum Theil verdeckte. Doch liess ich mich deshalb nicht aus meiner im übrigen ganz erträglichen Wohnung verschrecken. An Feuersgefahr brauchte man in dieser mildesten Herbstzeit noch nicht sorgenvoll zu denken. Gleich bei unsrer Einfahrt im Hafen sahen wir zwar in Pera gewaltigen Rauch aufsteigen, der an diese fast alltäglichen Erscheinungen erinnerte. Kein Wunder, denn wie sind diese unzähligen Häuser auf einander und durch einander gebaut; alles

von Holz und Brettern oder mit Lehm ausgefüllten Flechtwerken. Wie viel Holzstützen und dünne Balken und Pfeiler sind es, die überall an der Vorderseite nach den Gassen zu die Vorsprünge, Balkone, obern Ueberbaue, Etagen, Kiosk's, Dächer, Treppensfluchten tragen helfen, und nebst dem Bretterbeschlage von aussen den trefflichsten Zunder für die leckende Flamme geben, die um so schneller sich verbreiten muss, da sehr viele dieser Holzfaçaden mit Oelfarben überstrichen sind. Pestübel und Feuersbrünste sind die jährlich wiederkehrenden Plagen dieser Hauptstadt, vor denen sich am Ende Niemand zu sichern weiss, wahre Würgengel, die auch die überlebenden Familien, welche mehrmals von diesen Harpyen heimgesucht sind, unfehlbar an den Bettelstab bringen müssen.

Der sorglose Türke in Constantinopel, selbst der leichtsinnige Grieche und Franke in Galata und Pera, denkt wenig daran, wenn seine Gegenwart nur gesichert erscheint; jener verbringt seine Zeit im Harem, oder im Caffeehause, stumm bei dem Marzil oder der Tabacks-Pfeife, oder auf seinem türkischen Rosse die Strassen durchklabasternd, oder die weiten Wege der Umgebungen seines Wohnsitzes wild durchjagend; dieser, der stets gedrückte

Griechen, geht geldgierig und emsig dem Gross- und Klein-Handel nach; der Franke folgt ihm darin, ist dabei industriöser, speculirt aber zugleich auch auf alle Aventuren, die eine so belebte Capitale, zu Meer und zu Lande, aus Asien und Europa, hier herführt, und auf das Treiben der feindlich oder freundlich einander entgegentreten- den, nicht unbedeutenden Population, der Diplomaten, Consulate, und Agenten aller grössten und kleinsten souverainen Staaten von ganz Europa, deren jeder hier seinen Hof en Miniature hat mit einem nicht unbeträchtlichen Schweif, Nimbus und Anhang accreditirter oder nicht accreditirter Individuen und Schützlinge der verschiedensten Art.

Um, ausser der männlichen Population in den mannigfaltigsten Costüms des Oriens, die einem in jedem Theile der Stadt zu allen Zeiten sogleich entgegentritt, auch die Weib- welt, die den grössten Theil des Tages mehr vor den Augen des Fremdlings verborgen bleibt, wahrzunehmen, muss er die Mittags- stunden abwarten, in denen bis gegen Abend, seit der neuern Umwandlung der Sitten in diesem Theile des Oriens, sich die ganze Stadt, in allen Strassen und Umgebungen mit geschäftslosen Geschäftigen, oder lustwandeln- den wahren Larvengestalten, den türkischen

Frauen füllt, die aus grösster Langerweile ihre jedem fremden Einblick verschlossenen Wohnungen und unzugänglichen Harems, jedoch ohne alle Männerbegleitung, verlassen, und sich, obwohl bis auf die Augenspaltten verschleiert, und wie in lange Leichentücher von Kopf bis zum Fuss ver mummt, mit dreistester Zudringlichkeit und Neugier in alle Läden, Butiken, Gassen hinein und durch alle Versammlungs-orte der Männer, im Freien oder in geschlossenen Räumen, hindurchdrängen. Die Gottesäcker, die freistehenden Kaffees, die Promenaden, die Brücken, die Vorhöfe der Moscheen, die Basare, sind von ihnen belagert, und ihre grünen, rothen, violetten, leberbraunen, grün und himmelblauen, gelben, orangefarbenen ganz faltenlosen Talare und langen, einförmigen bis auf das unsaubre Pflaster hintennach schleppenden Roben, mit den weiss verschleierten Köpfen, sieht man dann ganz steif, wie lebendigtodte Mumiengestalten in langen Schaaren ohne kindliche Begleitung hin und vorüberziehen, ganz ungraziös, wozu noch der stets auf dem Boden fortschurrende Gang aller Frauen in weiten, klappenden und schlürfenden gelben oder rothen Pantoffeln nicht wenig beiträgt.

Um die Kinderwelt, die man als spielende

Knaben und Mädchen, oder als Gassenjungen auf den Strassen und Plätzen, wo wilde Hundeschaaren ihre Stelle vertreten, kaum einmal ansichtig in Constantinopel wird, wahrzunehmen, müsste man in das Innere der ummauerten und von der übrigen städtischen Welt ganz abgesonderten Hofräume eintreten; doch merkt man auch in den Türkenquartieren ihr Spiel an den umkreisenden Schwingungen zahlreicher Taubenschaaren, die in unzähligen Flügen über den Dächern der Hauptstadt hin und herziehen, und von den Taubenschlägen aus, durch die Jugend, zum Umschwenken dressirt werden. In den Frankstädten Galata und Pera sah ich gewöhnlich, wenn ich an den folgenden Tagen beim Aufgang der Sonne die höchste Zinne meines Daches erstieg, um den Prachtanblick des golden erleuchteten Panorama's über die ganze Stadt, den Hafen und den Bosphorus zu genießen, alle Dächer mit herumkletternden Knaben belebt. Auf den Plattformen dieser flachen Dächer sind überall Stangengerüste mit noch höher steigenden Stufen und Latten emporgebaut, um darauf Teppiche, Matratzen, Kleider zu sonnen, Wäsche zu trocknen, Liqueure oder andere Süßigkeiten und Essenzen zu destilliren, und bei Morgen- und Abend-

kühle, erhaben über dem Dunst und Gewirre der Strasse und der kellerartig düstern, untern Etagen, der frischen Luft zu geniessen. Diese Stangengerüste behängen die Kinder jedes Hauses, in dem gewöhnlich viele Familien dicht beisammen wohnen, mit ihren Vogelbauern, in denen sie mit grösster Liebhaberei alle Arten von Singvögeln halten, deren hier sehr viele von den Zugvögeln, auf dem jährlichen Durchstrich, gefangen werden. Sie umgeben sie mit grünen Zweigen und Lauben, pflegen und füttern sie mit Sorgfalt. Hier giebt es am Morgen und Abend stets genug für sie zu thun, und die Passion ist es dann, für Jung und Alt, ihren Morgen- und Abendgesang zu belauschen, ein Naturgenuss, der auf diese Weise selbst in dem grössten Gewirre der Hauptstadt auf den höchsten einsamen, die übrige Welt überragenden Gipfeln der Dachgerüste zu erringen ist.

C. Ritter.

Ein Brief Goethe's.

Aus dem Nachlasse des Grafen Brühl.

(Mitgetheilt von Hofrath Teichmann.)

Durch eine Gunst des Schicksals hatte der Unterzeichnete das Glück dem verewigten Grafen Brühl lange Zeit nahe zu stehen. Auch dieser bedeutende Mann erachtete es für den grössten Gewinn seines Lebens, dass er in früher Jugend Goethe persönlich kennen gelernt und schon als Knabe sich seines fördernden Wohlwollens zu erfreuen gehabt. Graf Brühl kam nämlich mit seinen Eltern im Jahre 1785, 13 Jahr alt, nach Weimar und von dieser Zeit an, wo er hier und zwar durch Goethe selbst, an seiner Hand, auf Spaziergängen, die ersten Anweisungen in der Mineralogie erhielt, bis in die Jahre, wo er dem königlichen Theater in Berlin vorstand, ja bis zum Ende der Goetheschen Lebenstage hat sich der

gegenseitige Antheil und die Liebe unwandelbar erhalten. So schreibt ihm Goethe unter andern einmal: „Weiter füge ich nichts hinzu, als dass es mich freut, mit diesem Wenigen eilig und zeitig bewiesen zu haben, wie angelegen es mir sei, zu zeigen, dass ich immer der Alte geblieben. Lügen unsere Kreise näher beisammen, oder griffen gar in einander ein, so würde dies öfter und bedeutender geschehen können.“ Eine andere Stelle eines Briefes lautet: „ich achte es schon für Verdienst, in einem so schweren und bedenklichen Geschäft Ihnen auch nur einen heitern Augenblick verschafft zu haben.“ Zu den entschiedensten Verbesserungen, welche die Berliner Bühne dem Grafen Brühl dankt und die von seiner tiefen Einsicht in das Wesen der Kunst Zeugnis giebt, gehört auch, dass er die Maxime von der Unantastbarkeit des Rollenbesizes abschaffte. Grosse Freude machte es ihm, diese Maassregel von Goethe in nachfolgenden Worten lobend erkannt zu sehen: „Mit Ihrer Anordnung, welche den Besitz der Rollen aufhebt, haben Sie nicht einen grossen, sondern den ersten und letzten Schritt gethan. Ein Stück ist halb gespielt, dessen Rollen zur Individualität der Schauspieler passen, wodurch denn freilich die Kunstbemühungen,

sich in mehrere Gestalten zu verwandeln, nicht ausgeschlossen werden.“

Als im Jahre 1817 das von Langhans erbaute, im Jahre 1801 mit Kötzebue's: „Kreuzfahrern“ eröffnete Schauspielhaus in Flammen aufging, und auf derselben Stelle von Schinckel das gegenwärtige Haus erstand, erbat Graf Brühl sich von dem Könige die Erlaubniss, das Haus mit Goethe's Iphigenia einzuweihen. Nachdem die Allerhöchste Genehmigung erfolgt war, wandte sich Graf Brühl an Goethe und bat, den Prolog zu dichten. Der nachfolgende Brief sagt dies zu.

Ihr werthestes Schreiben, theuerster Herr und Freund, hätte mich beinahe erschreckt; es fand mich zwischen mehreren durch's Frühjahr aufgeschlossenen Mineralienschränken, eben in Betrachtung von Pflanzenresten der Urwelt, von da ist denn freilich, als aus der düstersten Kohlenregion, ein weiter, kühner Schritt bis zu dem Berliner Prachtgebäude und allem was man daselbst leistet und erwartet.

Weil man sich aber in solchen bedenklich überraschenden Fällen zu Ermuthigung und Stärkung, mit wichtigen Personen der Vorzeit zu vergleichen pflegt, so dachte ich alsobald

an Cincinnatus, welcher aufgerufen, ohne Zaudern vom ländlichen Heerde sich wieder in das Welt- und Kriegsgetümmel hinaus wagte.

Die Ehre und Freude, die Sie mir erweisen, lässt mich keine verneinende Antwort finden, ich habe die Sache sogleich überdacht und Sie erhalten nächstens was bei mir entstehen wollte. Da bei Ihrem Theater alles möglich ist, so werden Sie mir einige nicht allzukühne Forderungen verzeihen. Grüßen Sie Madame Stich zum allerschönsten; das Gute was ich von ihr höre und denke, verlangt, dass ich etwas angebe ihrer Ausführung würdig.

Mehr sage ich diesmal nicht. Jedoch sende nächstens die Uebersicht des Ganzen und den Anfang der Ausführung. Das fortdauernde Vertrauen dankbar anerkennend, mich zu fernerer freundlicher Mitwirkung schönstens empfehend.

Weimar,

den 30. April 1821.

treulichst

J. W. v. Goethe.

Der Weg zum Glück.

So sind die Menschen! immer bereit an jedem Fehlschlage ihrer Hoffnungen, an allem, was sie Unglück nennen, zu verzweifeln, sagte der Präsident, und doch ist es fast immer nur vorübergehendes Missgeschick, das in seinen Folgen sich oft wohl noch als Glück offenbart.

Mein Onkel ist ein Philosoph, erwiederte der Assessor spottend; er berechnet das Menschenschicksal im Grossen und Ganzen nach den Resultaten der Geschichte und überall entdeckt er Nothwendigkeit und Fortschritt. Die Leiden der einzelnen unnützen Geschöpfe, ihr sogenanntes Unglück und ihre Verzweiflung darüber, sind kaum zu beachten, sie verwehen im Zeitenlauf. Man kann sterben daran; aber das ist auch Alles, und sterben muss was da lebt, weil es werth ist zu Grunde zu gehen. Wie und wo, ob früh, ob spät, ob gesättigt vom irdischen Glück, oder auf

dem Rost glühender Kohlen gebraten, ist im Grunde einerlei.

Mir ganz gewiss nicht, fiel der Präsident ein; die Gesellschaft stimmte lachend bei.

Mir ebenfalls nicht, sagte der Neffe. Ich vertheidige keinesweges das Princip der Nichtigkeit unseres irdischen Daseins.

Nun denn, deine Behauptung?

Dass wir ein Recht haben an unseren Schicksalen zu verzweifeln! rief der junge Mann lebhaft. Dass die lange Reihe von Menschen- und Erdenleid die stärkste Seele bis zur Vernichtung niederbeugen kann, dass es Schmerzen giebt, die kein Gott vergüten kann.

Junger Thor! sagte der Präsident mit einem sanften Neigen seines ehrwürdigen Hauptes, was weißt du denn vom Leben und Leiden? Willst du ein Menschenleben ohne zerstörte Hoffnungen, ohne Kampf, ohne Schmerzen? Es ist unsere Bestimmung, unzertrennbar von unserem Loose. — Hat ein Schiff jemals das Meer befahren, ohne vom Sturm gefasst zu sein? Aber war es gut und stark gebaut, wurde es muthig geführt, legten die Leute am Bord nicht die Hände in den Schooss, sondern arbeiteten wacker, als das Wetter am schlimmsten tobte, so gingen grosse Gefahren unschädlich vorüber.

Die Sonne kam wieder und neues Vertrauen; denn im Sturme erprobt man die Kraft; in Gefahren wächst der Muth der Tapfern. Nur der Feige verzweifelt!

Höre nicht so aufmerksam auf diese Weisheit, liebe Antonie, rief der Assessor, indem er die Hand seiner schönen Cousine ergriff, du wirst sie doch nicht befolgen können. Sie haben es sich glücklich herausgeklügelt, die Wohlverständigen, dass man wie ein Matrose arbeiten müsse, um nicht unterzugehen. Sie vergleichen das unempfindsame Holz mit dem warmen Menschenherzen und vergessen bei ihrer traurigen kalten Moral, dass nicht Jeder so wettergebräunt und abgehärtet geboren ist, wie ein Seemann sein muss. Es giebt aber weichere, zartere Wesen, die, wie Vögel des Südens mit glänzendem Gefieder, kränkeln und hinsterven, wenn sie einmal vom rauhen Nord getroffen wurden; es giebt auch Schicksale, Stürme, aus denen kein Schiff unerschmettert hervorgeht, kein neues Glück erblüht. — Er beugte sich zu ihr hin und fuhr dann mit Innigkeit in Blick und Wort leiser fort: Wenn ich dich verlöre, Antonie, an die mein ganzes Lebensglück sich knüpft, wenn meine Liebe aufhören sollte, wenn Schicksale uns trennten, könnte mir ir-

gend eine Hoffnung, Muth zum Kampfe bleiben?

Da haben wir's, rief der Präsident herzlich lachend; der Berg kreisste und gebar eine Maus! — Er kennt kein grösseres Schicksal auf Erden, als ein Weib zu verlieren, an der sein Herz hängt. — Und doch, fuhr er fort, indem er die jungen Leute mild betrachtete, doch hat er Recht. Es ist für einen Liebenden der grösste Erdenschmerz; für einen Anderen mag es ein anderer sein! Wer weiss denn überhaupt, was unter Leiden das grösste Leid ist?! — Ueberall aber bedarf es den Trotz des Lebens, die zähe elastische Kraft der Seele, wie eine gestählte Feder den Druck zurückzugeben, die Last abzuschneiden, je schwerer sie drückt, um nicht zu zerbrechen. Wer das nicht vermag, der erliegt. Das Leben ist hart, man muss es verstehen lernen, wenn man sich damit versöhnen will.

— Sie sind eine Art Fatalist, lieber Onkel, rief der Assessor.

Nichts weniger als das, versetzte der alte Herr, ich ermahne zum Kampf, nicht zur Unterwerfung. — Mein junger Freund, fuhr er lächelnd fort, ich will dir eine Geschichte erzählen, die mir eben einfällt und die nützlich sein kann. Er sah in dem Kreise

umher, als suche er die Einwilligung der Gesellschaft und es währte einige Minuten, ehe er seine Mittheilung begann.

Es ist lange her, sagte er dann, als ein junger Mann, etwas älter als du, eines Tages an die Thür eines Beamten klopfte, der den Titel „Hofrath“ führte und Kassenrendant war. Als drinnen eine Stimme antwortete, öffnete er und verbeugte sich ein wenig befangen vor dem grossen dünnen Manne, der die Brille von der Nase auf die Stirn geschoben hatte und von seinem Arbeitstische aus die ganze Majestät seines strengen Gesichts zeigte. Es war der Urtypus eines Hofrathes und Kassenbeamten. Ernsthaft und gravitatisch sass er da, mit dem stolzen Bewusstsein seiner Würde und Wichtigkeit im Staate. Als er den Eintretenden erkannte und inne ward, dass es kein Besuch in Dienstangelegenheiten sei, verschwand die Falte von seiner Stirn und die Kälte von seinem Gesicht. Er stand auf, gab dem jungen Herrn die Hand, führte ihn zum Sopha, bat ihn Platz zu nehmen, setzte sich dann neben ihn und indem er ihm sogar eine Prise anbot, sagte er, so freundlich er konnte: Ich bin erstaunlich überrascht, sehr freudig überrascht, mein werther Herr Assessor. Was führt Sie in

so ungewohnter Stunde zu mir, oder wie? haben Sie sich etwa in der Thür geirrt, und wollten dort hinein, meiner Familie Ihren werthen Besuch zuwenden?

— Ich wollte zu Ihnen, Herr Hofrath, erwiderte der Assessor. Der grosse Mann wurde plötzlich wieder ernsthaft, er witterte einen Supplicanten. — Womit könnte ich dienen? murmelte er und presste die Worte zwischen die Zähne.

Der Assessor drehte seinen Hut rund in den Händen um und heftete die Augen auf den schwarzen Bandsaum. — Plötzlich aber schlug er sie auf und sagte: Erlauben Sie mir kurz und bestimmt zu sein. — Seit einem Jahre habe ich die Ehre, Ihr Haus zu betreten; dies gab mir Gelegenheit Ihr Fräulein Tochter kennen und verehren zu lernen. Ich liebe sie, Auguste erwidert meine Neigung, es fehlt zu unserem Glücke nur Ihre Einwilligung; diese zu erbitten bin ich gekommen und wenn ich hoffen dürfte — wenn Ihre Achtung — wenn mein Charakter — meine Liebe —

Der alte Herr rückte unruhig auf dem Sopha hin und her; sein faltenreiches Gesicht wurde mit jedem Worte finsterer, bei der Liebe unterbrach er ihn. Alles recht schön, sagte er, indem er die Brille abnahm und in seine

Hand drückte; ich fühle mich unendlich geehrt und meine Tochter würde ohne Zweifel kein besseres Loos sich wünschen können, aber —

Sie werden unser Lebensglück nicht stören wollen, rief der Assessor und seine Lippen zitterten wie die Hand, welche er nach dem strengen Vater ausstreckte.

Aber, fuhr der Hofrath in demselben bedächtigen Geschäftstone fort, ich kann dennoch mein unmassgebliches Bedenken nicht unterdrücken. — Eine Heirath aus Liebe in jungen Jahren scheint allerdings ein sehr verlockendes Glück. Die Liebe lässt Alles im besten Lichte sehen; allein es ist damit, wie mit einem falschen Kassenschein. Man glaubt sich schon im Besitz einer Geldsumme zu befinden, betrachtet man es aber genau, so steht ein Buchstabe, eine Zahl darin falsch und die ganze Herrlichkeit ist nichts werth.

Und dieser falsche Buchstabe?

Das ist die Hauptsache! rief der alte Herr, daran knüpft sich Alles. Wenn Liebe Liebe sein und bleiben soll, so ist es nöthig — nichts für ungut, Herr Assessor — dass sie nicht hungert und nicht friert! — Ganz offenerzig: ich habe nichts gegen Ihren Antrag, ich ehre und achte Sie, aber wer eine Frau nimmt, muss denken, er stürzt sich in

ein Meer von Sorgen und Nöthen; muss denken, dass sich Wehe auf Ehe reimt, wie unsere Väter schon sagten; muss denken, dass es nicht genug ist zu lieben und zu heirathen, sondern dass man auch Mittel haben muss Frau und Kind zu nähren. Und haben Sie das, können Sie das, bedachten Sie das? — ich kann Augusten nichts geben als meinen Segen und eine dürftige Ausstattung; Sie, so viel ich weiss, besitzen kein Vermögen; Sie sind Assessor — er sah ihn mit einem gewissen mitleidigen Blicke an — allerdings mit Aussicht weiter zu steigen bis zu den höchsten Staatsstellen; aber leider — es dauert zu lange jetzt, schlechte Aussichten, es giebt gar zu viele von der Sorte, sagte er versöhnlich lächelnd und seinem Gaste die Hand schüttelnd, darum dünkte ich, wir schlügen es uns aus dem Sinn, wir warten und besinnen uns, legen die Sache ad acta. Was meinen Sie?

Der junge Verliebte war jedoch dieser Meinung durchaus nicht. — Sie dürfen versichert sein, erwiederte er hastig, dass ich Alles wohl bedacht habe. — Sie haben vollkommen Recht. Will man Carriere machen, so gehen Jahre wohl hin, ehe man zu Brod und Stellung kommt. Ich habe mich jedoch entschlossen, allen zweifelhaften, ehrgeizigen Planen zu

entsagen; nur ein bescheidenes Glück zu suchen, um zum Ziele zu gelangen. — Mit diesen Vorsätzen bin ich hergekommen, fuhr er dann ruhiger fort, und damit Sie sehen, dass ich wohl überlege, was ich will, erlauben Sie mir Ihnen mitzuthellen, dass eine Stelle, die ein Brod giebt, so gut wie mein ist. — In T. ist das Syndikat zu besetzen. Mein Vetter, der Justizcommissair, hat alle Schritte zu meiner Wahl gethan; ich habe nur nöthig, mich dort vorzustellen. Das soll morgen geschehen, dann bin ich im Amt, und habe fünfhundert Thaler, ohne Accidentien, und Alles in Allem lässt sich wohl damit eine Frau ernähren, die so bescheidene Ansprüche macht, wie Auguste. Der Hofrath hatte aufmerksam zugehört. Er besass vier Töchter, die alle hübsch heranwachsen und Freier beehrten. Er überlegte und rechnete. Einen Syndikus zum Schwiegersohn, fünfhundert Thaler jährlich, es waren freilich keine sonderlichen Aussichten. Aber er konnte ja einmal Stadtrichter oder gar Bürgermeister werden und es immer doch noch zu einigen Titulaturen und Thalern mehr bringen. — Ich bin Ihren Absichten gewiss nicht entgegen, lieber junger Freund, sagte er nach einer Pause; wenn Ihre Aussichten auch bescheiden sind, so genügen sie mir doch,

und wenn Auguste — halt! halt! rief er lachend und wehrte den feurigen Dank ab, erst müssen wir ganz im Reinen sein; ich gebe meine Zustimmung nicht eher, bis wir Schwarz auf Weiss von wegen der Stelle haben. — Schwarz auf Weiss schrie er, ja das ist der beste Liebeskitt; so ein Diplom, ein Patent, eine Anweisung, das zieht die Herzen zusammen und wird mit den süssesten Küssen belohnt.

Morgen sollen Sie es haben, erwiderte der glückliche Assessor; es waltet dabei nicht der geringste Zweifel.

Der Hofrath zweifelte auch nicht, er führte den halb und halb Gesegneten zu seiner Familie und der Rest des Tages verging unter Glücksträumen den Liebenden, die Hand in Hand ungestört ihre Luftschlösser bauten und von der übrigen Welt absperren durften, recht nach Braut- und Bräutigamsart. Am nächsten Morgen holte der Justizcommissair seinen Vetter zu Wagen ab und beide fuhren nach T. — Der Advokat war einer jener lustigen, immer lachenden Gesellen, welche die Welt mit ihren Sorgen und Plagen an sich hingehen lassen, ohne viel danach zu fragen. Die Quintessenz seines Daseins war ein guter Tisch, ein noch besserer Trunk und eine Gesellschaft

sorgloser Freunde von gleichem Schlage. —
 Uebrigens hatte er Herz und Kopf auf der
 rechten Stelle, und, wenn er wollte, Witz und
 Scharfsinn genug, um seine Lust zum Spott
 tüchtig zu unterstützen.

Es war eine fröhliche Reise, obwohl es eine
 kalte Herbstnacht war, die eben hereinbrach,
 als die Thürme der Stadt vor ihnen aufstie-
 gen. Der lustige Vetter hatte tausend Dinge
 zu bespötteln und zu erzählen. Er sprach,
 rauchte, trank, lachte und sang ohne Aufhö-
 ren; er war das echte Modell eines Jungge-
 sellen von vierzig Jahren, der über Liebe nur
 noch spöttisch mit den Augen zwinkt, Sar-
 kasmen hervorsprudelt, die Weiber zwar nicht
 verachtet, aber um so mehr die Ehe; der
 sein rundes rothes Gesicht als die Folge sei-
 ner Enthalttsamkeit bewundert, und seine
 Wohlbeibtheit als das glückliche Ergebniss
 seiner Freiheit und Unabhängigkeit hoch leben
 lässt. — Es lässt sich denken, dass der As-
 sessor, dem er herzlich zugethan war, nichts
 desto weniger viel von seinen Spöttereien zu
 leiden hatte, obgleich er es selbst war, der
 ihm die Mittel verschaffte, so bald als mög-
 lich zur Fahne des Unterrocks zu schwören.

Als er dem Thore nahe war, hielt er den
 Wagen plötzlich an und klopfte seine Cigarre

ab, indem er nachdenkend mit der Peitsche auf die Stadt wies. Es ist doch sonderbar, rief er aus, dass eines Menschen Schicksal mit einem Paar Schritten weiter auf immer entschieden werden kann. Ja, wenn ich dich ansehe und alles recht bedenke, möchte ich Thränen weinen, oder wenigstens meine Gäule links um machen lassen, um über Hals und Kopf zurückzujagen.

Dort, sagte der Assessor lächelnd, dort liegt mein wahrer Lebenshafen.

In dem abscheulichen Neste, schrie der Justizrath, wo du verkümmern und untergehen wirst, wenn nicht an Leib, doch an der Seele, Mensch, sagte er, und legte seine grosse Hand auf die Schulter seines Verwandten, den er derb schüttelte, hast du auch Alles bedacht, Alles überlegt, und willst mit offenen Augen in dein Unglück rennen? Bist du reif zum wahren Philister, zum echten Spiessbürgerleben? Fühlst du den unbezwinglichen Trieb nichts zu sein, als der Mann einer Frau, der, wenn sie schmolzt und die lieben Kinder schreien, in den Gesellschaftsgarten geht, in die Harmonie, um schlechtes Bier zu trinken, Kegel zu schieben und einfältiges Zeug zu schwatzen? Kannst du auch vergessen, auf immer und ewig vergessen, was dein Ehrgeiz

dir einst in unruhigen Träumen vorgespiegelt hat? — Du wirst ein armes stilles Leben führen; deine Wünsche sind abgethan, deine Zukunft reicht nicht viel weiter als diese Lehmhütten und Wiesen, deine Gebeine werden unter den falben Pappeln ruhen, die dort über das schwarze Gegitter ragen und du, mein liebenswürdiger, lebhafter Vetter, du, der bestimmt schien, bei Muth und Ausdauer Gott weiss welche Stufenleiter des Glücks zu erklimmen, du wirst nicht einmal den Trost haben, dass man auf deinen Leichenstein setzt: Er wurde Syndikus und starb als Stadtrichter. Weil er ein Weib liebte, vergass er die Welt und seinen Beruf darin.

Der Assessor lachte, aber doch brannte manches Wort des guten Veters wie Feuer in seiner Seele. — Du weisst nicht, was es heisst: Lieben! sagte er darauf. Soll ich eitel Lug und Trug, leeren Fantomen, nachjagen und dafür ein Wesen aus meinem Herzen reissen, ohne welches mir alles Glück gleichgültig wäre? — Du bist ein kalter verstockter Egoist, der nur in seinen Lüsten den Reiz des Lebens findet. — Dir mag, was ich thue, ein schweres Opfer scheinen, für mich ist es keines; übrigens aber kommen alle deine guten Lehren zu spät, darum fahre weiter, es

wird kalte Nacht. Der Justizrath nickte bedauerlich seinem verstockten Freunde zu, dann hieb er auf die Pferde. Lauf denn in dein Unheil, Patron, schrie er, mit keinem Narren in der Welt ist schwieriger auszukommen, als mit dem verliebten. — Du thust mir auch nicht einmal mehr leid, fuhr er dann fort; was man verschuldet, muss man tragen, was das Herz gesündigt, hat mancher schon bis zum Tode gebüsst! Und so geh denn auch du mit deinem Kreuze und seufze nicht darunter, wenigstens nicht öffentlich, denn man würde dich auslachen; ich würde dich auslachen. Du hast's gewollt, nun hast du es! Der Assessor wickelte sich fester in seinen Mantel, sein Vetter aber fuhr ohne Zögern in die Stadt und hielt vor dem besten Gasthause an. Man kannte ihn hier, bald waren die beiden Reisenden behaglich eingerichtet, aber beide waren unmuthig angeregt. Der Assessor starrte finster vor sich hin, der Justizrath aber pfiß ein Liedchen, setzte dann seinen Hut auf und ging hastig im Zimmer auf und nieder. Es that ihm leid, einen Freund beleidigt zu haben, und doch mochte er nicht ein Geständniß machen, dass er Unrecht habe. Nach einem Weilchen hielt er es nicht mehr aus, er ging, um, wie er sagte, ein Paar nö-

thige Geschäftsgänge heut noch abzumachen und wollte in einer Stunde zurück sein.

Als der Assessor allein war, bestand er einen angsthaften Kampf mit sich selbst. Er drückte die Hände in beide Augen, murmelte heftige Worte vor sich hin und stierte dann wieder in die lange, verkohlte Schuppe des Lichts. Die Worte seines Veters hallten immer von neuem in ihm wieder und erweckten einen Trübsinn, der sich nicht bewältigen lassen wollte. Fern von der Geliebten kam ihm manches in ganz anderem Lichte vor; nicht seine Liebe schien ihm verändert, aber er fragte sich, ob die Mittel zum Zweck nicht auch anders sein könnten, ob er nicht wirklich hier moralischen Tod erleiden werde? Er dachte an alle Hoffnungen und Träume, die er gewaltsam zerrissen hatte und nun standen sie in ihren Sterbekleidern vor ihm und ängstigten ihn als Gespenster.

Endlich trat er an's Fenster und sah auf die todte Strasse hinab. Bang und immer bänger trat ihn der Gedanke an, hier leben und — wie der Justizrath spottend gesagt hatte — sterben zu müssen. Er konnte es nicht mehr aushalten drüben nach dem Bäckerladen zu sehen, wo eine trübselige Lampe drei oder vier kleine Brödchen beschien, die

Niemand abholen wollte; so nahm er denn auch seinen Hut und schlich leise zum Hause hinaus durch die stillen Gassen, sah die Häuser an, stand an den Spalten der Fensterladen still, durch welche da und dort ein Lichtstrahl brach, und beschaute sich das Stilleben innen, die nüchterne Häuslichkeit, an den Tisch gesetzt, um mit den Gaben, die Gott beschert hatte, satt gemacht zu werden. Die Genügsamkeit und Einförmigkeit dieses von der Welt abgetrennten Familienglücks fröstelte ihn eiskalt an, ein Gefühl trostloser Langeweile rieselte durch Herz und Adern, er liess den Kopf seufzend tief auf die Brust sinken und hob ihn erst wieder auf, als er in seiner Nähe helles Licht durch helle Scheiben fallen sah und laute Stimmen hörte. — Da stand mit goldenen Buchstaben gross geschrieben: Wein- und Caffehaus und der ehrenwerthe Name des Wirths darunter. — Ah! rief der Assessor, und neuer Muth floss in sein Herz, giebt es Wein- und Caffehäuser hier, so steht es besser, als ich dachte. Ueberhaupt aber, was soll das Grübeln und Bedenken? Der nichtsnutzige Spott des Veters kann mich nichts anfechten, meine Entschlüsse stehen fest.

Mit diesen Gedanken trat er in die kleine Wirthsstube, aus der die gemischten Gerüche

von allerlei Speisen und Getränken ihm entgegenwehten, eingewickelt in Wolken von Tabacksdampf, aus welchen die plumpen Gestalten von drei oder vier ehrsamen Bürgern, wie Ossianische Götter aus Nebeln, schauten.

Sie sassen und tranken und schienen zu dem wohlhabenden Theile der Bevölkerung zu gehören; besonders der Eine, ein stattlicher, dickleibiger Herr mit rothem hochmüthigem Gesicht, von dem jeder Zoll es deutlich aussprach: Habt Respekt, ich bin der Mann, der mehr Geld hat, als ihr Alle! — Dieser plebejische Dünkel, der so häufig in der reich gewordenen Handwerkerklasse zu finden ist, trat dem Assessor widerwillig entgegen. Er wendete schnell den Blick von der Gesellschaft ab, setzte sich an einen Seitentisch, forderte Punsch, und bemerkte es gar nicht, dass seine Nichtbeachtung der anwesenden Honoratioren sofort eine Art Verschwörung gegen ihn zu Stande gebracht hatte.

Der dicke Herr betrachtete ihn mit Hohn und Zorn, er blinzelté unaufhörlich nach dem fabelhaften Menschen, der die Frechheit hatte, ihn nicht zu grüssen und den Hut erst abzunehmen, als er längst an dem Tische sass. Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück, steckte die Hand in die Tasche, klimperte mit Geld,

warf dann den Kopf stolz hintenüber und blies den Rauch seiner Pfeife weit von sich, wobei er mit den Achseln zuckte und hell auflachte, als einer seiner Gefährten ihm etwas zuflüsterte.

Nach und nach entspann sich ein Gespräch, das immer lauter wurde, je weniger der Gegenstand desselben sich daran kehrte, denn der Assessor stützte den Kopf in die Hand und starrte auf ein altes Zeitungsblatt, das auf dem Tische lag, wobei er an etwas ganz Anderes dachte. Erst nach einer Weile, als das Lachen um ihn nicht aufhörte, sah er die Gäste einen Augenblick an. Alle grinsten zu ihm herüber; der dicke Herr betrachtete ihn mit dem Ausdruck äusserster Verachtung und musterte ihn vom Wirbel bis zur Zehe.

Mit einer ärgerlichen Empfindung wandte der reizbare junge Mann sich ab und fiel in seine vorige Stellung, aber er konnte nicht umhin, von nun an auf das Gespräch zu hören.

Man hat jetzt eine neue Erfindung gemacht, schrie ein kleiner Kerl mit einer krähenden Stimme, die alte Mühle ist wieder entdeckt worden, wo die Grobheit abgeschliffen wird.

Da wüsste ich gleich Einen, den wir hinschicken könnten, fiel der dicke Herr ein, und deutete mit der Posenspitze seiner Thonpfeife

über die Achsel auf den Assessor. Ein brüllendes Gelächter belohnte ihn. Der reiche Mann behielt seine Würde und nickte seinen Gefährten zu, fortzufahren. Schaden könnte es nicht, rief der Dritte, der ganz heiser war. Ich glaube, sie bekämen da ein gutes Probestück, krächte der Kleine.

Wenn man seinen Mitmenschen nützen will, sagte der dicke Herr, muss man keine Mühe scheuen und gern wollte ich selbst dabei helfen.

Sie! Sie! riefen die Andern und lachten wie toll. Es ist erstaunlich! Machen Sie nicht solche Witze, bei denen man umkommen muss vor Lachen, schrie der Kleine, wie er sich erholt hatte.

Ich setzte jetzt meinen Hut auf, fing der Heisere an. Es ist Mode.

Wissen Sie, Stieglitz, warum das jetzt Mode ist? fragte der dicke Herr mit Würde.

Nein. Warum denn?

Weil die armen Schlucker in der Residenz allerlei Raupen im Kopfe haben, die sie nicht raus lassen wollen.

Ich platze! ich platze! schrie der Kleine, indem er fast von seinem Sitze fiel, und alle hielten sich die Seiten und fingen immer wieder an, herzerschütternd zu lachen, je mehr sie den Assessor ansahen. — Hier ist das aber nicht Mode, fuhr der dicke Herr fort,

als der Sturm sich einigermassen gelegt hatte, und kann selbst zuweilen schlagende Folgen haben. Dabei machte er mit der Hand gegen den Fremden eine sehr bezeichnende Bewegung, gerade als dieser den Kopf wieder aufhob und ihn ansah.

Eine schnelle Röthe lief über das Gesicht des jungen Mannes. Plötzlich setzte er den Hut auf und trat dicht vor den dicken Herrn, zufällig vielleicht sogar auf dessen Füße; denn mit einem zornigen Schrei stiess dieser den Stuhl zurück, sprang auf, so schnell er konnte und schrie: Was ist denn das für ein Benehmen von Ihnen, Herr? Was wollen Sie, Herr? Wissen Sie, Herr, mit wem Sie es zu thun haben?

Danach verlangt mich durchaus nicht, erwiederte der Assessor; jedenfalls aber mit einem pöbelhaften, dummen Menschen.

Der dicke Herr behielt den Mund vor Entsetzen offen. Er ist verrückt, sagte er, oder — oder — es ist unerhört!

Er ist verrückt! schrieken die Anderen. Es ist unerhört!

Sie haben sich unterstanden zu behaupten, dass Sie mir den Hut abschlagen wollen, fuhr der Assessor während dieses Geschreies fort. Wohlan denn, schlagen Sie, wenn Sie Muth haben. Schlagen Sie!

Der dicke Herr machte eine Bewegung, von der man nicht wusste, wollte er wirklich ausführen, was er behauptet, oder sollte es eine abwehrende Demonstration sein. Ehe seine Absichten sich aber entwickeln konnten, gab es einen lauten Schall in der Stube und noch einen, offenbar eine Folge der zwiefachen blitzschnellen Berührung des dicken rothen Gesichts durch die Hand des Assessors. Der dicke Herr sank plötzlich in den Stuhl zurück, der ganze Körper hatte das Gleichgewicht verloren und stürzte zu Boden; die Freunde eilten schimpfend und Hülfe wie Rache fordernd herbei; der Wirth aber, der offenbar mit einem Gefühl gesättigter Schadenfreude den ganzen Handel im Hintergrunde mit angesehen hatte, fasste den Assessor an dem Arm, öffnete die Thür, drängte ihn hinaus, und sagte behend und leise: Nun, junger Herr, machen Sie, dass Sie fort kommen. Der Spass ist zehn Thaler werth; o Je! der ist nicht zu bezahlen, aber fort mit Ihnen! und nun schrie er ein paar laute heftige Redensarten über Störung des Hausfriedens und warf die Thür hinter ihm zu.

Nach ruhiger Ueberlegung schämte sich der Assessor ein wenig seiner Heftigkeit und gestand sich ein, ohne Ueberlegung gehandelt

zu haben, aber er war doch auch erfreut über den Ausgang, und verliess lachend den Kampfplatz mit dem Vorsatz, dass fürs Erste Niemand von dem Handel etwas erfahren solle.

So kam er denn ganz fröhlich gestimmt im Gasthose an und fand den Justizrath, der ihn schon am wohlbesetzten Tische erwartete, heiter gelaunt und bereit, allen Hader vergessen zu machen.

Nun, begann er, du hast dein künftiges Paradies bei Nacht in Augenschein genommen, wo es dir vielleicht besser gefallen hat, als bei Tage, wozu du noch Zeit genug haben wirst. Deine Sachen stehen gut, fuhr er dann fort. Ich habe mit dem einflussreichsten Manne gesprochen, der Alles zu entscheiden hat. Er hat mir mit Hand und Mund gelobt, dir zu helfen, und das ist so gut als wärest du es schon. Morgen machen wir unsern Besuch, er hat uns zum Frühstück eingeladen; Abends nimmst du deine Anstellung mit nach Haus. Kein Wort mehr, Vetter, Jeder sehe, wie er's treibe; du hast, was du willst, übrigens bist und bleibst du mein Herzensfreund; und nun lass uns ein Glas auf dein wahrhaftes Glück und eine frohe, reiche Zukunft leeren.—Julie, rief er der niedlichen Kellnerin zu, eine frische Flasche vom besten für den Herrn Syndikus.

Nun waren sie beide in der besten Laune, Scherz folgte auf Scherz, und wie es der Abend gelassen, begann der Morgen wieder, bis sie ausstaffirt in bester Weise sich auf den Weg zu dem wohlgesinnten Gönner machten, dessen Küche und Keller der Justizrath nachdrücklich pries.

Bald standen sie an einem stattlichen Hause. Ein linkes Mädchen öffnete die Thür vor ihnen und endlich das Staatszimmer, in welchem der Hausherr zu finden sein sollte.

Der Justizrath drang in seiner Weise hinein. Wo ist er? schrie er. Wo ist mein wackrer hochverehrter Freund? Ah da! — Mein würdiger Herr, hier bringe ich unsern Candidaten, der sich ihrer dauernden Gewogenheit zu empfehlen wissen wird.

Der würdige Herr kam mit dem freundlichsten Lächeln und ausgestreckten Armen näher; plötzlich aber blieb er stehen, sein röthes Gesicht wurde blau und dunkel vor Zorn und Entsetzen, dann trat er zurück und schrie mit grosser Heftigkeit: Er hat sich schon empfohlen, nachdrücklich empfohlen, Hab und Gut will ich verlieren, Herr, ehe Sie die Stelle bekommen, Herr, das schwöre ich Ihnen. Ich habe nichts, gar nichts mit Ihnen zu schaffen. So lief er hinaus, und

warf die Thür in's Schloss, dass das Zimmer dröhnte.

Der Assessor stand bleich und starr vor seinem Verwandten, der ein ganz unbegreifliches Gesicht machte, mit dem Finger nach seiner Stirn tappte und leise sagte: Der alte Mensch ist augenscheinlich so eben verrückt geworden, ich hoffe, er wird wieder vernünftig werden.

Gieb dir keine Mühe, erwiederte der Assessor so gefasst als möglich, dies Vorurtheil gegen mich ist zu fest eingepägt. — Mit wenigen Worten erzählte er den Vorgang, nach dessen Anhören der Justizrath ohne ein Wort seines Veters Arm ergriff, ihn auf die Strasse führend, wo er plötzlich in ein anhaltendes Gelächter ausbrach, während Verzweiflung, Scham und Wuth den Angstschweiss auf die Stirn des Assessors trieb. — Da ist freilich nichts mehr zu machen, rief der Justizrath. Gott will es nicht haben! Lob sei dir in der Höhe, Herr; wir können aber wirklich nichts Besseres thun, als so schnell wie möglich nach Haus zu fahren.

Das thaten sie denn auch, aber in welchem Seelenzustande gelangte der arme Vetter in sein stilles Zimmerchen. Er konnte das Licht sehen, das seiner harrenden, glücklichen Braut leuchtete, und starrte trostlos darauf hin, bis es erlosch. — Es giebt keine Qualen der Hoff-

nungslosigkeit und des Liebesgrams, die ihn nicht in dieser dunkeln und einsamen Nacht anfielen und sein Herz zerfleischten, kein Unglück, das ihn mit dem seinen vergleichbar dünkte. Er blätterte das Buch seiner Zukunft durch, und jedes Blatt schien ein neues furchtbares Bild zu tragen. Schmerz, Spott, Schande leuchteten ihm überall entgegen und verwirrten sein Denken bis zur Vernichtung. Er sollte das aufgeben und verlieren, um dessen willen ihm das Leben allein Reiz zu haben schien; Trennung war unvermeidlich, sie musste erfolgen, und doch glaubte er sie nicht ertragen zu können. Nach und nach aber sänftigte sich sein Sturm durch das Erwachen eben jenes Muthes, der kräftigen Naturen im Kampfe mit widerwärtigem Geschick immer zu Hülfe kommt. Sein Stolz und sein männlicher Sinn erwachten zur That, Entschlüsse durchblitzten seine Seele, eine trotzige Energie strömte von belebenden Gedanken aus. Neue Bahnen zu betreten, dem Schicksal die Stirn zu bieten, nicht zu wanken und zu weichen, dazu fand ihn der Morgen bereit, und gefassten Sinnes ging er endlich dem Hause zu, wo seine Zukunft entschieden werden sollte.

Als er näher kam, öffnete Antonie das Fenster. Glück lag auf ihren lächelnden Lippen,

es strömte aus ihren zärtlichen und funkelnden Augen auf ihn nieder; sie liess ihr Taschentuch versthohlen ihm entgegen wehen, die Liebesflagge, welche das gescheiterte Schiff vergebens begrüsst. In ihren heilig schönen Empfindungen bemerkte sie seinen kummervollen Dank nicht; sie sprang ihm entgegen, riss die Thür vom Zimmer ihres Vaters auf, und rief mit freudeberauschter, zitternder Stimme: Da ist er! und nun ist Alles gut, nicht wahr, lieber, theurer Vater, nun ist Alles gut.

Der liebe Vater, dessen Hand sie fest hielt, kam dem Assessor entgegen und er war ein praktischer Mann, der auf den ersten Blick erkannte, dass nicht Alles gut sei. Seine grauen Augen zogen sich unter den Wimpern zusammen, sein Ernst wurde zum Hohn und seine Stimme klang abschreckend scharf, als er ausrief: Was hab' ich gesagt? Es ist nicht so leicht Brod zu finden! Das hab' ich gesagt.

Der Assessor wandte sich von ihm zu Antonien, die plötzlich, wie eine Todte, die grossen offenen Augen auf ihn richtete, in welchen Thränen hingen, die nicht weiter fliessen wollten. Höre mich an, sagte er, und fasste ihre beiden Hände. Ein seltsamer Zufall, ein Ungefahr, eine Laune des Schicksals, so lächerlich, dass ich es nicht wieder

sagen mag, hat mich um alle meine Hoffnungen gebracht. Aber er hat mich nicht vernichtet, sondern mir nur neuen Muth gegeben, nach Besserem zu ringen. — Willst du an mich glauben, mir vertrauen? Willst du mich treu lieben, bis die rechte Stunde kommt, so soll nichts uns trennen. Willst du?

Ich will, sagte sie leise und zitternd, aber, o Gott! —

Ich muss sehr bitten, fiel der Vater zornig ein, keine Komödie aufzuführen, die nur Unglück stiften kann. Sie sehen ein, dass hier nur ein Weg möglich ist.

Der von Ihnen zu scheiden, rief der junge Mann mit fester Stimme, ich bin bereit dazu. — Ich verlange keine Versprechungen, Antonie. Kannst du mich vergessen, kann eines andern Mannes Herz und Hand dich beglücken, so sei gesegnet, ich klage nicht. So lange das nicht der Fall ist, halte ich mich für gebunden. Lebe wohl, ich komme gewiss zurück, auf diese Stelle zurück — ich komme! sagte er und liess ihre Hand los. Er ging und Niemand hielt ihn auf. In den nächsten Tagen verliess er die Stadt, besuchte einen Verwandten in der Nähe und betrieb seine Versetzung in eine entfernte Provinz, die schnell erfolgte.

Drei Jahre gingen hin, fuhr der Präsident lächelnd fort, und während dieser langen Zeit wurden wenige Briefe zwischen den Liebenden heimlich empfangen und erwiedert, als einziges Zeichen fortbestehender Liebe. Im letzten Jahre war Alles still geworden, denn der Vater hatte doch etwas von der Correspondenz entdeckt, und da inzwischen ein anderer, nicht unannehmbarer Freier sich gemeldet, bei seinem höchsten Zorne jede Fortsetzung der albernen Schreiberei, wie er sagte, verboten.

Da geschah es eines Tages, dass an die Thür des Hofraths geklopft wurde, eben als Auguste im Zimmer war. Der alte Herr richtete sich auf, schob die Brille über die Stirn und liess von dem Sermon ab, den er seiner Tochter hielt, welche demüthig, aber in bestimmten Ausdrücken erklärt hatte, sie werde alle Bewerbungen zurückweisen. Im nächsten Augenblick that sie einen jähen Schrei und schlang beide Arme um den Eintretenden, der sie fest hielt und küsste und wieder küsste, bis der Vater sich störend einmischte.

Hier stehe ich auf derselben Stelle, sagte der Assessor, um zu halten, was ich versprochen. Damals konnte ich Ihnen kein Zeugnis bringen, wie ich es gelobt, das mir Ihren Segen erworben hätte; jetzt aber kann ich es;

nehmen Sie, lesen Sie! — Er reichte ihm sein Patent als Regierungsrath.

Weiteres, rief der Präsident mit fröhlicher Stimme, habe ich wohl nicht hinzuzufügen. Es versteht sich, dass die Hochzeit bald gefeiert wurde, und am Abend schlang der Justizrath seine Arme um das junge Paar und rief in lustiger Laune: Was habe ich dir gesagt, Mensch?! Zum Syndikus in dem Neste warst du zu schlecht, aber Regierungsrath, Geheimrath, Präsident zu werden, dazu bist du gut genug und aus dem rechten Holze. Gott sei ewig gedankt für die Ohrfeigen, die du dem Kerl gegeben hast, sie haben dir auf den rechten Weg geholfen.

Hier schwieg der Präsident und sagte erst nach einer langen Pause, die Niemand weiter brach, indem er seiner Gattin die Hand reichte: So erblüht bei fester Willenskraft, im Grossen wie im Kleinen, aus Unheil neues Glück, und ich denke, liebe Auguste, die Stunden der Prüfung, so schwer sie waren, sind dir niemals leid geworden.

Niemals! rief die heiter lächelnde Frau, indem sie ihren Mann umarmte, sie bilden eine Folie zu meinem Glück, die ich um keinen Preis vermissen möchte.

Viele von der Gesellschaft wussten es längst,

dass der Präsident seine eigene Geschichte erzählte, Andre ahnten es und Alle umringten ihn mit herzlichen Glückwünschen.

Nur Muth, meine Freunde! rief der ehrwürdige Greis, und sein Auge stralte in jugendlichem Feuer, nur festen Muth in aller irdischen Noth, Vertrauen auf den Gott im eigenen Busen, nicht verzagt! Ungewiss ist das Loos des Menschen, Kummer und Sorge sind oft seine Begleiter, aber nur dem Muthigen geht immer wieder eine neue Sonne hinter den düstersten Wolken auf! —

Th. Mügge.

Der Löwe von Butter.

(Eine Skizze.)

Der Graf Faliero wollte heute ein grosses Fest geben. Es galt die Heimkehr seines Bruders Enrico, der lange Jahre auf Reisen zugebracht, zu feiern, und der Glanz des Festes, der Luxus eines Lucullischen Mahls sollte dem Grafen Enrico die Fülle der brüderlichen Liebe bekunden. Blumenguirlanden und Kränze zierten die Hallen, mit Granatblüthen war der marmorne blanke Fussboden bestreut, und über dem Eingang des Saals schwebte, zwischen Kränzen und Blumengewinden, in goldenen Lettern der Name „Enrico.“ In geschäftiger Eile rannte die Dienerschaft hin und wieder; diese, die silbernen Tafelstücke aufzusetzen, jene, beladen mit Weinkörben, den Credenztisch zu füllen. In Küche und Keller war man in geschäftiger Aufregung.

Der Graf selber trat zuweilen aus seinen Gemächern heraus, um nachzusehen, ob seine vielfachen Befehle und Anordnungen befolgt und ausgerichtet seien und im Inneren ihrer Gemächer war Donna Leonora Gräfin Faliera mit ihrer Toilette beschäftigt. Nur zwei Menschen schienen unberührt von der allgemeinen Aufregung und Thätigkeit, und doch waren diese beiden die jüngsten und schönsten des Hauses. Aber die Jugend und Schönheit feiert in sich allstündlich glänzende und liebliche Feste, und bedarf nicht des äusseren Prunkes zu ihrer strahlenden Lust. — Auf dem Balkon, der ihr die Aussicht auf den Park und die grüne Wiese gewährte, lehnte auf weichem Polsterkissen Signora Angiolina, des Grafen Faliero sechszehnjährige, junge Tochter, und wie sie halbbeschattet von dem dunkelrothen Vorhang, der sich über den Balkon hinspannte, auf den weissen Sammetkissen da lag, glich sie in ihrem leichten, durchsichtigen Gewande, das sie wie eine Wolke umhüllte, mit den purpurnen schwellenden Lippen und dem schwarzen gluthvollen Auge, mit der üppigen Fülle ihrer schönen Gestalt, ihrer runden Schultern, denen die letzte Hülle herabgesunken war, jenen altitalischen Bildern der Venus, die wir noch heute als unerreich-

bar bewundern. Wie ein Bild Titiano Vecelli's, sinnlich und göttlich, keusch und entzückend, voll Liebesgluth und Liebesunschuld, voll Stolz und Hingebung, in aller Farbenpracht eine süsse Harmonie, so lag sie da, diese Tochter des Südens, träumend mit offenen, schwimmenden Augen, mit halb geöffneten Lippen, als müsste sie den Seufzern, die in langen Zügen ihren Busen schwellten und senkten, eine Pforte öffnen, auf dass sie nicht ihre Brust zersprengten mit ihrer ungeheuren Gluth und Gewalt. Die holdste Darstellung des *dolce far niente* hätte dies ruhende Frauenbild dem Maler sein können; aber nicht lange dauerte diese Ruhe, und wie der Wind leise, ganz leise und zitternd, als bange er, noch andre Ohren möchten lauschen und hören, die Töne einer Mandoline zu ihr hintrug, durchflog ein Zittern Angiolina's Gestalt, ihre Augen blitzten und leuchteten im wonnevollsten Entzücken, eine purpurne Röthe übergoss momentan ihre Wangen, die sonst jene durchsichtige, marmorne Blässe zeigten, welche den italischen Schönheiten eigen ist, und von ihren Lippen drang leise und unwillkürlich das „Ahime,“ das nur von italischen Lippen so innig und süß, so durchschauernnd und glückberauscht erklingen kann. Sie riss mit

hastiger Hand die Granatzweige ab, die ihr die Aussicht durch das Gitter des Balkons hemmten und schaute mit einem prüfenden suchenden Blick durch die Oeffnung hernieder auf die kleine Wiese, auf welcher einige Kühe und Lämmer weideten. Die Oeffnung war klein, aber doch gross genug, um Angiolina das zu zeigen, was sie suchte. Dort unter jener Pinie, welch ein wunderherrliches Bild! Wie schön ist dieser Jüngling, aus dessen braunem, herrlichem Antlitz noch die süsseste, knabenhafteste Unschuld leuchtet, und Antonio, der junge Hirte, ist noch ein Knabe, nicht älter als Angiolina, deren Milchbruder er ist, mit der er die ersten Spiele der Kindheit gespielt, die ihn damals ihren Bruder, ihren Tonio genannt, und oft ihre kleinen Aermchen um seinen Nacken gelegt, und seine Küsse empfangen und erwidert hat. Freilich ist das Alles jetzt anders geworden! Signora Angiolina ist eine vornehme Dame, und Antonio nichts als ein Hirtenknabe. Aber Antonio ist schöner, als alle Grafen und Fürsten, welche Angiolina umschwärmen, und wann hätte die Liebe noch Rang und Namen sich gegeben oder versagt! Und wenn Angiolina hernieder-schaute vom Balkon, wenn ihre schwarzen Augen suchten nach dem Hirtenknaben, der

in seiner malerischen Tracht, mit den entblößten, braunen Armen und Füßen, in den eng anschliessenden blauen Pantalons, in dem knappen rothen Jackchen und dem seidnen rothen Netze, unter welchem seine braunen Locken hervorquollen, die Mandoline im Arm unter der Pinie lag, dann erinnerte sie sich des schönen, Schaafweidenden Paris von Tintoretto, das in einem der Prunkgemäcker ihres Palastes hing, und glaubte es gerne, was ihre alte Amme ihr erzählte, dass nämlich die Götter und Göttinnen nimmer gestörben, und dass, wenn auch der Eine, der mächtige Gott, sie besiegt, und überall vertrieben, sie doch in Italia, diesem Garten der Welt, eine Zuflucht und Freistätte gefunden, und dass sie zuweilen den Menschen sich zeigten und offenbarten.

Oh, il mio bello, il mio dio, flüsterte Angiolina, wie sie jetzt hinüberschaute zu Antonio, der, seine Laute im Arm, sehnsuchtsvoll zu ihrem Balkon aufblickte, und träumerisch dann und wann einige Accorde anschlug, als wollte er die schöne Angiolina rufen mit seinen Tönen. Vielleicht verstand sie schon dieses Rufen, denn sie sprang empor und über die Brüstung des Balkons sich lehnd, warf sie von ihren Fingerspitzen ihm Küsse

hin, dann legte sie ihre beiden Zeigefinger zusammen und hielt sie froh in die Luft. Antonio verstand diese Sprache wohl, oh, und was hätte sie ihm Schöneres sagen können, als dies, „ich liebe dich und sehne mich nach dir!“ Und er küsste seine Fingerspitzen, und presste sie dann fest gegen einander. Angiolina lächelte entzückt über seine Sehnsucht und über seine Worte: „ich sterbe, wenn ich dich nicht sehen darf.“ Aber plötzlich machte sie eine aufhorchende Bewegung, strich dann rasch mit dem Zeigefinger der rechten Hand über den der linken, und Antonio wusste nun, dass Lauscher in der Nähe waren. Er nahm seine Laute wieder zur Hand und sang:

Und das Lamm, das bin ich,
 Und der Löwe bist du.
 Stets besiegest du mich
 Und bleibst selber in Ruh,
Cara, cara Bella,
Divina Angella.

Und stark wie ein Leu
 Bezwingst du die Welt,
 Wie ein Lämmlein so scheu
 Vor dir Alles fällt.
Cara, cara Bella,
Divina Angella.

O Löwin, du mächt'ge,
 Erweiche dein Herz:
 O Löwin du prächt'ge,
 Lass enden den Schmerz.
Cara, cara Bella
Divina Ang—

Plötzlich verstummte die Laute, denn athemlos von der Küche kam Lauretta, Antonio's Schwester, daher gerannt, und rief den Bruder zur schleunigsten Hülfe dorthin. Die Mutter, die Vorsteherin der Milch- und Butterwirthschaft, war plötzlich erkrankt, Antonio sollte ihre Stelle einnehmen. Noch einen Blick voll Sehnsucht und Jammer warf er auf den Balkon, Angiolina war verschwunden, Antonio knirschte mit den Zähnen vor Wuth und Schmerz, und folgte seiner Schwester mit zornblitzenden Augen in die Küche. Vorbei und zu Ende war es mit aller Freude, allem Entzücken; ach, er fühlte wieder, dass Angioline eine vornehme Dame, und er, Antonio, nichts als ein Hirtenknabe! Traurig, gesenkten Hauptes, Thränen in den Augen, nahm er die Butter, welche man ihm geheissen in eine zierliche Form zu schlagen, traurig nahm er die hölzernen Löffel und begann sein demüthigendes Werk. Aber plötzlich ward er wieder heiter, denn er dachte, dass Angiolina an der Tafel sitzen

würde, für die er die Butter zierte, dass Angiolinens Augen darauf haften würden, wenn sein Werk recht zierlich und schön sei. Und Angiolina sollte erkennen, dass seine Hand es gewesen, welche diese Formen erschaffen, ein Zeichen wollte er ihr geben, das nur sie verstehen konnte. Leise summte er sein Liedchen vor sich hin, das er ihr so eben gesungen „Und das Lamm, das bin ich, und der Löwe bist du.“ Mit geschäftigen Händen arbeitete er nun, an Angiolina denkend, und immer vor sich hin singend, „Und das Lamm, das bin ich, und der Löwe bist du.“ Dann aber verstummte er, und eine wunderbare Veränderung zeigte sich in seinen Zügen, während er arbeitete. Eine heitere, strahlende Ruhe übergoss sein schönes Angesicht, ein leuchtendem Entzücken strahlten seine Augen, eine dunkle Gluth farbte seine Wangen, und seine Gestalt durchflog ein Zittern. Gleich dem Pygmalion fühlte er bei dem Werk seiner Hände sich durchbebt von heiligen Schauern des Entzückens, und der leblosen Masse eine Seele einzuhauchen, betete er mit stammellender Lippe. Und plötzlich ward es ihm, als wandle sich vor ihm der Raum, und um ihn wölbe sich ein Tempel in heiligen, erhabenen Formen, ein melodisches Klingen und

Säuseln umrauschte ihn, er empfand das geheimnisvolle Nahen einer Göttin, und seine Seele schlug mit ihren Fittigen gegen die Kerkerwände seiner Brust, als wolle sie diese zersprengen in ihrer turmächtigen Gewalt. Thränen entstürzten Antonio's Augen, seine Hände zitterten! als sie schlaff hernieder sanken, — sein Werk war vollendet, einer der Diener nahm es achtlos ihm fort, um es auf die Tafel zu tragen. Antonio aber fühlte sich ein Anderer, er war wie verzaubert und gewandelt, gross fühlte er sich und stark, und mit göttlichen Lauten tönte es in ihm: „Antonio, du bist ein Künstler, und Angiolina ist nicht zu hoch für dich!“

Wie war das Fest so prächtig, wie schön diese geschmückten Damen, wie belebt die Signori, wie tönte die Musik so lockend und wollüstig von der Estrade hernieder, wie dufteten die Blumen und wie perlte der Wein! Lachen und Scherzen würzten die köstlichen Speisen, Witze und Neckereien ertönten hier und dort, und wenn sich darein zuweilen die Seufzer der Liebe mischten, so wurden sie leicht von den Jubelklängen ringsum übertönt. Das Mahl war fast beendet. Zu den geröste-

ten Castanien, dieser Liebblingsspeise der Italiäner, reichte der Diener die Butter; einer alten, allbekannten Sitte nach, sollte die unvermählte Tochter des Hauses die noch unberührte Butter zuerst anschneiden. Drum reichte der Diener sie Angiolinen, der schönen Contessa Fiesole, die neben ihrem Oheim, dem Grafen Enrico, an der Tafel thronte. Sie nahm sie lächelnd, und wie ihre Augen darauf hafteten, schwank sie zusammen und eine dunkle Röthe überzog ihr Antlitz, dass es leuchtete, wie das Morgenroth der aufgehenden Sonne. Leise und entzückt flüsterte es in ihrem Herzen, Antonio: amico mio! — Oh, wohl hatte sie diesen Gruss verstanden, denn das Lied, das er ihr gesungen, tönte noch in ihren Ohren.

Graf Enrico, ihr Oheim, von dem man sagte, dass er bald ihr Gatte sein sollte, war aufmerksam geworden, er hatte ihren leisen Schrei vernommen, und wie er seine Blicke spähend nach ihr hinwandte und sie auf die Butter fielen, war auch er überrascht und verwundert.

Wahrlich, das ist ein Kunstwerk, sagte er, und nahm den silbernen Teller mit der Butter, um sie genauer zu betrachten. Es war ein Löwe, der in behaglicher stolzer Ruhe da

stand, und zu dessen Füßen, in sich zusammen gesunken, ein Lamm da lag, gleichsam hülfeflehend zu dem Löwen aufschauend, dessen Mähnen das Thierchen halb beschatteten und schützten. Eine unnachahmliche Grazie und Anmuth lag über dem Ganzen, wie in Wachs, so fein und so duftig, und doch dabei kräftig und markig war die Ausführung, sicher und bestimmt, edel und fehlerfrei alle Formen dieses seltsamen Kunstwerkes. Graf Enrico war ein feiner und gebildeter Kenner und mit Entzücken haftete sein Auge auf dem kleinen Meisterstücke, das er in seinen Händen hielt.

„Wahrlich, nur ein Künstler konnte dieses zierliche Werk schaffen,“ sagte er, „ein Löwe und ein Lamm von Butter, welche Aufgabe und wie wohl gelungen. Der Künstler muss entweder ein Spassvogel sein, der sich einen Scherz bereitet, oder er weiss es selber nicht, dass er ein Künstler ist.“

Und von Hand zu Hand ging nun der Löwe und Jeder war erstaunt, entzückt.

Aber den Künstler, schafft mir den Künstler, rief Graf Enrico.

Die Diener stürzten von dannen, Antonio zu rufen. Sie fanden ihn auf der kleinen Wiese unter der Pinie; das Haupt in die Hand

gestützt, träumend und lächelnd in die Wolken blickend. Als sie ihm des Grafen Befehl verkündigten, vor ihm zu erscheinen, lächelte er und stand auf, ihnen zu folgen. Er fühlte sich gar nicht überrascht und erstaunt; eine innere Ahnung hatte ihm gesagt, dass es so kommen würde, denn er wusste nun, dass die Kunst ihn zu ihrem Jünger erkoren. Ruhig trat er in den Saal, und wie alle Blicke sich auf ihn richteten, war er doch nicht befangen oder verlegen; er liess seine grossen dunkeln Augen über alle die Herren und Damen hingleiten, bis sie haften auf der Einen, die sie gesucht, auf Angiolinen, und als sich ihre glühenden, lächelnden Blicke begegneten, da fühlte er sich wie der Erde entrückt.

Kaum hörte er Graf Enriko's Frage, ob er den Löwen mit dem Lamme gemacht, auch konnte er vor übergrosser Bewegung nicht antworten, sondern nickte nur bejahend mit dem Kopfe.

„So darfst du kein Hirte bleiben, sagte der Graf, du musst ein Künstler werden, und dass du dies werdest, sei meine Sorge. Ich werde dich zu einem mir befreundeten Bildhauer als Schüler hinbringen, und Sorge tragen für deinen Unterhalt. Meine Damen und

Herren,“ wandte er sich zu den Gästen, „lasst uns Alle diesem jungen Künstler helfen, auf dass er eine Erinnerung habe an diesen Tag. Lasst uns ihm alle eine Spende darreichen.“

Und er nahm einen silbernen Teller, legte eine Hand voll Goldstücke darauf, und reichte den Teller dann seiner Nachbarin. Jeder folgte seinem Beispiel, und bald bedeckte ein Haufen Goldes den Teller. — Als er zu Angiolinen kam, nahm sie mit einem holden Lächeln die köstliche Perlennadel aus ihrem Haar, und legte sie auf den Teller, indem sie sich bei Graf Enriko entschuldigte, sie habe kein Geld mit zur Tafel genommen.

Der Graf winkte Antonio und reichte ihm seine erworbenen Schätze.

„Da,“ sagte er, „dies kleine Kapital ist dein. Wir wollen es auf Zinsen legen, damit es sich häufe und mehre, und dir nütze, wenn du dereinst dessen bedarfst. Deine Erziehung aber bestreite ich. Willst du aber auch fleißig sein und ein echter Künstler werden?“

Antonio nahm die Perlennadel und drückte sie an seine Lippen, dann sah er dem Grafen fest und kühn in die Augen und rief: „Beim ewigen Gott schwöre ich Euch, ich will ein echter Künstler werden, und dereinst sollt Ihr mit Stolz meinen Namen nennen!“

Und er hielt Wort, durch ganz Europa schallte bald sein Name, durch ganz Europa ging die Kunde von dem Ruhm des grossen Bildhauers: Antonio Canova!

Vielleicht giebt es Manche, die behaupten mögten, man habe seiner Behandlung des Marmors zuweilen angemerkt, dass er zuerst in Butter gearbeitet, weil er den Marmor oft so weich behandelt, — nun, hatte er doch einst die Butter als Marmor behandelt, — verzeihen wir ihm drum! —

Und wollt ihr nun sagen, der Zufall habe Canova zum Künstler gemacht? Oh wie ihr irrt, — die Liebe hat es gethan!

L. Mühlbach.

Rede,

gehalten in der Akademie der Wissenschaften bei
Aufnahme der Prof. *Wilhelm Grimm*, *Fr. v. d. Hagen*,
Schott und *Dirksen*.

Indem ich im Begriff bin, Sie, meine Herren, welche so eben gesprochen haben, im Namen der Akademie als neue Genossen unseres Vereins und unsrer Bestrebungen willkommen zu heissen, bietet sich mir ungesucht zuerst der Gedanke dar, wie verschieden doch die Gegenstände und Richtungen sind, welche nicht etwa bloss von den verschiedenen Abtheilungen dieser Gesellschaft verfolgt werden, sondern sogar innerhalb des Kreises der einen Klasse liegen, welche ich in diesem Augenblick als Sprecher vertrete; und zugleich damit drängt sich das Bewusstsein auf, wie wenig ein Einzelner, wenn er nicht den wissenschaftlichen Helden dieses Tages vergleichbar ist, sondern nur, um Homerisch zu reden, einer von denen, dergleichen jetzt die Sterb-

lichen sind, geeignet erscheinen kann, den Werth eines jeden unserer Amtsgenossen, und um bei der gegenwärtigen Veranlassung stehen zu bleiben, zunächst eines jeden von Ihnen nicht bloss äusserlich und nach dem allgemeinen Rufe, welchen Sie sich erworben haben, sondern mit wissenschaftlicher Einsicht und Bestimmtheit zu ermassen. Die letztere Betrachtung würde niederschlagend und demüthigend sein, wenn diese Beschränktheit nicht dem bei weitem grössten Theile der Gelehrten gemeinsam, und wenn nicht auch im Gebiete der Wissenschaft die Theilung der Arbeit als erspriesslich anerkannt wäre; dagegen ist die erstere unzweifelhaft erhebend, und eröffnet uns einen Blick in die Unendlichkeit und Allumfassung des menschlichen Geistes, welche annäherungsweise freilich und in ihre Elemente aufgelöst darzustellen eine von einem bedeutenden Staat eingesetzte Gesellschaft wie die unsrige vorzugsweise berufen ist. Unsrö vaterländische Sprache, Litteratur und Bildung; einerseits und andererseits der Charakter der Völker, des Chinesischen, Tibetischen und Tatarischen Stammes, beide von ausgezeichneten Gelehrten behandelt, die wir so eben von ihnen theils schon geleisteten theils zukünftigen Forschungen haben

sprechen hören; stellen sich uns beinahe als äusserste Enden unsrer Geschichte der gebildeten Völker dar, da jene das sind, was uns am nächsten liegt, dieser aber, wo nicht das räumlich und geistig Entfernteste, doch so abweichend von der Gestaltung unserer Zustände und Geisteserzeugnisse, dass man sagen möchte, das Gemeinsame in beiden werde von dem Gegensätzlichen oder Verschiedenen überwogen. In dieser Ausdehnung unserer wissenschaftlichen Kunde über den ganzen Erdkreis gewahren wir einen doppelten Vorzug der neuern Europäischen Bildung, den einen vor dem Wissen der Morgenländer, den andern vor dem Wissen des Alterthums. Wenn der Barbar auf seine nächste natürliche Umgebung beschränkt ist und den Fremden als Feind anzusehen pflegt, so nähern sich demselben Völker, denen übrigens ein nicht unbedeutender Grad bürgerlicher und sogar wissenschaftlicher Entwicklung kaum abzusprechen, in dem Maaße, als sie beschränkt oder selbstzufrieden sich beschränkend auf sich selber, nur ihre eigene Bildung anerkennen, und sich so zu sagen aus der Gemeinschaft des menschlichen Geschlechtes ausschliessend, das Menschliche ausser ihnen zu erblicken und zu verstehen unfähig sind, oder aus eingewurzelt

Vorurtheilen ihre Wissbegierde willkürlich begrenzen; auf diese Stufe haben sich die gebildetsten Völker des Morgenlandes festgebant, und sie können daher zu keiner reinen Erkenntniss der Geschichte des Menschengeschlechtes, oder um mich dieses Wortes in einem höhern als dem gemeinhin gangbaren Sinne zu bedienen, zu keiner Philologie gelangen. Die classischen Völker des Alterthums dagegen waren allerdings im Stande, auch das Fremde zu begreifen, und haben es begriffen, soweit ihr Verkehr reichte; aber da dieser selbst nicht den Umfang des heutigen hatte, erlangten sie zwar Tiefe der Einsicht in das ihnen zu Gebote stehende Nähere und Unmittelbare, aber nicht den weitumfassenden Ueberblick der ganzen Natur und Geschichte, nicht die Anschauung aller Formen, in welchen sich der menschliche Geist darstellt, und aller seiner Gänge und Irrgänge, auf welchen unsre Gelehrsamkeit ihn verfolgt. Vermöge dieser Vorzüge wird es der Europäischen Bildung möglich sein, den ganzen Erdkreis sich unterthan zu machen, wie unsere Religion geeignet ist, Weltreligion zu werden, und wie Griechen und Römer ihre Bildung so weit trugen, als ihre Waffen reichten. Aber mit dieser weltbürgerlichen Umsicht, die den Men-

schen dem Menschen befreundet, und uns anreizt, ihn nicht allein in uns, sondern auch in Andern kennen zu lernen, vereinigen die Europäer ein tief gewurzelttes Gefühl der Volksthümlichkeit, ohne deren Gepräge sie bald in flacher Allgemeinheit verschwimmen würden; die schönste und ächtteste Bildung wird gerade dann erreicht, wenn grosser Umfang und Allgemeinheit des Gedankens in eine besondere, mit hohen Umrissen gezeichnete und scharf und tief ausgeprägte Eigenthümlichkeit eingeschlossen wird, das Unendliche begrenzt im Endlichen. Den Deutschen ist sehr häufig von ihnen selbst der Vorwurf gemacht worden, dass sie zu sehr nach aussen blicken, das Fremde bewundern, das Einheimische verschmähen; und gewiss hat dieses zu Zeiten nicht bloss ihrer Litteratur und ihrer Lebenssitte, sondern sogar ihrem politischen Zustande nicht wenig geschadet. Auch diese Akademie hat trotz dem, dass früher unser Leibnitz die Bearbeitung der deutschen Sprache empfohlen, und sie in der Zeit der grössten Verunstaltung belobt hatte, aus Herkommen selbst dann noch dem Französischen gehuldigt, als wir längst gelernt hatten, unsere Sprache würdig zu gebrauchen; mögen wir jetzo, ohne in den entgegengesetzten Feh-

ler hohler Selbstgefälligkeit und Ueberhebung zu fallen, uns desto glücklicher preisen, wenn unsere Völksthümlichkeit so erstarkt und gesichert ist, dass wir keinen verderblichen Einfluss des Fremden mehr zu fürchten haben, und also um so unbefangener uns dem allgemeinen Weltverkehr der Völker hingeben können, gewiss im Austausch der Gedanken mindestens eben so viel, oder was in diesem wie im Handel mit äussern Gütern wünschenswerthier ist, noch mehr mitzutheilen, als wir empfangen. Sie haben, verehrter Herr von der Hagen, den Werth der Sprache für ein Volk, und zwar vor allem mit Recht den Werth unsrer Sprache für unser Volk, und wie sie in den Zeiten der Unterdrückung fast noch das einzige Gemeinsame der Deutschen geblieben war, beredt dargestellt; durch die Wiederherstellung der äussern Freiheit hat sie nichts von dieser Wichtigkeit für das gemeinschaftliche Vaterland verloren, und wer sollte verkennen, dass ihre Pflege allen gebildeten Deutschen eine heilige Pflicht ist? Denn es sind nicht bloss die Sprachforscher, deren Händen sie anvertraut ist; es sind ganz vorzüglich die öffentlichen Redner, die ihr Kraft, die Philosophen, die ihr Bestimmtheit und Tiefe, die Dichter, welche ihr Fülle und

Klarheit für die Einbildungskraft und alle feinen und zarten Färbungen für den Ausdruck jeder Stimmung und jedes Gefühls geben sollen; allen zusammen liegt aber auch meines Erachtens ob, für ihre Reinheit, doch ohne geschmacklose Pedanterei zu sorgen. Unserer Gesellschaft fällt zunächst die Forschung anheim, und es ist ein glückliches Geschick, dass ich heute mich zuerst an so ausgezeichnete Forscher auf dem Gebiete der Muttersprache und vaterländischen Litteratur zu wenden habe. Die Akademie hat, mit richtigem Sinne, die günstigen Umstände benutzt, um die Vertretung dieses ihr und dem Vaterlande hochwichtigen Zweiges der Gelehrsamkeit in ihrer Mitte zu verstärken; indem sie dieses that, hat sie Ihnen, dem ersten unter den neuerwählten Mitgliedern, soviel an ihr liegt, den Dank gereicht für mühevollte Arbeiten, welche Sie von Jugend auf, und schon zu einer Zeit, da dieses Feld noch wenig angebaut war, der alten vaterländischen Litteratur gewidmet, und vor kurzem nach vieljährigen Vorbereitungen durch ein Ihrer selbst und des Vaterlandes würdiges und umfassendes Werk gekrönt haben. Sage ich, die Akademie habe, um den bezeichneten Zweck zu erreichen, günstige Umstände benutzt, so meine ich hiermit vorzugsweise die durch Friedrich

Wilhelms des Vierten huldreichen und freien Sinn uns günstig gewordene herbe Ungunst des Schicksals, welches Sie, verehrter Herr College Wilhelm Grimm, mit Ihrem trefflichen Bruder betroffen hatte. Der edle und tüchtige Mann findet, wenn ihm ein Vaterland verloren geht, immer wieder ein neues, welches ihn mit Freuden empfängt und aufnimmt; und wenn der Dichter von einem Bürger zweier Staaten sagt, gut sei es in stürmischer Nacht, zwei Anker vom raschen Meerschiff ausgeworfen zu haben, so erfreuen sich Deutschlands Gelehrte des Vortheils, der Rettungsanker noch mehr zu haben, so lange seinē hochherzigen Fürsten den innern Werth Deutscher Gesinnung und Wissenschaft so würdigen wie unser König und Herr. Unserer Gesellschaft waren Sie, theuerster Herr College, schon früher nicht fremd, und brauchte Ihr älterer Bruder den ihm längst angewiesenen Sitz unter uns nur einzunehmen, so bedurfte es für die Akademie nur einer durch die Verhältnisse gegebenen Erinnerung, um das Band mit Ihnen, der sie zusammen mit jenem in brüderlicher Eintracht so manches gelehrte und gemüthliche Werk gefördert, und in Ihren besondern Schriften die tiefe und umfassende Kenntniss des Deutschen Alterthums, seiner Sprache und Dichtung, seiner einfachen und

natürlichen Weisheit, zu allgemeiner Anerkennung bewährt haben, noch enger als vorher zu knüpfen. Möge beiden die gastliche Stätte, die der König Ihnen hier bereitet hat, Ersatz für das Verlorene und wo möglich noch mehr gewähren; unsre Hochachtung und Freundschaft ist bestrebt gewesen und wird es ferner sein, zu zeigen, dass wir alle, auch die Ihren besondern Studien ferner stehen, Ihre Verdienste kennen. Doch ich darf meinen persönlichen Empfindungen keinen freien Lauf lassen; ich eile zu einer andern Betrachtung. Den Morgenländischen Sprachen hat die Akademie mit Recht ein bedeutendes Gewicht für sich beigelegt; namentlich hat sie, seitdem die Indische Litteratur bei uns bekannter zu werden anfangt, die trefflichsten Kenner und Begründer dieses Studiums in Deutschland ihrem Kreise verbunden. Durch den Tod unseres theuren Collegen Wilken hat nicht nur das Sekretariat und die geschichtliche Parthie der philosophisch-historischen Klasse, sondern auch die Morgenländische Litteratur einen würdigen Vertreter verloren; Sie, verehrter Herr College Schott, bewegen sich auf einem Theile des Gebietes, welches jener bearbeitet hatte; aber über dasselbe hinaus eröffnen Sie uns ein anderes von der Akademie bisher kaum berührtes. Zwar

hatte Leibnitz seine Aufmerksamkeit auf China und Chinesische Wissenschaft gerichtet, und bei der Stiftung der ehemaligen Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften nichts Geringeres als astronomische und geographische, natur- und völkergeschichtliche Beobachtungen von den Preussischen Grenzen bis nach China in Aussicht gestellt; die rege Wissbegierde seiner Zeit und der nächsten nach ihm hat auch manche Belehrung über jenes Land und seine eigenthümliche Weisheit und Sitten ans Licht gefördert: selbst die sprichwörtlich gewordene Stetigkeit seiner Formen, wie wenig sie auch der Europäischen Bewegung und Sehnsucht nach Fortschritt zusagen kann, selbst das Bild einer vollendeten und folgerechten Despotie, nicht jedoch ohne manches Korn ächter Staatsweisheit, hat ernsten Denkern des vorigen Jahrhunderts reichen Stoff zu geistvollen Bemerkungen geliefert. Aber erst kurz vor der letzten Wiederherstellung der Akademie hat unsere Hauptstadt zwei Männer gesehn, einen eingebornen und einen fremden, welche sich der Bearbeitung dieses Feldes widmeten; und jetzo, da dieser Königssitz mehr als jemals Deutschlands wissenschaftlicher Mittelpunkt geworden, ist uns ein Kenner jener besondern Gestaltungen der Sprache, Wissenschaft und

Kunst und aller Lebensverhältnisse ein wesentliches Bedürfniss. In Ihrer Person hat ihn die Akademie gefunden. Bis dahin besass sie nur Chinesische Zeichen; Sie sind der erste, der sie gebrauchen, der sie durch Anwendung beleben wird. Sie weisen zugleich schon jetzo auf eine fruchtbarere Behandlung der von Ihnen genannten Sprachen hin, wodurch das Studium derselben zu der Höhe der vergleichenden Sprachkunde erhoben werden soll. Je weniger Preussen jemals einen dauernden Verkehr mit dem himmlischen Reiche, welches Leibnitz auf den Bernstein zu gründen hoffte, zu unterhalten im Stande ist, desto reiner wissenschaftlich, desto entfernter von der gemeinen Nützlichkeit, und folglich um so reiner akademisch ist die Bearbeitung Ihres Fachs. Der Zweck der Akademie liegt in der Förderung und Erweiterung der allgemeinen Wissenschaften. Aber auch diejenigen Wissenschaften, welche in einem näheren Verhältniss zu Staatszwecken stehen, würden übel berathen sein, wenn sie sich dem Geiste allgemeiner Wissenschaftlichkeit entzögen. Es ist früher an dem Leibnitzschen Gedächtnisstage in dieser Versammlung dargelegt worden, dass weder Theologie noch Rechtsgelehrsamkeit der Akademie fremd seien, weil sie beide durch drei wichtige Elemente,

das philosophische, philologische und geschichtliche, mit den allgemeinen Wissenschaften innig verbunden sind. Diese Verbindung tritt jedoch nicht überall in der Behandlung gleich stark und gleich rein hervor; wo sie in irgend einer dieser drei Beziehungen in hervorstechendem Grade erscheint, würde eine Akademie der Wissenschaften sich wichtiger Zweige der Erkenntniß und edler Zierden berauben, wenn sie die Meister jener gelehrten Fächer nicht zu den ihrigen zählen wollte. Namentlich hat unsere Akademie sich der Mitgliedschaft berühmter Rechtsgelehrten erfreut, und auch dafür dient uns Leibnitz, der allumfassende, zum Vorbild. Wie sollten wir also nicht gewünscht haben, Sie, verehrter Herr College Dirksen, unserem Vereine zu gewinnen, Sie, in dessen gelehrten und scharfsinnigen, mit Kraft und Aufopferung durchgeführten rechtswissenschaftlichen Werken gerade das geschichtliche und philosophische Element sich in jenem vorzüglichen Masse herausstellt, dass die Zwecke der akademischen Klasse, welcher ich die Ehre habe anzugehören, durch Ihre Mitwirkung müssen besonders gefördert werden? Sie haben der Akademie so eben die Anerkennung gegeben, sowohl durch die Wahl ihrer Mitglieder als durch die Be-

stimmung der Gegenstände ihrer Preisfragen habe sie der Ansicht beigepflichtet, dass die Kunde der Rechtsverfassung im Alterthum auf das Studium der alten Geschichte und der übrigen Lebensverhältnisse jener Völker einen dankenswerthen Einfluss übe; Sie haben auseinandergesetzt, wie man jetzt nicht selten den Geschichtsforscher und den Alterthumskundigen auf demselben Felde der Untersuchung antreffe, und mehr und mehr zum Bewusstsein komme, dass das allseitige Verständniss des classischen Alterthums nur durch die vereinten Bemühungen jener Gelehrten zu erreichen sei. So begegnen sich die Ansichten der Akademie und die Ihrigen: Ihre Richtung war längst eine akademische; uns gereicht es wo nicht zum Verdienst doch zur Genugthuung, sie als solche erkannt zu haben.

Der erste unter den Sprechern, denen meine Erwiederung gilt, hat seinen inhaltreichen Worten einen Schluss gegeben, den alle Anwesende mit der lebhaftesten Befriedigung und herzlichsten Einstimmung werden vernommen haben. Welcher Schluss als ein ähnlicher sollte mir dem Antwortenden geziemen? Hat Herr von der Hagen als wissenschaftlicher Vertreter der vaterländischen Litteratur in unserer Akademie den König als den Meister

Deutscher Rede, den treuesten Pfleger der geliebten Muttersprache bezeichnet, so liegt es mir als amtlichem Vertreter mannigfacher Richtungen überdies ob hervorzuheben, dass der König der ächten Bildung huldigend, welche ich oben in die Vereinigung der unbeschränktesten Allgemeinheit mit der besondersten Eigenthümlichkeit gesetzt habe, dem eigenen Volksthume mit Liebe zugethan zugleich jedes andere anerkennt, namentlich das seiner nicht Deutschen Unterthanen, damit nicht, soviel an ihrem Beherrscher liegt, ihre Sprache erlösche, wie die Zunge des Stammes, von welchem dieses Reich den Namen trägt, verstummt ist; dass er das Wahre und Edle, wo es auch gewachsen sein mag, ohne Ursprungschein hochschätzt und liebt, endlich dass auch unsern erhabenen Herrn und Beschützer das belebt, was die Seele der Akademie ist, allgemeine Wissenschaftlichkeit. Gott erhalte den König!

Boeckh.

Scene aus dem Lustspiel:

La dama Giardiniera.

Frei nach dem Neapolitanischen

von

August Kopisch.

Felsweg zwischen Gärten, in welchen Oel-, Feigen- und Orangenbäume von Rebengewinden umschlungen stehn. Man sieht auf den Golf von Neapel hinab. Rechts im Vorgrunde Feigenbäume über eine niedere Mauer herabhängend, darunter grosse antike Marmortrümmer. Von links kommen: Graf Balbino, Graf Cataldo, sein Nefte, mit Fächern, und Pulcinella, welcher sich mit dem Hut Luft zuweht.

Balbino, sich die Stirn trockenend. Das Steigen ermüdet. Es ist heiss!

Pulcinella. Die Sonne scheint durch ein Brennglas, Eccellenza! Die Welt wird ein Backofen! Wir sehn uns selber nicht mehr ähnlich! Wir laufen auf wie Neubrot! Die Garköche werden bankerott, wenn man die Fische gesotten aus dem Meere zieht.

Balbino. Wir haben Unrecht zu Fusse zu gehn.

Pulcinella. Gewiss, Eccellenza. Die Leute sehen uns für Giesskannen an. Wir transpiriren alle drei, wie die Platzregen.

Balbino. Endlich, hier oben kommt ein erquickendes Lüftchen!

Pulcinella. Es kommt gerade noch zurecht, eh' wir ins Meer hinunterfliessen. Uff! uff! die Sonne trinkt heute den Wein im Keller aus. Es hagelt Backobst von allen Bäumen!

Balbino. Ei! welch angenehmes Ruheplätzchen! Erholen wir uns ein wenig im Schatten dieser Feigenbäume. (Sie setzen sich.) — Ermann' dich, Cataldo! Sieh doch, wie reizend die Natur alle diese Buchten gebildet hat!

Cataldo (schwermüthig). Ach, Lindrung giebt es nirgend für meinen Schmerz!

Balbino. Pulcinella! Du bist ja hier wie zu Hause! wie weit haben wir nun noch von hier bis zum Palaste der Braut?

Pulcinella. Ich setze den Fall, man feuerte von da eine Vierundzwanzigpfündige ab, so würde sie noch stark genug hier ankommen, um Eurer Eccellenza den Kopf abzunehmen!

Balbino. Meiner Treu, sehr artig gesagt.

Pulcinella. Wenn Eccellenza meine Gleichnisse treffend finden, viel Ehre für mich!

Balbino. Aber, lieber Nefte, wie himmlisch ist diese Gegend! (zu Cataldo.)

Pulcinella. Und hier das Wirthshaus, wie anziehend!

Balbino. Denkst du beständig ans Essen? (zu Pulcinella.)

Pulcinella. Ja, Eccellenza, beständig! Und was glaubt Eccellenza, dass ich seit heute früh im Leibe habe? — Einen halben Kuchen mit Fischen belegt, um einen Sechser alten Käse drauf, sechsunddreissig

Paradiesfeigen, zwei Polypen und viertheil Pfund Maccaroni, des Weines gar nicht zu gedenken.

Balbino. Still davon. Erkläre uns lieber die Gegend und alle die Ortschaften, welche den blühenden Kreis dieses Golfes schmücken. Es wird meinen Neffen erheitern.

Pulcinella. Ah! den Cicerone soll ich machen? — Schön, schön, für Geld bin ich zu Allem bereit. — Wohlan! Hier unten, wo das Gerassel und Gerummel der eleganten Wagen heraufrumort, — erblickt man das vornehme Neapel — mit all' seinen Hörnern. Prächtig und majestätisch breitet sich die dritte Stadt Europa's an die, um die und über die Berge längs dem azurfarbnen Meere dahin, hinum und herum!

Balbino. Das weiss ich längst, von da kommen wir ja eben herauf, (zu Cataldo.) Welch ein Esel!

Pulcinella. Dort hoch über der Stadt, aus den fruchtbaren Gärten droht — das unfruchtbare Kastell; hier unten aber das Schiffsarsenal, wo eben die Kriegsfregatten auslaufen — den jährlichen Tribut nach Afrika zu bringen.

Balbino. Sieh, Cataldo, wie heiter du hier oben wohnen wirst! Sieh, wie das Meer überall mit unzähligen bunten Barken und Seegeln besät und beschneit ist! Wahrlich ein lachender Anblick!

Pulcinella. Für den Geldhaber, ja!

Balbino. Warum nur für den Geldhaber?

Pulcinella. Weil der Geldhaber alles schnabliren kann, was die Schiffe da bringen!

Balbino. Was bringen sie denn? —

Pulcinella. I, Alles.

Balbino. Was denn Alles?

Pulcinella. Die nächsten Marktschiffe dahier unter

uns schleppen sich, von der Insel Ischia hinter uns, mühsam heran mit tausenderlei Meer- und Landfrüchten; als da sind: Feigen, Fische, Rosinen, Mandeln, Krebse, Wein, Kirschen, Erbsen, junge Ziegen, Birnen, Lämmer, Muscheln und Bohnen. Hier aber bringen sie Hammerfische, Zitterrochen, Austern, Meerkrabben und Polypen, Muränen, Seespinnen und Dintenfische mit Streusand von Puzzoli hier, von der Steininsel Capri bringen wiederum andre Barken feinen Wein und superfeines Oel. Dort, seht, seht, wie das dicke schwarze Boot heute zurückbleibt! Der Wind ist zu schwach, er kann die Last Schwerdtfische nicht heranbringen. — Dort, wo die Delphine hintereinander hertanzen, — wie viel Boote drängen sich da um die unermesslichen Netze voller Thunfische! Dort schaukelt sich Oel von Massa herüber. Weiterhin kommen Orangen herangesegelt, süsser Käse und Limonen von der Sorrentiner Küste, welche die Jungfer Italia gleichsam als Riechfläschchen im Meerbusen trägt.

Balbino. Nicht übel gesagt.

Pulcinella. Oh! Eccellenza, für Geld kann ich noch mehr. Weiterhin kommt wieder delikates, fingerleckriges Oel und Käse von Vico; aber dort von dem höchsten Berge da bringen sie den Winter in den Sommer.

Balbino. Was bringen sie?

Pulcinella. Sie bringen marinirten Bergschnee.

Balbino. Marinirten Schnee?

Pulcinella. Gewiss, Eccellenza, wenn er nicht marinirt wäre, — wie wollte er sich denn so lange halten? Ferner, kommen sie von Castellamare, mit Melonen, mit Kürbissen, mit Mais, mit Gragnaner

Bergwein, mit Kohlrabi, Karviol, mit Brokkoli, mit Liebesäpfeln, mit Molignamen, mit Zwiebeln, Knoblauch, spanischem Pfeffer und allem Guten. Aber jene andern zweimal siebentausend kleinen Böte krabbeln überall wie Fliegen in der Milch herum, herüber und hinüber, um allerhand wohlschmeckende Meerfrüchte zu fangen. Liebt ihr Vongoli - Suppe oder schmeckt euch Schneckensuppe besser?

Balbino. Du sprichst ja nur von lauter Essen, bringt man denn gar nichts Andres nach Neapel?

Putcinella. O ja, dort kommen die von Amalfi mit Papier für die Advokaten; aber lassen wir sie, Eccellenza, hier kommen bessere Schiffe!

Balbino. Wo?

Putcinella. Dorthen vom Fusse des Berges, welchem der Kopf raucht, von der berühmtesten und geschmackvollsten Stadt des ganzen Königreichs.

Balbino. Von Pompeji?

Putcinella. O was denkt Eccellenza! In dem alten Nest ist nichts zu holen. Es ist weder Hafen noch Wirthshaus mehr da. Von Torre kommen die Barken!

Balbino. Und was bringen sie?

Putcinella (pathetisch). Neptun, ebne das Meer! — Sie bringen Maccheroni!

Balbino. Gute?

Putcinella. Eccellenza beleidigt sie nicht, es sind die besten! Aber wisst ihr, warum sie so gut sind?

Balbino. Nein.

Putcinella (ins Ohr). Sie gerathen so gut: weil die Stadt an des Teufels Haus angebaut ist, an den gesegneten Berg, der ungebeten Feuer speit.

Balbino. Genug davon. (Zu Cataldo) Sieh doch, lieber Nefse, wie reizend, von der blauen Ebne des

Meeres der Vesuv sich emporschwingt und das bunte Aschengewölk in die Luft erbaut. Wahrlich ein schöner Berg!

Pulcinella. Ein schöner Berg? — Eccellenza, wohin fällt Euer Esel!? Sagt lieber ein garstiger Berg; denn wenn Feuerspeien hübsch wäre, so wäre ja jeder Teufel ein recht anständiger Mann!

Balbino. Sei endlich still. Ermanne dich Cataldo! (zu Cataldo) Kann selbst dieses Paradies dich nicht erheitern? Vertraue dich mir: hat etwa die Erinnerung an deine verstorbene Frau dein Gemüth so ergriffen?

Cataldo seufzt.

Balbino. Dieser Seufzer entfaltet mir dein ganzes Herz. Aber bedenke, dass deine Sehnsucht vergeblich ist. Deine Rosaura ist todt und wenn sie auch noch am Leben wäre, sie würde nie dir leben. Also denke nicht mehr an sie, sie hat dir nur zu viel Leiden und Schande gemacht.

Cataldo. Aber womit hat sie mich denn beleidigt? Worin fehlte die treue Seele, dass ich sie hassen sollte, auch nach dem Tode noch?

Balbino. Sie fehlte gleich zu Anfang, indem sie dich zu ihrer Liebe verlockte. Sie bildete sich ein, dir an Rang zu gleichen.

Cataldo. Und stammt sie nicht aus einem eben so edlen lombardischen Geschlechte?

Balbino. Ja; aber durch Elend erniedrigt ist der Glanz dieses Geschlechtes im niedern Volk erloschen. (Zu Pulcinella). Pulcinella! Geh voran, uns bei der Braut vorzumelden.

Pulcinella. Ja, Eccellenza! (geht fort, kehrt aber wieder um.)

Balbino. Nun? Warum kommst du denn wieder?
 Pulcinella. Ich weiss ja noch nicht: was ich ihr sagen soll?

Balbino. Sprich: erlesne Dame, Seine Eccellenza der Herr Graf sind von der Lombardei hier arrivirt.

Pulcinella. Gut. Gewesne Dame, Seine Eccellenza der Herr Graf sind aus der Bombardei hier arretirt.

Balbino, (ärgertlich, laut). Ich sage: Erlesne Dame, Seine Eccellenza der Herr Graf sind von der Lombardei hier arrivirt. Arrivirt nicht arretirt.

Pulcinella. Gut. Erlesne Dame, Seine Eccellenza der Herr Graf sind aus der Barbarei hier arrivirt.

Balbino. Nicht Barbarei, Lombardei!

Pulcinella. Bombardei? — Was ist das?

Balbino. Lombardei sage ich. Die Lombardei ist ein Land in Oberitalien.

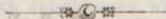
Pulcinella. Aha! Wo der excellente Speck herkommt?

Balbino. Ganz richtig.

Pulcinella. Gut. Wer aber ist der Graf?

Balbino (auf Cataldo zeigend). Hier der, mein Nefse Cataldo.

Pulcinella. Mein Nefse Cataldo. Gut. Lasst mich nur machen Eccellenza! (Im Abgehn für sich.) Gewesne Dame, der Herr Graf sind von da arretirt, wo seine Eccellenza der Speck herkommt. (ab.)



Mit Gneifenau's Bilde.

Dieß Bildniß, abgedruckt in heilig Eisen,
 O theurer Freund! dieß theure Bildniß soll
 Den Mann dir zeigen, dess das Herz mir voll,
 Wiewohl mein Lied nicht würdig ihn zu preisen.

Das ist er, sieh! der Mann von Stahl und Eisen.
 So war er da, wo vorn sein Schlachtruf scholl,
 So da, wo Feindes Strom am dicksten quoll:
 Bald musst' ihm Feindes Fuss die Ferse weisen.

Doch seine Würd' und Huld und klare Milde,
 Vor seinem Ruhm das eigene Erröthen,
 Und wie er heitre Ehrfurcht rings gebietet,
 Das alles steht hier freilich nicht im Bilde.
 Für uns auch, die ihn kannten, nicht von Nöthen!
 Denn unsre Brust sein treustes Bild behütet.

K. H. G. v. Meusebach.

Torquato Tasso's Rinaldo

erster Gesang*).

1.

**Das süsse Leid sing' ich, das erste Feuer,
An dem Rinald in seiner Jugend litt,
Dem Ehrbegier zu grausem Abentheuer
Und Liebesgluth gelenkt den irren Schritt,
Als Karl das Mohrenvolk besiegt und theuer
Die Keckheit ihm bezahlt, mit der es stritt,
Und Agolant, Trajan und selbst Almonte
Im Kampf den Geist verhaucht in Aspramonte.**

*) In meiner Schrift, Torquato Tasso's Leben, welche bei Duncker und Humblot besonders erschienen, dann aber der von Schwetschke und Sohn in Halle verlegten Gesamtausgabe meiner Uebersetzungen beige druckt worden ist, habe ich den vierten Gesang des Rinaldo, von mir übertragen, mitgetheilt, — dieser Jugendarbeit des grossen Dichters, welche, im neunzehnten Jahre desselben entstanden, in Italien den Ruhm desselben fest begründet hat, in Deutschland aber bis jetzt kaum dem Namen nach bekannt worden ist. Die dort mitgetheilte Probe ist nicht unfreundlich aufgenommen worden, so dass ich wohl hoffen darf, auch eine weitere Mittheilung werde nicht ganz ohne Theilnahme bleiben. Ob der Uebersetzer sich entschliessen wird, noch als Greis, in seiner Weise, seinen Landsleuten die ganze Arbeit des Dichter-Jünglings vorzuführen, kann bis jetzt weder bejaht noch verneint werden. — Diejenigen, welche über die Umstände, unter welchen das Gedicht entstanden, nähere Auskunft wünschen, muss ich auf die obenerwähnte Lebensbeschreibung verweisen.

Streckfuss.

2.

O Muse, die gar oft in schlichter Weise
 Mit mir demüthig meine Gluthen sang,
 Dass rings umher die Waldung lauscht' und leise
 Aus Echo's Mund ein theurer Name klang,
 Jetzt, da zu grösserm Werk, nach höhern Preise,
 Mich mächtig treibt des Herzens kühner Drang,
 Jetzt musst du neue Gunst zur alten fügen,
 Soll ich mit Glück der Doppelbürde gnügen.

3.

Vielleicht erstrahlt durch dich in künft'gen Zeiten
 Mein Lied durch Ludwigs Ruhm in schönern Licht;
 Vielleicht auch trägt dann in die fernsten Weiten
 Den grossen Namen preisend mein Gedicht.
 Doch um das Lob des Hohen zu verbreiten,
 Bedarfs der Stimm' und Kunst des Dichters nicht,
 Denn Ihn, der Andern Ruhm verleiht und Leben,
 Wird eigne Kraft zum Himmel leicht erheben.

4.

Ihr, heil'ger Herr, der Ihr, das Haupt umschlossen
 Vom Purpurhut, das Herz mit Tugend schmückt,
 Und rings umher so reichen Strahl ergossen,
 Dass er den hellsten Ruhm in Dunkel drückt,
 Dafern Ihr Euch dem tiefen Ernst verschlossen
 Und meinen Sang mit holder Gunst beglückt,
 So findet Ihr, wenn nicht mit klaren Worten,
 In euren Zügen doch Euch selber dorten.

5.

Und wenn Ihr dann in dreifach heil'ger Krone
 Der Ketzerei ihr Todesurtheil schreibt;

Gedrängt von Liebe zu Mariens Sohne,
 Die Christenfürsten nach Aegypten treibt,
 Und den Osmanen stürzt vom schnöden Throne,
 Und, was er schlecht erworben, Euch verbleibt,
 Dann werde zur Trompete meine Leier
 Zu eurer Thaten, eurer Waffen Feier.

6.

Schon hatte Karl die Libyer oft geschlagen
 Und fast gedämpft die ungestüme Wuth,
 Und Almont und Trajan, die Brüder, lagen
 Getödtet auf dem Feld durch Rolands Muth.
 Doch manche feste Plätz' in sichern Lagen
 Hielt noch der Feind und wehrte drin sich gut,
 Da beim Beginn des Kriegs er viel' am Strande
 Des Meers besetzt, und viele tief im Lande.

7.

Und Karl, der schon das flache Land errungen,
 Und Meister war von dem und jenem Meer,
 Hielt rings mit wohlbewehrter Schaar umschlungen,
 Und drängte hart der Sarazenen Heer.
 Dies hoffte, so vom Missgeschick bezwungen,
 Kaum Rettung von dem Untergange mehr,
 Doch wuss' es, kühn und nicht gelähmt vom Schrecken,
 Noch immer Grau'n den Christen zu erwecken.

8.

Und jeden Tag kam ausserhalb der Schranken
 Der festen Plätze irgend wer heraus,
 Zu zeigen, dass der Mohren Kraft den Franken
 Noch wohl gewachsen sei im Einzel-Strauss.
 Doch wenn darauf der Sonne Strahlen sanken,

Und nur die Eule schwirrt' und Fledermaus,
Versuchten sie beim Ueberfall in Masse,
Ob Ruhm sich, wenn nicht Rettung, finden lasse.

Doch der hier stets den ersten Preis erhalten
Im Zweikampf und in allgemeiner Schlacht,
Der junge Roland ist's, der hier den alten
Heroen gleicht an Heldenmuth und Macht.
Kein Krieger kann sich für so furchtbar halten,
Kein Helm, kein Panzer ist so fest gemacht
Durch Zauberei, ihm widerstehn zu können;
Mars selber würd' ihm gern den Preis vergönnen.

10.

Wie oft schon hatten von den Feinden tausend
Vor ihm allein den Fuss zur Flucht gewandt;
Wie oft schon machte durch die Lüfte sausend
Sein Schwert zum rothen, warmen See das Land;
Wie oft schon sah, im Innersten ergrausend,
Das schwer bedrängte Volk des Agolant
Die Feldherrn, die es einst geführt zum Siegen,
Durch seinen Arm auf blut'gen Bergen liegen.

11.

Schon trägt der irre Ruf in weiter Runde
Auf seinen Schwingen Rolands Thaten fort,
Erst klein, und grösser dann von Mund zu Munde,
Mit prächtigerem Klang von Ort zu Ort.
Wohin er dringt, verstreut er hohe Kunde
Und nennt ihn jeder Tugend Bild und Hort;
Nie rastend, mischt er Falsches mit dem Wahren,
Um Wunder jeder Art zu offenbaren.

12.
 So dringt er auch zu Haimons jungem Sohne,
 Und zeigt ihm einzeln jede hohe That,
 Durch welche sich des Heldenmüthes Krone
 Sein Vetter Roland schon errungen hat.
 Der Jüngling, fühlend, zu des Glückes Throne
 Führ' einzig und allein des Ruhmes Pfad,
 Entflammt sich mit des edeln Neides Schmerzen,
 Der Raum nur findet in erhab'nen Herzen.

13.
 Damit in ihm so edler Neid sich mehre,
 Bedenkt er stets, dass in der Jugendzeit,
 In der ein Mann im Schlachtgewühl der Heere
 Erdulden soll des Mars glorreiches Leid,
 Er sich in flücht'ger, eitler Lust verzehre,
 Umhüllt von üppigem und zartem Kleid,
 Gleich Mädchen, die, geschmückt mit Ringel-Locken,
 Beschäftigt sind mit Nadel und mit Rocken.

14.
 Er stöhnt, gequält, zernagt von solchen Sorgen,
 Und seufzt aus tiefer Brust in tieferm Gram,
 Und wünscht vor jedem Blicke sich geborgen,
 Denn jeder färbt ihn mit dem Roth der Schaam,
 Und scheint zu fragen: Wie? des Lebens Morgen
 Verträumst du, wie ein Mädchen, feig und zahm?
 Und also deckst du jetzt das Lichtgefunkel
 Des alten Väter-Ruhms mit deinem Dunkel?

15.
 Von solcherlei Gedanken ganz befangen,
 Verliess er einst die Königsstadt Paris,

Wo ihn, da Alles in den Krieg gegangen,
 Sein Vater sammt der Mutter wohnen liess.
 Kaum mocht' er eine Stunde weit gelangen,
 Als ein beblümter Wiesenplan sich wies,
 Um den herum viel hohe Bäume sprossen,
 Die weiterhin zum dunkeln Wald sich schlossen.

16.

Gelegen scheint ihm dieser Ort zum Klagen,
 Da er vor jedem Blick verborgen ruht,
 Drum setzt er sich, um, was hier folgt, zu sagen
 Mit bangem, heiserm Ton und trübem Muth:
 So muss mich, ach! ein brennend Feuer nagen,
 Gemischt von Schmerz und Schaam und Zorn und Wuth?
 O dass es völlig mich in Staub zerstörte!
 Dass man von mir nicht Gut' noch Schlimmes hörte!

17.

Man hört ja nichts von meiner Kraft und Stärke,
 Durch die ein Held sich ew'gen Ruhm erringt;
 Nichts, nichts von hohem und gepries'nem Werke,
 Das einen dunkeln Ruf zum Lichte bringt.
 Kein Solcher bin ich, wie ich leider merke,
 Der sich durch Kraft und Glück nach oben schwingt,
 Der schlecht'ste Ritter nur in Gottes Zorne,
 Und nie gelabt von seinem Gnaden-Borne.

18.

O wär' ich doch erzeugt von niederm Knechte,
 Von welchem nie des Ruhmes Zunge sprach!
 O wär' ich doch ein zartes Weib — nicht brächte
 Die Thatenlosigkeit mir solche Schmach!
 Allein entstammt vom edelsten Geschlechte,

Und trotz der hohen Ahnen trüg und schwach,
 Fühl' ich verdoppelt meiner Feigheit Tadel,
 Der schärfer trifft, je höher Stand und Adel.

19.

Nichts nützt es mir, dass meiner edlen Ahnen
 Erhab'ner Ruhm im höchsten Glanz erscheint;
 Viel schadet's mir, dass jetzt mich Alle mahnen,
 Held Roland sei mit mir durch Blut vereint.
 Er schlägt, nie rastend, auf des Sieges Bahnen,
 Im lichten Helm und Eisenkleid den Feind,
 Und mächtig weiss der Blitz in seinem Degen
 Dem stolzen Libyen Demuth einzuprägen.

20.

Und ich mit eitelm Zeitverluste raste
 In Müssiggang und Lust und Üppigkeit,
 Schlaf' aus auf weichen Pfühlen im Pallaste
 Und strecke mich in voller Sicherheit.
 Dass mich das edle Joch des Mars belaste,
 Erwart' ich reifere, gelegne Zeit,
 Weil's also Wunsch und Rath der Mutter wollte,
 Dem nie ein Männerherz sich beugen sollte.

21.

So klagt Rinald um die verlorenen Stunden,
 Da schlägt Gewieher plötzlich an sein Ohr,
 Und Klagelaut und Kummer sind verschwunden —
 Er sieht sich gierig um, er springt empor,
 Und sieht, an einem Nussbaum angebunden,
 Ein stolzes Ross, dort nicht gesehn zuvor,
 Die Mähnen schüttelnd, mit den Hufen stampfend,
 Schaum am Gebiss und aus den Nüstern dampfend.

22.

Und eine Rüstung hängt am selben Stamme,
Verstrahlend Glanz von Gold und Edelstein.
Es scheint, dass sie von grossem Künstler stamme,
So demantfest ist sie, so schön und fein.

Ein Hirsch, gejagt von heissen Durstes Flamme,
Der nun erblickt die Quelle kühl und rein,
Ein Liebender, nach langer Sehnsucht Qualen,
Dem unversehn die theuren Augen strahlen:

23.

Nicht freut er sich wie Haimons junger Sprosse,
Denn jedes Hemmniss sieht er weggeräumt,
Vom Weg zum Drang der Schwerter und Geschosse,
Von welchem er bei Tag und Nacht geträumt.

Er läuft in Eil dahin zum schönen Rosse,
Das in's Gebiss mit wildem Schnauben schäumt,
Und bindet's ab vom Baum, ergreift den Zügel,
Und schwingt sich auf und braucht nicht erst den Bügel.

24.

Allein die Rüstung, die zum Siegesmahle
Dem Mars geweiht, den hohen Baum gemacht,
Ergriff er erst, froh, dass solch Glück ihm strahle,Und schmückte sich erstaunt mit ihrer Pracht,

Und sah, der sie gemacht vom feinsten Stahle,
War ihm zu dienen liebevoll bedacht;
Denn wie gehämmert in Vulkanus Schmiede,
So passte sie genau zu jedem Gliede.

25.

Auch ist auf goldnem Feld im Schild zu schauen,
Ein Panther, der in einem Käfig steckt,

Das Haar gestäubt, mit wildem Blick, der Grauen
 In Jeglichem, der ihn beschaut, erweckt;
 Mit Blut beschmüzt den Rachen und die Klauen,
 Auf zweien Füßen in die Luft gestreckt. —
 Dies Zeichen ward einst seinem Ahn zur Beute,
 Das sich zu tragen mancher Enkel freute.

26.

Nachdem er nun auf's hohe Ross gesprungen,
 Und Waffenglanz verstreute weit umher,
 Liebäugelt' er, von Wollust ganz durchdrungen,
 Mit Panzer, Schild und mit der andern Wehr.
 Dann nahm er ihn, der Manchen dann bezwungen,
 Und Manchem Schimpf und Leid gethan — den Speer,
 Doch nicht das Schwert, denn ihm war unverloren
 Ein feierlicher Eid, den er geschworen.

27.

Noch nimmer war ihm jener Schwur entfallen.
 Den er, sich rühmend, einst dem Herrn gethan,
 Als er zugleich mit seinen Brüdern allen
 Vom grossen Karl den Ritterschlag empfahn;
 „Kein Schwert zu ziehn, ja, eher selbst zu fallen,
 Sollt' ihm Gefahr des ärgsten Todes nahn,
 Bevor er nicht nach hartem Kampf als Sieger
 Eins abgenommen hochberühmtem Krieger.“

28.

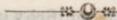
Er steht nicht an, den Eid itzt zu erneuern,
 Und schwenkt, gestachelt von der Ruhmsucht Dorn,
 Und voll Begier nach neuen Abentheuern,
 Sein Ross herum, und drängt's mit Gert' und Sporn,
 Um's mit Gewalt zum Laufe zu befeuern,

Und sucht in edlem Grimm und tapferm Zorn
 Nach einem Platz, geschickt zum Lanzen-Streite —
 So kommt er eilig aus dem Wald in's Weite.

29.

Wie wenn im Lenz der Liebe Zauber walten,
 Die Ferse suchend, irrt der junge Stier,
 Und nichts — nicht Waldgebirg, nicht Felsenspalten,
 Nicht Forst noch Giessbach — hemmt das kühne Thier;
 So ist durch nichts der Jüngling aufzuhalten,
 Dahin gejagt von heisser Ehrbegier;
 So irrt er hier und dort durch weite Felder,
 Durch Flüsse, Thäler, Alpgebirg' und Wälder.

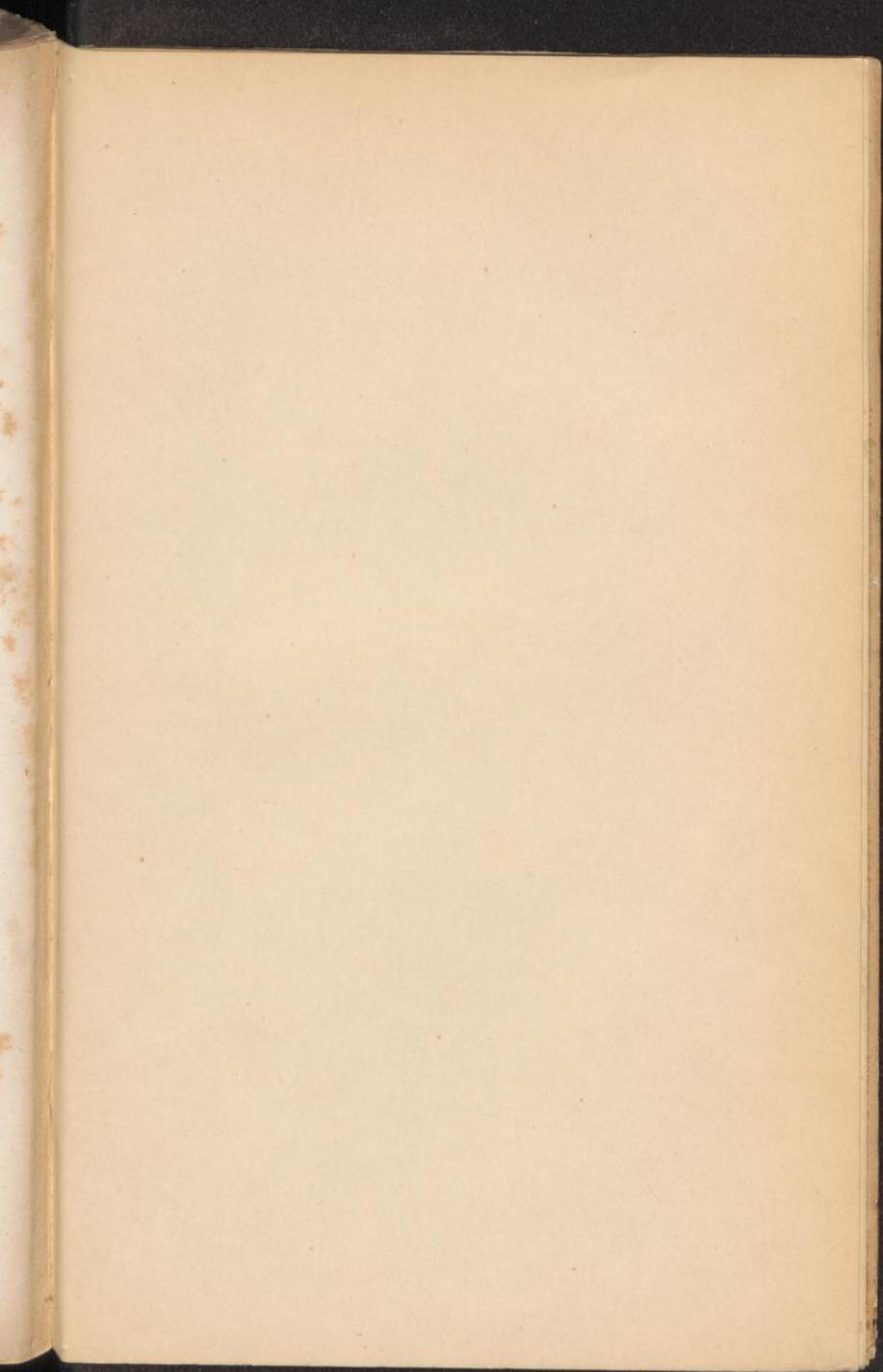
Streckfuss.



Inhalt.

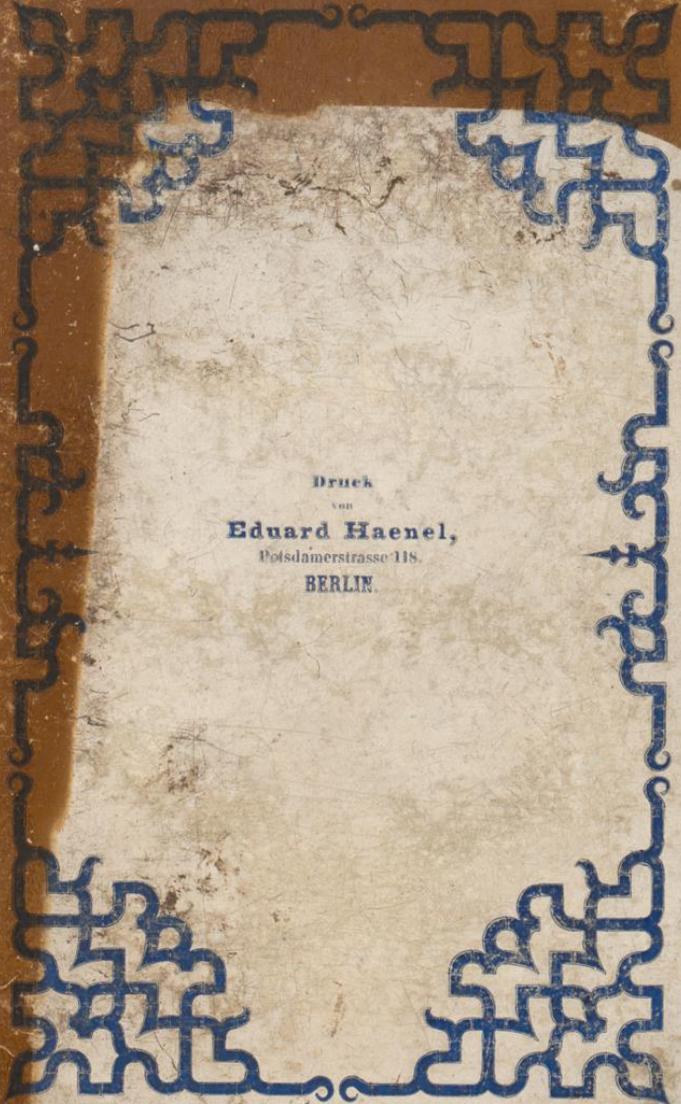
	Seite
Der Friedhof (zum Kupfer)	XI
Thu' deine Hand auf! Von Adelheid von Stolterfoth	1
Ankunft und erster Aufenthalt in Hamburg. 1794. Von Varnhagen von Ense	3
Hamburg. Von L. M. Fouqué	43
Fee Morgana. Von v. Eichendorff	45
Morgenländische Sagen. Von E. Ferrand	46
Ein Bruchstück aus einem Bruchstück. Von L. Rellstab	49
Der Tod des Königs. Von O. F. Gruppe	70
Die Jagd von Winchester. Von demselben	72
Napoleons Grab. Von demselben	76
Fragmente aus Briefen, geschrieben am Rhein. Von der Verfasserin von Godwie-Castle	78
Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir. Aus dem Nachlass Achim's von Arnim	101
Die Wahrsagerin. Von demselben	103
Die Wetterfahne. Von demselben	108
Die Bekehrung. Von demselben	111
Die Uchtenhagen. Von W. Alexis	114
Einleitung zu Simon de Guyomar. Poetische Erzählung. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn	128
Wetzlar und Werther. Reisebriefe. Von F. Kugler ..	135

	Seite
An Georg Herwegh. Von Emanuel Geibel	157
Wanderschaft. Von demselben.....	160
Nachlieder. Von demselben.....	162
Waldgesang. Von demselben.....	164
Ihr. Von demselben.....	165
Zum Schlusse. Von demselben.....	166
Märchen vom Meister Priem. Von Wilhelm Grimm .	
(Mit Kupfer von Th. Hosemann).....	168
Aengsten und Hoffen. Von August Zeune	174
Briefe von Immermann , mitgetheilt von J. E. Hitzig	177
Frühjahr 1842. Gedichte. Von Friedrich Rückert ..	187
Mein erster Morgen in Constantinopel. Von C. Ritter	214
Ein Brief Goethe's . Aus dem Nachlasse des Grafen	
Brühl. Mitgetheilt von Teichmann	251
Der Weg zum Glück. Von Th. Mügge	255
Der Löwe von Butter. Eine Skizze. Von L. Mühlbach	285
Rede. Von Boeckh	299
Scene aus la dama Giardiniera. Von A. Kopisch	313
Mit Gneisenau's Bilde. Von v. Meusebach	320
Aus Tasso's Rinaldo. Von Streckfuss	321



II/237

657



Druck
von
Eduard Haenel,
Potsdamerstrasse 118.
BERLIN.